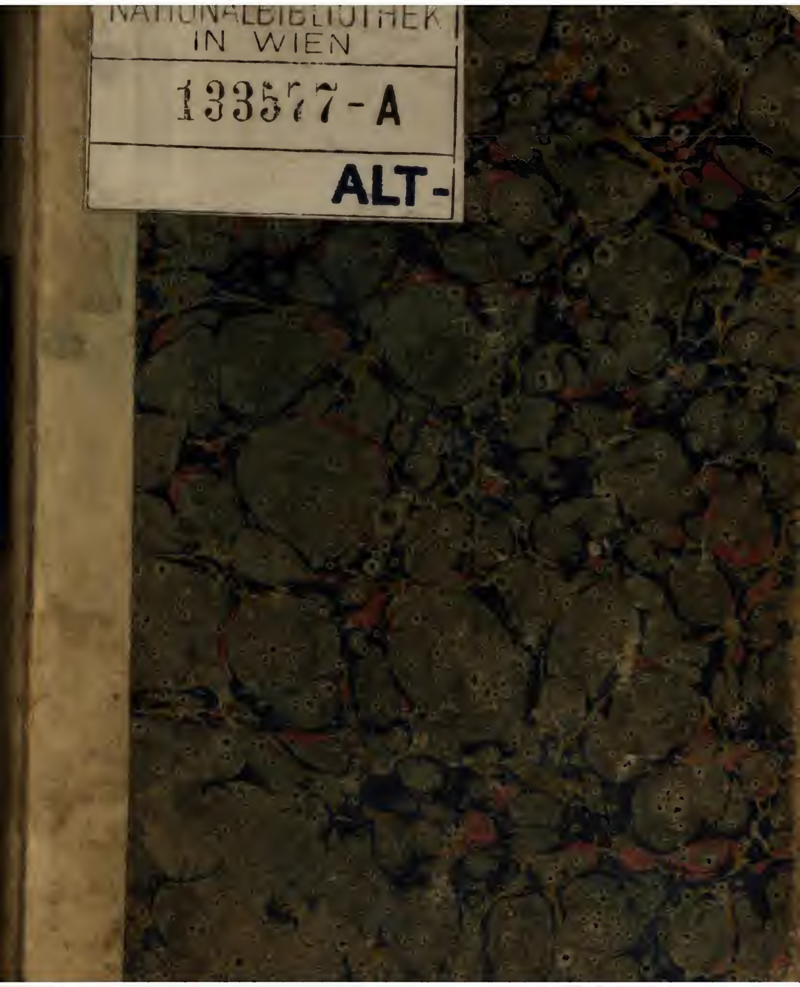
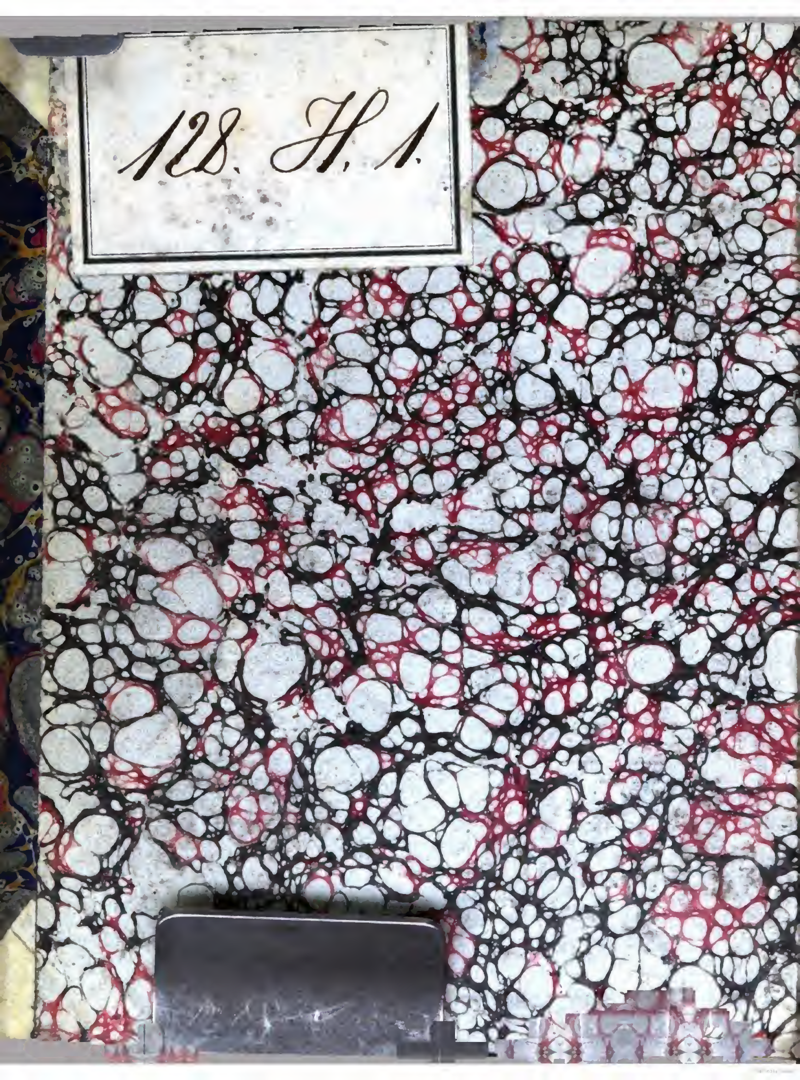
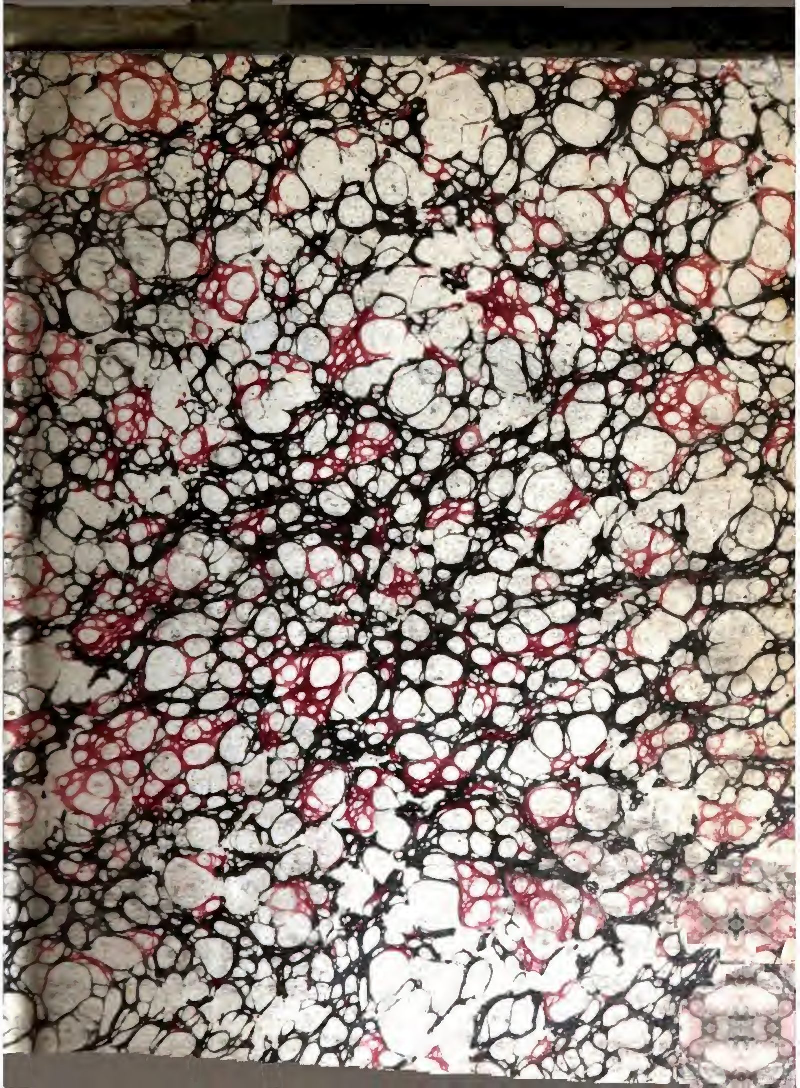

NATIONALBIBLIOTHEK
IN WIEN
133577-A
ALT-





ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Siebenzehnter Jahrgang.

Achtzehnter Band.

Die Passauer in Prag.

I.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.

Die
Passauer in Prag.

Historischer Roman

von

Dr. G. E. Haas.

Erster Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.

Inhalt.

Die Passauer in Prag.

1.

In Prag gibt es eine Gasse, welche Jahr aus Jahr ein von Hammerschlägen wiederschallt. Diese enge, krumme, schmutzige Straße, deren Häuser zumeist auf hohes Alter schließen lassen, sah vor zweihundert und fünfzig Jahren gerade so aus als heute. Wir sprechen, wie der mit den Prager Localverhältnissen bekannte Leser leicht errathen haben wird, von der „Plattnergasse," welche in Bezug auf den beständigen Lärm die geräuschvollste, in Bezug auf Wagengerassel und Spaziergänger dagegen unstreitig stillste Straße der ganzen Altstadt gewesen und wohl noch heute ist.

Die Ecke der Plattnergasse bildet ein alterthümlich aussehendes Haus, dessen Erdgeschoß nach der Straße zu einen Laubengang bildet; es ist dies das Haus „zum steinernen Rössel." Die fünf Fenster der Hauptfronte gehen, wie sich Jedermann überzeugen kann,

nach dem Leonardi-Platze, während die sechs anderen sich nach der Plattnergasse öffnen.

Aus einem Fenster dieses Hauses lehnte sich am Morgen des 2. März im Jahre 1611 ein kleiner, dicker Mann, der mit einem Schurzfell bekleidet war, das ihm von der Brust bis an die Knöchel reichte; das Fell war augenscheinlich noch wenig benützt worden, denn es sah wie neu aus, das zimmtfarbene Wams, welches durch das Schurzfell geschont werden sollte, schimmerte im Glanz der Neuheit, und der steife Ringkragen stand im grellsten Gegensatze zu den gewöhnlichen Anzeichen des Gewerbestandes.

Der kleine, dicke, und setzen wir immerhin hinzu, alte Mann trug auf den breiten mächtigen Schultern einen kleinen Kopf, dessen blaue Augen ehrlich und lustig zugleich in die Welt schauten, während der etwas breite Mund beim Sprechen zwei Reihen Zähne entdecken ließ, um die ihn ein Crokodil beneiden konnte. Der kleine, alte, dicke Mann war ein angesehener Bürger der Altstadt Prag's, hieß Caspar Hummel, hatte Weib und Kind, nannte das Haus „zum steinernen Rössel" sein eigen, und betrieb das Kupferschmiedhandwerk.

Nachdem wir eine Art Nationale unseres ehr chen Altbürgers abgegeben, wird es uns wohl au ch

gestattet sein, eine andere Figur zu zeichnen, die sich noch viel weiter aus dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses lehnt und augenscheinlich im Begriffe steht, mit dem Kupferschmied eine Unterredung anzuknüpfen. Der Nachbar „zum Frosch" ist ein langer, hagerer, knochiger Mann, der in ein weites graufärbiges Oberkleid gehüllt ist und den Kopf mit einem Tuch in Form eines Turbans umwunden trägt. Das Gesicht ist länglich schmal, die Stirne von zahlreichen Falten durchzogen, die Nase wie ein Messerrücken dünn und scharf, das Auge grau und lebhaft, der Körper in fortwährender Bewegung, so daß der Zipfel des weißen Tuches, das statt einer Schlafhaube dient, unaufhörlich hin- und herbaumelt.

„Guten Morgen," rief der kleine Dicke über die Straße und öffnete den Mund zum Gähnen, daß sein Haifisch ähnliches Gebiß zum Vorschein kam, „guten Morgen Meister Tobias, gut geschlafen?"

„So, so," gab der Angeredete zu verstehen, indem er seinen langen, langen Arm streckte.

„Ich träumte heute Nacht vom Teufel."

„O, das ist gut, vortrefflich!" sagte der Nachbar, sein langes Gesicht durch ein halbes Oeffnen des Mundes noch verlängernd. „Wenn ich nur auch einmal vom Teufel träumen könnte!"

„Daß Ihr es nicht könnt, kommt wohl daher, weil Ihr nicht verheiratet seid.“

„Ihr wollt damit doch nicht sagen?“

„Ich will damit gar nichts sagen, als, daß ich im Junggesellenstande nie vom Teufel träumte; es war dies das erstemal der Fall, als ich meine Katharina Brigitte zum Altare führte.“

„Was Ihr da redet ist ja schauderhaft!“

„Ich finde nichts Schauderhaftes daran.“

„Euere Frau mit dem Teufel in Verbindung zu bringen!“

„Ihr mißversteht mich ganz und gar.“

Der lange, hagere, knochige Mann, den wir Meister Tobias nennen und der mit dem vollen Namen Tobias Widtmann hieß, machte sich eben fertig, seine Ansicht nach allen Seiten hin zu beleuchten, als ein Reiter in raschem Trabe durch die Straße hin galoppirte; der Reiter war über und über mit Staub bedeckt. Die Augen der beiden Nachbarn folgten dem Manne.

Plötzlich rief Caspar Hummel, der an das nach der Plattnergasse zu sehende Fenster getreten war: „Er liegt.“

„Wer? was?“ frug der Nachbar, der nicht so gut sehen konnte.

„Nun, der Courier.“

„Ihr meint, daß es ein Courier sei?“

„Ich dächte doch; — Teufel, Teufel! er kann nicht unter dem Pferd hervor.“

„Hilft ihm denn Niemand?“

„Ei, die Kerle sind in ihr Hämmern und Schlagen zu sehr vertieft.“

„Das ist sehr schlimm.“ — Widtmann kniff dabei die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es läßt sich gut machen, gehen wir.“

„Aber ich bin im Schlafrock!“

„Das Pferd wird nicht schauen.“

„Aber der Mann, der Courier?“

„Dem wird es gleichgiltig sein, ob der, der ihn aus der Patsche zieht, einen Schlafrock an hat oder eine Sammtrobe.“

In demselben Augenblicke verschwanden die beiden alten Männer vom Fenster; wir können sie dreißig bis vierzig Schritte abwärts der Straße damit beschäftigt sehen, den Reiter, welcher unter dem Leib des Pferdes lag, hervorzuarbeiten. Das Pferd rührte sich nicht, aus den Nüstern tropfte Schaum mit Blut vermischt, — das arme Thier war todt. Der Ritt hätte jedes Pferd der Welt getödtet; der Reiter hatte sechs deutsche Meilen, ohne anzuhalten, in rasendem Galopp zurückgelegt. Als der Mann unter dem Pferd hervorgezogen war,

zeigte es sich, daß er sehr blaß aussah, den einen Fuß nur mühsam bewegen und sich selbst kaum aufrecht erhalten konnte. Der kleine, dicke Mann stützte ihn zur Rechten, der lange, hagere zur Linken; endlich warf der Kupferschmied die sehr triftige Frage auf: „Was thun?“ Diese Frage weckte aber den Reiter zugleich aus seiner Erstarrung; er rief, indem er heftig gesticulirte: „Um Gottes Willen ein Pferd!“ und als die beiden Männer einen Augenblick unschlüssig zögerten, schrie er: „aber sogleich, ohne Verzug, ohne den geringsten Zeitverlust.“

Hummel erlaubte sich die Bemerkung, daß es vielleicht besser wäre, zuvor einen Schluck Wein zu sich zu nehmen.

Dieser wohlgemeinte Vorschlag versetzte den eilfertigen Mann in Wuth, er schlug mit seiner Reitpeitsche auf seine hohen Reiterstiefel, und schwor bei allen Heiligen des katholischen Kalenders, daß er ohne Aufenthalt fort müsse, ja er machte seine wackeren Retter mit ihren Köpfen verantwortlich, ihm nicht an der Fortsetzung seiner Reise hinderlich zu sein.

Das schien aber unserem braven Kupferschmied zu viel, er sagte daher mit erhöhter Stimme: „Es fällt uns nicht im Schlafe ein Euch aufzuhalten, und hiemit Gott befohlen.“ Widtmann, der ganz gleicher Meinung zu sein schien, wiederholte das „Gott befohlen,“ und

lächelte dem Reiter so freundlich zu, daß dieser in Wuth gerieth, die Hand des hageren Mannes faßte und sie wie in einem Schraubstock preßte. „Was-haben Sie denn nur, Sie närrischer Mann?“ rief der Hagere, der lieber vor Schmerz geschrieen hätte.

„Ich habe leider nichts und möchte ein Pferd haben; höret Ihr, Mann, ein Pferd, aber auf der Stelle, oder ich rüttle Euch die Seele aus dem Leibe.“ Dabei machte der Fremde Miene, seine Drohung sogleich in Ausführung zu bringen. „So laßt mich nur einmal los,“ entgegnete der zitternde Bürger, „denn wenn Ihr mich noch so heftig rüttelt, wird Euch das noch immer kein Pferd zur Stelle schaffen.“

In demselben Augenblicke ritt ein barfüssiger Bursche ein Pferd durch die Gasse, das augenscheinlich ein Zugthier war, aber dick wie ein gemästetes Schwein, hatte es auch in Rücksicht auf die Mähne Aehnlichkeit mit dem Rüsselthier, indem die Mähnenhaare des schmutzig-grauen Thieres den Borsten gliechen, welche vom Rückgrat des Schweines abstehen, nur daß sie zahlreicher und länger waren.

„Da, da ist ein Pferd!“ rief Widtmann in seiner Herzensangst.

„Was fällt Euch ein, der Herr wird diese Mähre besteigen!“ entgegnete der Kupferschmied.

„Er wird es, er wird es," sagte der Reiter mit funkelnden Augen und rief dem Burschen, mit einer an's Befehlen gewöhnten Stimme zu, abzusteigen.

Der Bube, welcher das Pferd zur Schwemme in den Fluß reiten wollte, begnügte sich dem Herrn eine Fratze zu schneiden und das Thier, das er einen Augenblick angehalten hatte, wieder in Bewegung zu setzen. Jetzt verlor aber der Fremde die Geduld; obgleich er am rechten Bein hinkte, eilte er doch dem Pferde zu, faßte das Pferd mit der einen Hand an der struppigen Mähne und versetzte dem baarfüßigen Reiter mit der Anderen einen solchen Schlag, daß er stracks vom Rücken des Thieres herunter kollerte. Glücklicher Weise war das Pferd so niedrig gebaut, daß der Bursche durch den Fall keinerlei Schaden erlitt. Während sich der Letztere wieder aufrichtete, saß der Fremde schon auf dem Rücken des sattel- und zügellosen Pferdes und trabte, es blutig spornend, rasch des Weges fort. Der Pferdejunge lief dem Fremden nach, überschüttete ihn mit Schimpfnamen aller Art, hieß ihn „Roßdieb und Räuber" und bemächtigte sich in Ermanglung jedes anderen Ersatzes des Hutes, welchen der Fremde nicht mehr aufzuraffen Zeit gehabt hatte. Schließlich forderte der Junge die beiden Bürger zur Zeugenschaft auf, daß ihm das Pferd mit Gewalt entwendet worden

sei, und daß der Hut, den er in den Händen hielt, dem Fremden gehöre.

Die beiden Nachbarn willigten, wiewohl ungerne ein und erschöpften sich nun in Muthmassungen über den Eigenthümer des Hutes, der sich, nachdem er vom Staub gereinigt worden, als eine ganz zierliche Kopfbedeckung, wie sie damals von den Vornehmeren getragen wurde, herausstellte. Im Innern der Kopfbedeckung war ein aus Eisenspangen bestehendes Kreuz, um Hieb oder Stich vom Kopf selbst abzuhalten.

„Ich möchte meinen Sonntagbraten darum geben," meinte der Magere, „wenn ich erfahren könnte, wer der seltsame Reiter sei." Und ich eine solche Vogelscheuche von einem Pferd, wenn ich seinen Namen wüßte," versetzte der kleine Dicke. „Und ich" fügte der Bursche mit weinerlicher Stimme hinzu: „Ich werde gar nichts geben, aber sicher etwas bekommen auch ohne, daß ich erfahre wer der Roßdieb war." Diese Worte verband der Pferdejunge mit einer so deutlichen Mimik, daß man ohne Scharfsinn errathen konnte, was der arme Teufel zu bekommen fürchtete.

Hummel suchte nun den Jungen mit so lauter Stimme zu trösten, daß sich alsbald ein Kreis von Zuhörern um die kleine Gruppe bildete, es schien dem

ehrlichen Bürger ein besonderes Vergnügen zu bereiten, das eben stattgehabte Ereigniß Jedem, der es hören wollte, mit allen Details zu erzählen. Da es aber jeder Neuhinzugekommene wieder zu hören verlangte, so hatte noch der wackere Meister das Vergnügen sein Abenteuer mit stets neuen Varianten, wobei er sich immer auf's Neue auf die Zeugenschaft des Nachbars berief, mittheilen zu können. Als die Erzählung unserem Freunde immer geläufiger wurde und Nachbar Widtmann zu jeder neuen Variante beifällig nickte, ja der Pferdejunge eine außerordentliche Freude darin zu finden anfing, in dem Abenteuer eine Hauptrolle zu spielen, da wurde Hummel mit jeder Wiederholung kühner, bis er zuletzt behauptete, gesehen zu haben, wie der Fremde gegen den armen Pferdejungen den Dolch gezückt. Der Nachbar nickte auch zu dieser phantasiereichen Ausschmückung gefällig und der Bursche brach in ein so bedenkliches Schluchzen und Weinen aus, daß sich die umstehenden Frauen zu thatkräftigen Beweisen ihres Wohlthätigkeitssinnes aufgefordert fühlten. Rasch wurde eine Collecte veranstaltet und der Rest oder Ueberschuß des Marktgeldes für den unglücklichen Pferdejungen zusammengelegt. Die Männer, welche sich durch die Großmuth der Frauen nicht beschämen lassen wollten, trugen ebenfalls ihr Schärflein bei und Meister Hum=

mel erklärte von so vieler Freigebigkeit angesteckt, in einer Anwandlung von Großmuth und Prahlerei, dem armen Jungen das gestohlene Pferd ersetzen zu wollen. Widtmann der Friseur und Bader, welcher nicht hinter seinem Freund zurückbleiben wollte, fügte eine Einladung zum Mittagbrot bei. Hummel, der aber alle Glorien der Großmuth für sich zu erbeuten Lust hatte, wußte kein besseres Mittel den Bader und Friseur aus dem Feld zu schlagen, als indem er beide den Jungen und seinen Nachbar zu sich lud. Widtmann, welchem aus Erfahrung bekannt war, daß der wackere Kupferschmied einen guten Tisch führte, willigte entzückt ein, während der Bursche seine Gutheissung durch drei wohl gelungene Burzelbäume zu erkennen gab.

Es wäre übrigens unfreundlich, wenn wir den Leser in der irrigen Ansicht ließen, als ob Tobias Widtmann und der kleine Pferdejunge Jan Kafka die glücklichsten Personen der ganzen Gruppe gewesen wären. Der Allerglücklichste war Caspar Hummel, der nun, wie ein Tambourmajor kerzengerade, im aufrechtester Haltung um die Ecke schwenkte und in ganzen Gefühl seiner Wichtigkeit auf das Hausthor zuschritt. Die Menge begleitete den ehrsamen Bürger bis an den Eingang, wo er den Leuten in herablassendster Weise ein Zeichen der Verabschiedung machte.

Bis daher war Alles gut, ja vortrefflich abgelaufen, der Kupferschmied bildete sich ein, zwei Menschenleben gerettet zu haben und sein gutwilliger Nachbar that nichts, um ihn im Genuß dieses süßen Gefühls zu stören, das Publicum hatte; ihm aufmerksam zugehört und sogar sichtbare Zeichen des Beifalls gezollt, der kleine Jan Kafka ihm bereits zum hundertsiebenundzwanzigsten Male — Hummel hatte wohl gezählt — die Hand geküßt. Was blieb dem braven Bürger zu wünschen übrig? und doch hätte Hummel wohl gethan in diesem Augenblick an Polykrates zu denken.

Während nämlich Caspar Hummel noch die Stiege hinanstieg, wurde sein glückstrahlendes Antlitz von einer düsteren Wolke umschattet, er stieg, je mehr er sich den obersten Stufen näherte, desto langsamer und hörte auf, sein: „Nur mir nach meine Freunde!“ zu rufen. Endlich als sie insgesammt den Höhenpunct der Haustreppe erreicht hatten, hustete und schnaubte der alte Herr wider seine Gewohnheit und murmelte einige Worte vor sich hin, deren Bedeutung weder der Pferdejunge noch Tobias Widtmann verstehen konnte. Sie gaben sich auch gar keine Mühe, da sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Der Küche, welche nächst dem Stiegenhaus angebracht war, entstiegen nämlich so lockende Düfte von Braten und Fleischbrü-

hen, daß sich die beiden Gäste des Kupferschmiedes, wie auf ein verabredetes Zeichen, plötzlich verwundert und fragend ansahen. Indessen hatte der Herr des Hauses leise gepocht, viel leiser als von einem so kühnen Manne, der zum Frühstück zwei Menschen das Leben rettete, zu erwarten stand.

Eine große, umfangreiche Dame, die eine Perlenschnur um den Hals trug und ein breites Küchenmesser in der Hand führte, öffnete die Pforte. Die sonst so laute Stimme des Schmiedes sank zu einem leisen Flüstern herab. „Gute Katharine Brigitte“ hub er an, „liebes Weib, ich setze voraus, daß Du bereits von dem großen Ereigniß in Kenntniß gesetzt bist, in dieser Voraussetzung habe ich . . . .“

„Dummheiten!“ fiel ihm hier die Angeredete in's Wort, „nichts als Dummheiten, was hat Dich der Gaul und der Pferdejunge zu kümmern; mag alle Beide der Teufel — der Geier will ich sagen, holen, aber ich wette, da steckt wieder der einfältige Nachbar dahinter. O, er soll mir nur einmal kommen, der alte Fabelhans.“

„Ich versichere Dich —.“

„Versichere mich gar nichts, ich habe Alles aus dem Fenster mit angesehen.“

„Nun eben deshalb —.“

„Was eben deshalb?“

Hummel schloß hier die Augen, wie ein ängstlicher Mensch, der zum ersten Mal ein Gewehr abdrückt, und polterte athemlos heraus: „Eben deshalb wirst Du es natürlich finden, daß ich den Nachbar Widtmann und den Pferdejungen zu Tische gebeten habe.“

Die Wirkung dieses Geständnisses war in der That eine außerordentliche, Frau Katharina Brigitta blieb einen Augenblick sprach- und regungslos stehen, aber nur, um sodann die Seitenthüre aufzustoßen und so laut sie konnte, zu rufen:

„Petronella! Sabine! Euer Vater hat soeben einen wildfremden Pferdejungen zu Tische geladen, das nächste Mal bringt er den Gaul auch mit. Der Mann kommt uns noch gänzlich von Sinnen, was wird Herr Wapiczka zu solchen Streichen sagen, oder Seine Hochwürden der Dommherr Hoditz? — Gut, sie mögen kommen die sauberen Gäste, aber Du kannst mit ihnen allein essen und sie selbst bedienen; ich und meine Töchter werden mit keinem Pferdejungen an einem Tische sitzen.“

Mit diesen Worten kehrte die umfangreiche Dame ihrem Manne den Rücken zu. Vergebens stellte Hummel noch eine Reihe von Versuchen an, die Aufmerk-

samkeit seiner Gattin zu erregen, sie scheiterten insgesammt an dem unbeugsamen Willen derselben.

Der Kupferschmied ließ den Kopf sinken und war entschlossen, sich irgend einer Ausrede zu bedienen, um die Einladung rückgängig zu machen. Mit betrübter Miene näherte er sich den im Stiegenhaus zurückgebliebenen Gästen und sagte, wie leid es ihm thue, gegen die Pflicht der Gastfreundschaft verstossen und seine Einladung zurücknehmen zu müssen.

Das Gesicht des unglücklichen Friseurs verlängerte sich bei dieser überraschenden Kunde auf bedenkliche Weise, während sich der Pferdejunge mit der umgekehrten Hand über die Augen fuhr. Hummel sah ein, daß er seinen Gästen doch eine Art Rechtfertigung schuldig sei; er theilte ihnen deßhalb auf's geradewohl mit, wie die lange Abwesenheit der Kindsmagd das ganze Haus in Bestürzung versetzt habe.

Kaum waren diese Worte über die Lippen des Meisters gekommen, so fuhr die helle Discantstimme der Hausfrau dazwischen.

„Der Mann ist ein Hellseher", rief sie aus, „so wenig man es seiner kleinen Nase ansieht. — Ja die liebe Christel ist mit dem Kinde vor zwei Stunden weggegangen und noch immer nicht zurück."

Das erschreckte den braven Bürger so, daß er sich

entsetzt umwandte und frug: „Ist es wahr, Frau, daß unser Aennchen noch nicht zurück ist?“

„Da seht nur den Narren an,“ erwiederte Katharina Brigitte vor Schadenfreude kichernd, „erzählt er seinen Freunden ein Langes und Breites von seinen väterlichen Besorgnissen, und als seine Frau diese Besorgnisse bestätigt, fragt er, ob es wahr ist.“

„Wenn nur nicht die Juden —,“ rief der gepeinigte Mann kummervoll aus.

„Ei was die Juden,“ engegnete die Frau, „sage „lieber, wenn nur nicht die hübschen Cavaliere —“

„Also die hübschen Cavaliere.“

Bei diesen Worten fiel, Gott weiß welcher Ideenverbindung zu Folge, der Blick der Dame auf den Federnhut, welchen der Pferdejunge noch immer als Trophäe in der Hand hielt; sie nahm ihn und steckte ihre Finger, ohne die Kopfbedeckung weiter ihrer Beachtung zu würdigen, in das Futter; es knisterte, die Frau wurde aufmerksam und sprach:

„Was habt Ihr denn da?“

„Nichts, gar nichts,“ gab der Kupferschmied zur Antwort; indeß hatte aber seine Gattin bereits ein in Form einer Depesche zusammengelegtes Papier aus dem Futter gezogen, das nur ganz leicht zugeklebt war und

an der Außenseite die Ueberschrift trug: „An Seine Durchlaucht."

Tobias Widtmann machte beim Anblick der Depesche ein Gesicht, als ob er eben im Begriffe stünde, die Entdeckung der Buchdruckerkunst zu publiciren, dann sagte er, den Kopf etwas erhebend: „Sein."

„Was will das sagen, Sie alberner Mensch?" schnauzte ihn die Kupferschmiedin an. Diese Beredsamkeit verblüffte den geistreichen Friseur dermassen, daß er kein Wort mehr herausbrachte; Hummel nahm es auf sich, die kurze Andeutung des Nachbars zu interpretiren; „er meint," sagte er, „den Courier."

„Dann muß man ihm das Papier sogleich zurückstellen," entgegnete die Frau mit Entschiedenheit.

„Ja, wissen wir denn, wohin er geritten?" warf der Friseur zaghaft ein.

„Ja, wir wissen es," entgegnete die Hausfrau, einen neuen Zornesblick nach dem aufgedrungenen Gast schleudernd.

Dieser sah den Kupferschmied gleichsam hülferufend an, als wenn er sagen wollte: „he, wissen wir es wirklich?"

Hummel schüttelte den Kopf und sagte ganz behutsam: „Nichts wissen wir."

„Weil Du es Dir einbildest," entgegnete die Frau,

ihren Gatten vom Kopf bis zum Fuß messend, „sonst aus keinem Grunde, denn mir kommt es vor, als wenn ein Courier hier durch diese Gasse nur nach dem Hradschin reiten könnte.

„Teufel, Teufel, die Frau könnte Recht haben," machte Widtmann.

„Meint Ihr?" erwiederte Katharina Brigitte verächtlich.

„O, meine Frau hat fast immer Recht," schaltete der Gatte ein.

„Fast immer? Mir ist kein einziger Fall bekannt, daß ich im Unrecht geblieben wäre."

„Nun, es war nur eine Redensart, aber was ist jetzt zu thun?

„Nichts leichter als das, Ihr geht nach dem Schloß, stellt das Papier zurück und seht zugleich nach dem Kinde — die Christel macht mir wirklich Angst." Die letzten Worte sprach die energische Frau mit so vielem Ausdruck ernsten Kummers, daß man gegen ihre harten Aeußerungen nachsichtig zu werden anfing. Meister Kaspar bot ihr die Hand, die sie annahm und selbst drückte.

Der Pferdejunge jubelte laut, daß er nun den Räuber seines Gauls wieder finden werde.

Als die Gesellschaft bereits die Stiege hinabklomm, rief Frau Katharina Brigitte nach:

„Wenn Ihr das arme Kind wohlbehalten nach Hause bringt, will ich die versäumte Mahlzeit vierfach ersetzen.“

Der Friseur thürmte bereits in seiner Phantasie einen Fleischberg zur vierfachen Höhe auf und vertiefte ein böhmisches Deckelglas um das Vierfache seines Inhaltes, er stopfte sich den Mund gleichzeitig mit vier Semmeln an und strengte seine Einbildungskraft an, indem er ihr die Erfindung zumuthete, mit zwei Armen aus vier Schüsseln zuzulangen.

Frau Katharina Brigitte warf noch einen Blick nach dem Pferdejungen und sagte verweisend, aber in viel milderem Tone: „In solchem Aufzug darfst Du meinem Mann nicht zur Seite gehen, würden ihm ja alle Gassenbuben nachlaufen;“ darauf ging sie in's Zimmer zurück, kramte in dem Kleiderkasten ihres Mannes herum und kehrte mit einem Pack abgenützter Kleidungsstücke zurück, welche zwar für den Buben viel zu lang und weit waren, ihm aber deßungeachtet ein anständigeres Aussehen verschafften, als es die etwas nach den Uranfängen der Cultur zugeschnittenen Kleider, die er bisher trug, gethan hatten.

Unter den seligen Gedanken an Schöpsenfleisch und Hühnercotteletettes schritt der Friseur schweigend voran, während ihm Caspar Hummel nicht ohne Sorge um das

Kind, eben so schweigsam folgte, nur Jan Kafka ahmte bald einem Sperling, bald einer Grasmücke nach und war unausgesetzt bemüht, in Ermanglung anderer Mitredner, mit den geflügelten Bewohnern der Baumkronen täuschende Zwiesprache zu pflegen.

2.

Während sich diese Vorfälle im steinernen Rössel zutrugen, ereigneten sich am Hradschin, der Prager Burg, wo damals Kaiser Rudolf II. Hof hielt gar wunderbare Dinge.

Vor dem Eingang zu des Kaisers Gemächern ging ein ältlicher Mann mit stark geröthetem Gesicht auf und ab, der die Hände in den Taschen seines Beinkleides stecken hatte. Es ist der Mühe werth den Mann zu beobachten, er trägt den Kopf hoch, dankt sehr nachlässig, wenn er — was von allen Vorübergehenden regelmäßig geschieht, — gegrüßt wird, ist sehr kurz angebunden und in seinen Ausdrücken keineswegs wählerisch.

Eben nähert sich ihm der Graf Lodron, ein Herr von beßtem Adel, er winkt dem Manne freundlich zu.

Dieser aber stellt seine peripathetische Bewegung keinen Augenblick ein, sondern begnügt sich einfach den

Hut zu rücken, Graf Lodron beißt sich auf die Lippen, folgt aber deßungeachtet dem unermüdlichen Peripatetiker und spricht ihn an; dieser Mann zieht eine Hand aus dem Hosensack und macht ihm ein Zeichen, daß er bereit sei ihn anzuhören. Wer würde in diesem Bild nicht den Monarchen zu erkennen glauben!

Und doch war der Mann mit der Hand in der Hosentasche, der sich eben bereit erklärte dem Grafen Lodron eine Audienz zu bewilligen, nur der erste Kammerdiener Sr. Majestät, Herr „Philipp Lang."

Nachdem der Kammerdiener den Grafen Lodron gnädig angehört, ging der Ritter von „Del" vorüber, Lang klopfte ihm zutraulich auf die Achsel, indem er mit einem schalkhaft sein sollenden Lächeln hinzusetzte:

„Ist nicht jeden Tag Kirchtag, haben kein Geld, ganz unnöthig sich deßhalb zu Seiner Majestät zu bemühen."

Dem wackern „Keppler" drehte er den Rücken zu, als er ihn von Weitem kommen sah, dagegen erregten ein paar Kindsmägde, welche über den Burghof gingen seine Aufmerksamkeit, die eine war groß, schwarzhaarig, hatte feingeschnittene lebhafte Augen und wiegte den Oberleib, wie es die Cirkassierinnen thun sollen, in sehr anmuthiger Weise, die andere war etwas kleiner, hatte blondes in's Röthliche streifendes Haar, ein höchst

regelmässiges Gesicht und ein paar reizende Beine, welche unter dem etwas kurzen Faltenrocke sichtbar wurden.

Lang tippte sich auf die Stirne und eilte den beiden Mädchen, deren jede ein Kind an der Hand nachschleppte, nach. Er stellte sich ihnen am Eingang des „Hirschgrabens“ entgegen und lud sie ein, in den reservirten Raum des Gartens hinab zu steigen, die Mägde zögerten, da es bereits auf zehn Uhr ging und die Herrschaft des einen Mädchens im entferntesten Theil der Stadt wohnte. Der Kammerdiener ließ sich aber in seinem freundschaftlichen Ansinnen nicht beirren, sondern erwiederte mit der größten Artigkeit, daß diejenige, welche am weitesten wohne, zurückstehen solle, während er ihrer Gefährtin den Garten und das Schloß zeigen würde. Die Mädchen besprachen sich einen Augenblick, worauf sich das Kleinere mit dem Knaben, den sie an der Hand führte, entfernte. .Lang schien einen Augenblick zu bedauern, daß gerade die Blondine so weit vom Schloß weg wohne, doch faßte er sich bald und sagte mit einem Seufzer stiller Resignation: „Gehen wir.“ Die Schwarze nahm das Kind wieder an die Hand und war im Begriff ihrem Führer zu folgen. Zu ihrem Erstaunen drehte sich aber Lang plötzlich um und sagte in gebieterischem Tone:

„Das Kind bleibt hier.“

Als sich die Magd jedoch weigerte, das Kind sich

selbst zu überlassen, gab er nach und ließ sie mit dem Kinde eintreten. Kaum wurde er aber eines Hoftrabanten ansichtig, so entriß er dem Mädchen das Kind und schleppte es trotz des fortgesetzten Geschreies und aller Protestationen von Seite der Wärterin zu den Trabanten, denen er die Worte zurief:

„Da nehmet den Balg in Acht!“

Diese rücksichtslose Behandlung erbitterte die Magd dergestalt, daß sie nun erklärte keinen Schritt mehr vorwärts zu thun.

„Gebt mir das Kind,“ rief sie ein über das andere Mal. „Ich will zurück.“

Der Kammerdiener gab sich gar keine Mühe das Mädchen zu beschwichtigen, sondern drängte sie gegen eine Thür, die dem Geruche nach zu urtheilen, zu den kaiserlichen Ställen führen mußte.

Kaum war es ihm gelungen das Mädchen über die Schwelle zu drängen, so schloß er hinter ihr die Thüre, und brach in ein so heftiges Gelächter aus, daß er daran zu ersticken drohte.

Das Mädchen, welches glaubte, daß der Hofbediente einen schlechten Scherz mit ihr vorhabe, kehrte um, schlug an die Thüre, rief, man möchte ihr öffnen, aber vergebens. Der Schall der Schritte entfernte sich immer weiter, sie warf scheue Blicke um sich und suchte einen

anderen Ausgang zu entdecken, allein wie sie zu ihrem Schrecken wahrnahm, befand sie sich wirklich in einem Stall. Die Pferde, welche der Reihe nach an mamornen Krippen standen, bewiesen es, sonst nichts, denn der weite Raum war mit Fresken geziert, mit Statuen geschmückt und so rein gekehrt, daß man ihn eher für einen Salon als für einen Pferdestall halten konnte.

Als sie kaum zwanzig Schritte vorwärts gemacht, bemerkte sie einen Mann, der in den Fünfzigern stehen mochte und eben damit beschäftiget war ein fleckenloses milchweißes Pferd zu streicheln; sie hatte hinlänglich Zeit den Pferdefreund, der ihren Eintritt nicht bemerkt zu haben schien, zu betrachten.

Es war ein Herr von mittlerer Größe, dessen Gesicht viel Geist aber auch mächtige Leidenschaften ausdrückte. Die etwas tiefliegenden Augen waren von schön geschwungenen Brauen überschattet; das Kinn bedeckte ein nur wenig gepflegter Bart, der mit der Nachlässigkeit der ganzen äußeren Erscheinung im Einklang stand. So steckten die Füße des Mannes in hellrothen Sammtpantoffeln während die Strümpfe um den nackten Waden schlotterten. Um den Leib hatte er eine Art Oberkleid, welches die Mitte zwischen Kaftan, Mantel und Schlafrock hielt.

Der Pferdefreund wurde, als er sich umkehrte, des

Mädchens gewahr, er sah sie einen Augenblick starr an, ging dann auf sie zu und frug, was sie wolle. Das Mädchen vermochte einen Mann, der sich seit Jahren nicht mehr öffentlich gezeigt hatte, nicht zu erkennen, sie bat den Fremden ihr den Ausgang zu zeigen.

Der Mann in den Pantoffeln lächelte und führte sie nach einer mit Eisen beschlagenen Thüre, die Thüre schlug hinter ihnen zu, aber das Mädchen gewann dessen ungeachtet nicht das Freie.

Kammerdiener Lang war indeß auf seinen Platz zurückgekehrt, wo er fortfuhr Huldigungen entgegen zu nehmen und Audienzen zu ertheilen.

Ein von vier andalusischen Hengsten gezogener Wagen fuhr vor, — es war der spanische Infante Don Balthasar de Luniga, er ließ den Kammerdiener durch einen seiner Leute fragen, ob er die Ehre haben könne, Sr. Majestät dem Kaiser aufzuwarten.

Lang zuckte die Achsel: „Weiß nicht, versuchen", und setzte seinen Spaziergang fort.

Don Balthasar, welcher die Bedeutung des Kammerdieners hinlänglich kannte, hielt es nicht unter seiner Würde aus dem Wagen zu springen und zu dem stolzen Bedienten persönlich hinzugehen. Er, der als Grand von Spanien sein Haupt nicht vor dem König entblößte, zog vor dem Kammerdiener, der ihn festen Fußes erwartete,

den Federhut und frug mit einem freundlichen Lächeln ob der Kaiser nicht zu sprechen sei. Diese Demuth genügte, um des Kammerdieners Zunge zu lösen.

Er sagte ziemlich respectlos:

„Der Kaiser ist wieder einmal bei seinen Pferden, Mahlern, Zauberern und Goldmachern, was, wie Euer Excellenz bekannt ist, so viel bedeutet, als — er sei für Niemanden in der Welt zu sprechen. Was können wir armen Diener, als es Gott klagen,“ dabei blickte der Lakei gegen Himmel. Don Balthasar warf dem ihm verhaßten Kerl ein Kußhändchen zu, stieg wieder in den Wagen und ließ umkehren.

Der Kammerdiener rieb sich die Hände und setzte seine Bewegung fort.

Plötzlich hörte er das Klirren eines Degens auf dem feinen Kies, mit welchem der Schloßplatz bestreut war, und sah sich um.

Ein Officier in der malerischen Gewandung jener Zeit: mit hohen Stiefeln, Stülphandschuhen und breitkrempigem Federhute, den langen Raufdegen an der Seite und die grüne, kaiserliche Feldbinde um die Achsel geschlungen, begehrte den Monarchen zu sprechen.

„Ich bin der Obrist Pietipsky!“

Der Kammerdiener zuckte die Achseln, als wollte er sagen: was geht das mich an.

„Ein alter, vielverdienter Soldat —“

Herr Lang hörte ihn unbeweglich an.

„Man sagt, das Passauer Kriegsvolk nähere sich Prag —“

Herr Lang hörte noch immer zu.

„Ich will und muß zu Sr. Majestät!“

Jetzt fuhr der Kammerdiener auf.

„Lieber Herr Obrist Pietipsky, ich sage Ihnen, Sie werden Se. Majestät weder jetzt, noch in einer Stunde, noch in zwölf Stunden sprechen. Kümmern Sie sich um Ihre Reiter oder um Ihr Fußvolk, was weiß ich, aber lassen Sie das hier in Ruhe, und nun guten Morgen, mein Herr Obrist!“

Der alte Kriegsmann murmelte ein Schock Flüche vor sich hin und entfernte sich.

Lang blickte ihm höhnisch nach.

Einige Minuten später trabte ein Mann mit bloßem Kopfe, auf einem alten, stützigen Gaul, ohne Bügel, Zaum und Sattel über den Schloßhof.

Der Kammerdiener machte große Augen, und wollte gerade die Schloßwache ausschelten, daß sie den seltsamen Reiter eingelassen, als ihm eine bekannte Stimme zurief:

„Lang, haltet mir doch das Roß, damit ich absteigen kann!“

Der Kammerdiener machte noch viel größere Augen, als er den staubbedeckten, baarhäuptigen Reiter erkannte, er hielt das Pferd und half dem Reiter mit, ohne Vergleich, mehr Respekt, als er jeder andern Person bisher erwiesen hatte, von demselben.

Der Reiter, der noch ein wenig hinkte, sagte im befehlshaberischen Tone:

„Nun, vorwärts! Melde mich bei Sr. Majestät!"

„Unmöglich, Durchlaucht!"

„Wie, unmöglich? — Es muß möglich sein!"

„Zu meinem Leidwesen sehe ich mich genöthigt zu wiederholen, daß Se. Majestät durchaus nicht zu sprechen ist!"

„Und warum nicht?"

„Euer Durchlaucht werden vergeben, aber Ihre Majestät haben —"

„Nun, heraus mit der Sprache! Ich habe weder Lust noch Zeit, zu langem Parlamentiren!"

„Der Kaiser beliebt seine gewöhnlichen Launen zu haben, nichts weiter."

„Seid vernünftig, Lang! — Ihr seht, in welchem Zustande ich gekommen bin, nur um meinen kaiserlichen Cousin zu sprechen; Ihr könnt Euch denken, daß es nicht Scherzeshalber geschieht!"

„Man wird sehen, was zu thun ist."

Mit diesen Worten entfernte sich der allmächtige Kammerdiener und ließ den Erzherzog stehen.

Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, Straßburg u. s. w., war der Liebling Rudolf II. und in die geheimsten Pläne und Entwürfe dieses Monarchen eingeweiht; ihm gedachte der Kaiser, mit Uebergehung seines ältesten Bruders, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden.

Es war eben im Werke, den Kaiser mit Hülfe geworbener Truppen wieder in Besitz der von ihm an Mathias abgetretenen Länder zu setzen, als Leopold in Prag anlangte.

Besehen wir uns den Prinzen genauer.

Er war ein noch junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann, der einige Anlage, mit der Zeit corpulent zu werden, verrieth; abgesehen davon, daß er, um unerkannt zu bleiben, ohne alle Abzeichen seiner Würde reiste, war nichts Geistliches an ihm zu bemerken; ein dichter Schnur- und Stutzbart konnte unmöglich dazu beitragen, ihm ein klerikales Ansehen zu verleihen. Der Prinz hatte übrigens ein wohl genährtes, weiß und roth gefärbtes Gesicht, die Tonsur war längst mit kastanienbraunen Haaren überwachsen, und die ganze Erscheinung machte eher den Eindruck des Kriegerischen, als den eines Friedensapostels.

Der eben beschriebene Prinz ging nun, statt des

Kammerdieners, unruhig auf und ab und drehte sich jeden Augenblick ungeduldig und ungewohnt zu warten um. Seine ohnedieß kurze Geduld sollte auf keine zu harte Probe gestellt werden.

Philipp Lang erschien schon nach wenigen Minuten mit der trostlosesten Miene von der Welt.

„Alles umsonst," sagte er, „der Kaiser besteht darauf, Niemanden sprechen zu wollen!"

„Habt Ihr gemeldet, daß i ch es sei, der vorgelassen zu werden begehrt?"

„Ei freilich!"

„Und Se. Majestät?"

„Fluchte, daß mir die Haare zu Berge standen."

„Aber, es handelt sich um Staatsangelegenheiten!" —

„Und wenn es sich um alle Kronen des Erdballs handelte, der Kaiser will nicht."

„Er muß wollen!"

„Wollen Euer Durchlaucht Ihr Leben in die Schanze schlagen?"

„Warum nicht? — Uebrigens wird es nicht so schlimm sein."

„Nicht so schlimm? — Er hat seine böse Stunde und seinen falschen Blick. O, ich danke Gott, daß ich so weggekommen bin."

„Nun gut. — Ich gehe und werde unaufgefordert nicht wiederkehren: Ihr bezeugt mir aber, daß ich Se. Majestät um jeden Preis sprechen wollte!“

„Vom Herzen gerne, Euere Durchlaucht.“

„Laßt mir ein Pferd bringen!“

„Augenblicklich?“

„Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich noch länger den Leuten ringsum zum Gespötte werde?“

„Wenn Euere Durchlaucht mir die Gnade erzeugen wollten, sich meines eigenen Pferdes zu bedienen?“

„Wie, es wäre für einen Erzherzog von Oesterreich kein Pferd in dem kaiserlichen Marstall vorräthig?“

„Der Kaiser befindet sich in diesem Augenblick im Marstall.“ Dies sagte der Kammerdiener mit solchem Nachdruck, daß man nicht umhin konnte, einen verborgenen Sinn hinter diesen Worten zu vermuthen. Sei es, daß der Erzherzog den Sinn errieth oder sich in keine weitere Erörterung einlassen wollte, er wandte sich rasch um und sagte nur noch: „Also Euer Pferd.“

Während sich Lang beeilte das Reitthier herbeizuschaffen, langten drei neue Personen auf dem Schauplatze der eben beschriebenen Ereignisse an. Die Eine war ein kurzer, dicker Mann, der entsetzlich schnaubte und sich vergebens eine martialische Haltung zu geben suchte, die zweite eine hagere, lange Figur, die in einem

Selbstgespräch begriffen schien, und die dritte ein kleiner Junge, der Kleidungsstücke trug, die für seinen Körper offenbar viel zu weit und zu lang waren.

Der Junge hatte kaum den Reiter bemerkt, als er auf ihn mit dem Ausruf zustürzte: „Der Pferdedieb! der Pferdedieb! Greift doch den Pferdedieb!"

Der Erzherzog, welcher die Umstände schon längst vergessen hatte, unter welchen er zu dem borstigen Gaul gelangt war, konnte gar nicht ahnen, daß der ehrenvolle Zuruf des Jungen ihm galt. Der kleine Jan Kafka durch den Gleichmuth des vermeintlichen Diebes noch zorniger geworden, machte noch einige Schritte vorwärts und sagte nun: „Ei, was habt Ihr denn mit meinem Pferd gemacht, Ihr Schelm?"

Caspar Hummel glaubte dem Burschen zum Ersatz für das versäumte Mittagbrot wenigstens seine moralische Unterstützung schuldig zu sein; er wandte sich daher gleichfalls an den Fremden, der noch nicht Zeit hatte die ungeheuere Zumuthung des Jungen zu beantworten und sagte mit vieler Würde: „Es ist wahr, Ihr habt dem armen Teufel sein Pferd genommen, ich und dieser Mann" — er deutete auf den Friseur — „sind Zeugen."

Als der Erzherzog die beiden Männer erblickte, dämmerte plötzlich eine schwache Erinnerung in ihm auf,

die ihn trotz seines Unmuthes lächeln machte; er wies auf das ledige Pferd, es das sich auf dem Kies bequem gemacht hatte. Damit war aber der Junge keineswegs zufrieden, er lief zu dem sich im Sande wälzenden Pferde und sah, daß ihm die Weichen blutig gedrückt waren. Sogleich erhob er ein fürchterliches Geheul und schrie, ohne sich um seine Freunde, die ihn vergebens zu beruhigen strebten, weiter zu kümmern nach der Wache. Glücklicher oder unglücklicher Weise kehrte in demselben Augenblicke der Kammerdiener Lang zurück, der dem Erzherzog sein Leibpferd vorführte.

Als er den Burschen so brüllen hörte, frug er, was es denn gäbe; auf des Jungen Antwort, er möge ihm behülflich sein den Fremden zu verhaften, erwiederte der Bediente höhnisch: „Sogleich mein Sohn," winkte ein Paar Trabanten herbei und rief ihnen zu: „In's Loch mit dem Buben und eine kleine Lection!" dabei machte er eine nicht mißzuverstehende Geberde. Der kleine Jan Kafka mochte sich sträuben so viel er wollte, die Trabanten schleppten ihn fort, noch ehe Caspar Hummel seinem gerechten Zorne Worte zu verleihen vermochte.

Der ehrliche Meister wollte den armen Burschen nicht im Stich lassen, zugleich aber das Geschäft abthun, um dessentwillen er gekommen war; er nahm daher die Depesche aus seiner Tasche und ging damit auf den

Erzherzog zu. Lang hatte aber diese Bewegung kaum bemerkt, als er dem Handwerksmann in den Weg trat, einen böhmischen Fluch ausstieß und sagte: „Hier ist der Ort nicht, Seiner Durchlaucht Bittschriften zu überreichen, packt Euch zum Teufel, Ihr bürgerliches Bettelpack.“ Hummel betheuerte umsonst, daß es sich um keine Bittschrift handle, der Erzherzog selbst machte ein abwehrendes Zeichen und setzte besänftigend hinzu: „Uebermorgen, gute Leute, kommt übermorgen, und Ihr sollt für den heutigen Dienst belohnt werden.“

Es blieb den beiden Männern nun nichts übrig, als ihrem Schützling zu folgen, sie schritten rasch vorwärts, um die Trabanten zu erreichen, nach zwanzig Schritten blieb Hummel plötzlich stehen und horchte; eine feine Kinderstimme schlug an sein Ohr, er ging ein Paar Schritte weiter und hörte nun die Stimme deutlicher.

„Heiliger Gott!“ rief er, „das ist Aennchen's Stimme.“

„Was fällt Euch ein,“ beschwichtigte ihn der Friseur, neigte seinen Kopf vor, um besser zu hören und sagte: „Es ist das Gackern einer Henne, nichts weiter.“

„Ich werde aber doch mit Eurer Erlaubniß die Stimme meines Kindes von dem Gegacker einer Henne zu unterscheiden wissen?“

Herr Tobias Widtmann zog die Augenbrauen in die Höhe, was bei ihm ein unfehlbares Zeichen des Zweifels war und rief dem Trabanten zu: „He, habt Ihr Hennen?“

„Ja,“ erwiederte der Trabant, sich rasch umwendend, „meine Frau hält Geflügel, was weiter?“

„Nichts, gar nichts, mein Lieber,“ versetzte der Friseur und sprach dann, zu seinem Freunde gewandt, mit triumphirender Miene: „Habe ich nicht gesagt, daß es eine Henne sei?“

„Hol' Euch der Teufel sammt allen Hennen!“ erwiederte Hummel, der wieder stehen geblieben war und aufmerksam horchte. „Wer wohnt in jenem Verließ ähnlichen Bau da unten?“ Diese Frage richtete der Bürger an den Trabanten, welcher den Jungen vorwärts schleppte, während sein Camerad einige Schritte rückwärts ging. Der Angeredete wandte sich um, deutete mit dem Zeigefinger auf die Brust und sagte: „Es ist meine Wohnung.“

„Und das Kind, das so erbärmlich schreit?“

„Ah, der Bankert, wem der gehört, weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es, ich,“ rief der Kupferschmied vor Angst keuchend. „Ich sage Euch, daß es mein Kind ist.“

„Wie könnt Ihr das wissen?“ frug der Trabant verlegen.

„Schreit das arme Geschöpf nicht laut genug?“

„Ja, es schreit für zehn,“ bekräftigte der Trabant.

„Nun wohl gebt mir das Kind.“

„Ich soll Euch das Kind geben?“

„Wer denn?“

„Gott behüthe, daß ich mich dem Zorn des Herrn Lang aussetzte, welcher den kleinen Schreihals meiner Obhut anvertraute.“

„Aber was hat der Herr Lang mit meinem Kind zu schaffen?“

„Mit dem Kind, glaube ich gar nichts.“

„Nun mit wem denn?“

„Mit dem kleinen Kind war noch ein größeres Kind.“

„Daß ich nicht wüßte, meine Frau schickte es mit der Wärterin fort.“

„O das thut nichts, es kann auch eine Wärterin gewesen sein.“

„Wie sah sie denn aus?“

„Groß mit Augen wie Kirschen und Haaren wie Rabenfedern.“

„Ah! das ist die Christel, und wo ist sie hingekommen?“

Der Trabant schmunzelte, aber antwortete nicht.

„Ich frage Euch, wo sie hingekommen ist?"

„Ei sie ist bei einer Thüre hier wo hineingegangen und wird wohl bei irgend einer wieder herauskommen."

„Was soll das heißen?"

„Fragt Sr. Majestät Kammerdiener Lang darüber."

Unter diesem Gespräch waren sie in ein kleines Vorwerk gelangt, das einem Fuchsbau nicht unähnlich sah, es wurde von dem Profoßen des Schlosses bewohnt, und hatte stark vergitterte Fenster, die überdieß bis zu zwei Drittheilen der Höhe mit Brettern verschalt waren.

Der Junge in den weiten Kleidern erhob bei dem Anblick des finsteren Hauses ein erneuetes Geheul, das den Profoß herbeizog; er trat aus seiner Wohnung und frug was es gebe.

Kaspar Hummel, der schon tausend Mal lieber bei seinem Kinde gewesen wäre, zog den finster blickenden Mann, dessen unangenehme Erscheinung noch durch einen langen fuchsrothen Bart verstärkt wurde, zur Seite, erzählte in kurzen Worten das ganze Abentheuer des Jan Kafka's und sein Verbrechen und fügte dieser Erzählung einen Händedruck bei, während dessen er einen Thaler in die Hand des Vollstreckers aller für die Umgebung des Schlosses gefällten Urtheile gleiten ließ.

Der finster aussehende Mann schmunzelte, bedankte sich herzlich und zeigte dem an allen Gliedern zitternden Jan eine Thüre, durch die er, ohne über den Burghof zurückzukehren, aus dem Schloß gelangen konnte. Hummel empfahl dem Burschen zu Hause auf ihn zu warten und Widtmann doch die schönen Kleider nicht zu verderben.

Als die beiden Nachbarn in Begleitung des einen Trabanten gerade an der Schwelle der Behausung angelangt waren, deren Räume die kleine Anna-Lies, des Kupferschmieds jüngste Tochter beherbergten, öffnete sich ein schräge gegenüber liegendes Pförtchen, aus der ein Frauenzimmer hervorstürzte, das Mädchen schien etwas verwirrt, das lange regelmäßige Gesicht überzog eine erschreckliche Blässe, die Augen waren wie verglast.

Der Friseur Widtmann, der als alter Hagestolz besonderes Augenmerk auf alle hübschen Mädchen hatte, erkannte die Magd zuerst. „Ei, ist das nicht Eure Christel?“ hub er an.

„Herr je — sie ist's,“ erwiederte der Kupferschmied und eilte auf das Mädchen zu, dieses warf sich auf die Kniee und betheuerte, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn das Kind von ihr getrennt wurde; — in demselben Augenblicke brachte der Trabant zur Beruhigung aller Parteien den Gegenstand ängstlicher Besorgnisse aus dem Inneren des Hauses hervor, es war ein kleines, dickes

Mädchen, das dem Vater nachzuarten schien, das Kind war sichtlich getröstet als es Vater und Wärterin gewahr wurde, sie klammerte sich nun fest an die noch immer auf dem feuchten Sand knieende Christel, welche das Mädchen weinend und schluchzend an sich drückte. Der ehrenwerthe Meister mahnte nun zum Aufbruch, nicht ohne dem Kammerdiener Vergeltung zu schwören.

3.

Am Abende desselben Tages fand ein großes Gastmal bei dem Kanzler Albrecht Zdenko Popel Lobkowitz statt.

Albrecht Lobkowitz war einer der besten Edelleute des Königreiches, seine Gattin Polixena eine der geistvollsten Frauen Prag's und ebenso bekannt durch ihren Verstand als seltenen Edelmuth und Wohlthätigkeitssinn. Albrecht Lobkowitz's Palast stand auf dem Hradschin und grenzte an die Königsburg. Lobkowitz gehörte zu den wenigen Edelleuten, welche dem Kaiser aufrichtig und unbedingt ergeben waren, er war Katholik mit Leib und Seele und hatte die Unterzeichnung des Majestätsbriefes verweigert, das hinderte ihn nicht, gegen Jedermann ohne Unterschied der Religion leutselig zu sein; wie es bei der großen Ausbreitung des Lutherthums freilich

nicht anders möglich war, auch den utraquistischen Adel zu seinen Festen zu laden.

Es war ein feenhafter Raum dieser Saal im Palast Lobkowitz, wenn er von hundert und hundert Kerzen erleuchtet, von zahllosen Blumenkelchen und blühenden Sträuchern durchduftet, und von den wollüstigen Klängen böhmischer Musiker durchzogen wurde, an diesem Abende schienen die mit Marmor überkleideten und mit Gold eingelegten Wände im Glanze einer Strahlenkrone, welche von der Decke des Saales niederhing, während von zehn zu zehn Schritten mächtige Girandolen aufgestellt waren um die Beleuchtung des großes Saales zu verstärken.

Albrecht von Lobkowitz versammelte die Blüthe des böhmischen und ausländischen Adels um sich.

Da saßen manche stolze Barone an der, unter der Last der mannigfachsten Gerichte sich biegenden Tafel, die ein Jahrzehend später ihre Häupter unter dem Schwert des Scharfrichters beugten, und wieder Andere hatten ihren Platz an dem untersten Ende des Tisches, die einst im Rathe der Mächtigen die Ersten sein sollten und noch Andere die auf ihr schönes Vaterland Gesundheiten ausbrachten und weit, weit von Prag oder der Grenze Böhmen's ihr Leben beschließen sollten.

Oben an der Tafel saß Frau Polixena Lobkowitz

und ihr zur Rechten ein noch jugendlicher Prälat, der augenscheinlich viel auf seine äußere Erscheinung hielt, da war kein unnützes Fältchen am Kragen, kein falscher Haarbug, kein Staubatom sichtbar; der geistliche Herr lachte gerne und viel und ließ mit Vorliebe die kleine weiße Hand sehen, deren Finger mit Ringen besetzt waren, er lachte allerdings, weil er von Natur heiter war, öffnete aber den kleinen Mund nicht ohne Koketterie so weit, daß zwei herrliche Reihen Zähne sichtbar wurden. Die Dame vom Haus nannte ihn Eminenz und die übrigen Gäste erwiesen dem Mann so viele Ehrfurcht, daß man leicht auf seine Wichtigkeit schließen konnte, es war der Cardinal „Franz Dietrichstein“. An der linken Seite der Gräfin hatte ein etwas ältlicher Herr Platz genommen, dessen größte Wichtigkeit in seinem Namen bestand, es war „Zawisch von Rosenberg“; neben ihm saß eine reizende Dame von acht und zwanzig bis dreißig Jahren die Gräfin Thurn, Gattin des ihr gegenüber sitzenden Grafen, Heinrich Mathias Thurn, eines Mannes, dessen Gesichtszüge Einsicht und Thatkraft in seltenem Maße ausdrückten, neben der Gräfin hatte Graf „Joachim Andreas Schlick“ Platz genommen, ein schlank gewachsener vornehmer Herr, dessen langer Hals in so bewegten Zeiten für ominös gelten konnte, zur Seite des Grafen Thurn befand sich

ein Chevalier, dessen regelmäßiges, bleiches, durch ein Paar stechende Augen belebtes Gesicht, die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich zog. Er war der letzte Graf und nachmals erste Fürst seines Hauses Graf Carl Liechtenstein, Obersthofmeister Rudolf II.

Viel weiter unten an der Tafel saß Jaroslaus Bortzita Martinitz, ein noch junger Mann, der seine Studien mit vielem Erfolg beendet hatte und bereits vom Kaiser ausgezeichnet wurde; an der entgegengesetzten Seite ein eben so jugendlicher Cavalier, Ehrenfried von Berbisdorf, und eine dunkel gekleidete weibliche Gestalt, die zur Verwandtschaft des Hauses gehörte. Wer für den Zauber reiner Jungfräulichkeit und engelgleicher Schönheit empfänglich war, mußte dieses Frauenbild bewundern. Eva Lobkowitz, des unglücklichen Georg Popel Lobkowitz's Tochter, trug jene Verklärung an sich, welche langes und unverschuldetes Leiden über die makellose jungfräuliche Stirne breitet. Ihr Nachbar Diepold von Lobkowitz, Großprior des Maltheserordens, hatte es auf sich genommen, diesem reizenden Munde ein Lächeln abzulocken, — vergebens; da traf es noch Ritter von Ottersdorf besser, der dem Fräulein von den lustigen Gelagen erzählte, welche König Mathias zu Wien veranstaltete. Die Schilderung von

Mathias' wüthender Tanzlust und des Oberststallmeisters Cavriani Wetteifer mit dem König, nöthigten Eva ein schwaches Lächeln ab, da sie das unaufhörliche Podagra des Königs von Ungarn mit seinen Erfolgen auf dem glatten Parket des Tanzsaales nicht wohl vereinigen konnte.

„Mich muß man darnach fragen," fiel Carl Liechtenstein dem Junker von Ottersdorf in die Rede, „mich, der ich die Sitten am Wiener Hofe besser kenne als irgend Einer der Anwesenden. Der König von Ungarn, — Ihr erlaubt doch, daß ich dem Erzherzog diesen Titel gebe, — der König von Ungarn ist der leutseligste Herr der Christenheit, ein prächtiger Reiter, der auch den stärksten andalusischen Hengsten zu Schanden reitet."

Don Balthasar de Toniga schüttelte bei diesem Lobe verwundert den Kopf.

„Ein Tänzer, so leicht und zierlich, daß die schöne Churfürstin von Sachsen von keinem anderen Tänzer wissen wollte, seit sie die Ehre hatte mit Sr. Durchlaucht, — damals hieß er noch Durchlaucht, — zu tanzen, und ein Verehrer des schönen Geschlechtes, daß der selige König Heinrich von Frankreich den Kürzeren gezogen hätte. Mit einem Worte, König Mathias ist vom Kopf bis zur Sohle ein echter und ganzer Fürst. Man sagt, daß es dem König oft

an Geld fehle; doch er verschwendet das Seine nicht an Unwürdige, an feile Künstler, Astrologen, Alchymisten oder Hexenmeister, er beschenkt dagegen seine Anhänger und Freunde so reichlich, daß ihm selbst nichts übrig bleibt."

„Das wäre Alles recht gut, wenn unsere Religion unangefochten bliebe," bemerkte der von Berbisdorf.

„Ich war selbst Protestant," versetzte der Oberst-hofmeister, „und habe für meine ehemaligen Religions-genossen einen reichen Schatz von Wohlwollen und Freundschaft bewahrt, mir kann man daher glauben, wenn ich behaupte, daß der König von Ungarn für die Protestanten noch wohlwollender denkt als Se. Majestät der Kaiser."

„Laßt doch den Kaiser aus dem Spiel," unter-brach der Hausherr am unteren Ende der Tafel.

„Es gibt ja Tausend andere Gegenstände des Gespräches," bemerkte der Cardinal; „z. B. jene Jericho-Rose, die zu meinem Leidwesen in zu großer Entfernung von mir blüht."

Eva, deren Vater Kaiser Rudolph im Kerker hatte sterben lassen, fühlte in ihrer so treuen Brust doch so viel menschliche Schwäche, daß sie den Obersthofmeister aufforderte, in der Beschreibung des Wiener Hofes fortzufahren.

Liechtenstein entsprach dem geäußerten Wunsche und sagte: „Gott behüte mich, etwas Sr. Majestät dem Kaiser Nachtheiliges vorzubringen, ich beharre nur dabei, daß König Mathias der leutseligste Monarch ist, den ich kenne. Ihr solltet nur sehen, wie herablassend er dem österreichischen Adel entgegenkommt, wie er bei ihren Gelagen persönlich erscheint oder sich durch eigene Gesandte vertreten läßt, wie huldvoll er jedes Anliegen aufnimmt, jedes Unrecht abstellt, das Verdienst belohnt und Sträfliches nachsieht, da vertritt kein Kammerdiener den Klagenden den Weg, da hat kein gemeiner Bursche den Vortritt vor den adeligen Geschlechtern. Wie gnädig hat sich der König noch als Erzherzog gegen die aus Prag flüchtig gewordenen Räthe benommen! Ich kann mir in Anbetracht der Kränklichkeit unseres allverehrten Monarchen nur den einzigen Trost denken, daß König Mathias auf Rudolph II. folgen wird."

Die Rede des Obersthofmeisters unterbrach der Cardinal durch beständiges Husten, Ulrich Kinsky dagegen, Thurn, Schlick, Berbisdorf und Colona-Fels mit anhaltendem Beifall. Der spanische Gesandte neigte sich zu seinem Nachbarn, dem baierischen Agenten, und flüsterte ihm zu: „Es gilt mir für ausgemacht, daß Liechtenstein bereits in des Königs Interessen dient."

Diese diplomatische Bemerkung hatte übrigens auch der Hauswirth gemacht, ohne Diplomat zu sein, und sagte, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ist es wahr, was man sich heute aller Orten erzählt, daß das Passauer Kriegsvolk die böhmische Grenze überschritten habe und sich der Hauptstadt nähere?"

Ehe noch Jemand diese Frage beantworten konnte, wurde der Herr des Hauses abgerufen. Er blieb nur wenige Secunden aus, um mit einem Papiere in der Hand und dem Ausruf: „hier die Antwort auf meine Frage" in den Saal zurückzukehren.

Die Tischgenossen richteten ihre Blicke neugierig auf das Papier, welches Herr von Lobkowitz noch immer in der Hand hielt; endlich kehrte er sich zu dem Cardinal und reichte ihm das Papier, indem er beifügte, „daß es ihm ein Bürger eingehändigt, der es vergeblich dem wirklichen Eigenthümer zurückzustellen versucht habe."

„Und wie ist der Mensch auf den Einfall gerathen, die Depeschen hieher zu bringen?" frug der Cardinal.

„Ei, man sagte ihm in der Burg, daß Se. Eminenz hier anzutreffen sei."

„Wohlan, lesen wir, was uns der gute Bürger zum Dessert credenzte." Der Cardinal fing in der That laut zu lesen an: „Euere Durchlaucht!" Zufällig fiel aber sein Blick auf die Unterschrift, welche „Lorenz

Ramee" lautete; sogleich unterbrach er sich, gab dem Wirthe des Hauses einen Wink mit den Augen und sprach, indem er das Papier in die Tasche steckte: „Es ist ein schlechter Scherz, nichts weiter; ich versichere Euch, dessen ungeachtet ist es nothwendig, — will ich die üblen Folgen desselben vereiteln, — daß ich aufbreche." Die Eminenz empfahl sich den Anwesenden mit jenem stereotypen Lächeln, das ihn bis in die Arme des Todes begleitete, und flüsterte dem Hausherren noch an der Treppenthüre in's Ohr: „Ich beschwöre Euch, die Gäste insgesammt so lange aufzuhalten, bis sie herinnen sind." Mit diesen Worten nnd einem letzten Lächeln verließ der Cardinal eiligen Schrittes den Palast.

Um die Abschiedsworte Dietrichstein's zu begreifen, ist es nothwendig, einen Blick in die Depesche zu werfen, bei deren Vorlesung sich der Cardinal unterbrochen hatte. Sie lautete:

„Euere Durchlaucht!

Unwegsame Gegenden, unfahrbare Straßen, Mangel an Lebensmitteln und Geld zur Auszahlung des rückständigen Soldes zwingen mich, — soll nicht die Hälfte der Officiere von den eigenen Leuten erschossen, das Kriegsvolk selbst aber von den Bauern und nachrückenden Soldtruppen der ob der Ennsischen Stände niedergelegt werden, — gerade auf Prag zu marschiren,

wo sich Lebensmittel und Geld in Hülle und Fülle vorfinden. Se. Majestät der Kaiser könnte aus der Noth eine Tugend machen, und sich mit Hülfe unserer Leute von dem utraquistischen Lumpenpack, das ihm den Majestätsbrief abgerungen, befreien."

Unterzeichnet war das Schreiben mit: „Namee, Feldoberst."

Dem Grafen Lobkowitz war nun so viel klar, daß der Cardinal in die Burg geeilt sei, dem Kaiser Nachricht zu geben. Wie erstaunte er daher, als er den Ueberbringer der Depesche, welchen Ditrichstein noch auf der Treppe ereilt hatte, von den Bedienten des Cardinals in die Mitte genommen, gefänglich abführen sah.

Der Ueberbringer, der sich augenscheinlich für eine hochwichtige Person hielt und es in diesem Augenblicke zufällig war, hatte sich, wie Lobkowitz beim Fackelschein bemerken konnte, in die Brust geworfen und leidenschaftlich zu gesticuliren angefangen. So klein, dick und alt auch der Gefangene war, so schien doch das Herz eines Löwen in seiner Brust zu schlagen, er brüllte wenigstens so laut wie ein Löwe, daß Lobkowitz jeden Augenblick besorgte, das Geschrei des alten Mannes würde seine Gäste an das Fenster locken; freilich hatte er die Tischmusik angewiesen den geräuschvollsten Marsch, den er

kannte, aufzuspielen, freilich strengten sich die Trompeter außergewöhnlich an, den Zuhörern das Trommelfell zu zerreißen; der wackere Caspar Hummel, der gewohnt war den Schall des Kupferhammers zu übertönen, drohte mit seiner Stimme den Sieg über die metallenen Zungen der Trompeter davonzutragen. Er schrie laut: „Das ist also der Lohn der Bürgertreue, daß man unsere Pferde stiehlt, unsere Familien beschimpft," — er gedachte der Wegführung seines Töchterchens, — „die Familienväter in's Gefängniß schleppt! O, ich Gimpel, warum habe ich in meiner blinden Ehrfurcht die verfluchte Depesche nicht gelesen? ich wollte ihren Inhalt ausschreien, wie der Quacksalber die Tugenden seiner Heilmittel! O, ich dumme Gans, warum mußte ich meinen Eifer für Ruhe, Ordnung und Sicherheit so weit treiben, meinen eigenen Kopf in die Schlinge zu stecken? Herr Cardinal, Herr Cardinal!"

Ditrichstein wandte sich bei dieser lauten Anrufung unwillig um. „Was gibt es wieder, unbändiges Thier?!"

„Ich bin noch ungegessen."

„Was kümmert das mich?"

„Pfui! Euch als Priester sollte es nicht kümmern, wenn Jemand, hungerig und durstig, Gott weiß wohin geschleppt wird? Herr Cardinal, ich möchte speisen!"

„Ihr werdet später essen."

„Ja, vielleicht mit meinen seligen Großeltern."

„Ihr sollt sogar mit mir speisen."

„Das ließe sich hören."

„Ich gebe noch mein Wort darauf und knüpfe nur eine Bedingung daran, daß Ihr von jetzt an bis zu dem Augenblick, da wir allein sein werden, Schweigen beobachtet."

„O ich werde schweigen."

„Daran erkenne ich einen Mann von Charakter."

Der Kupferschmied nickte beifällig, sprach aber kein Wort mehr.

Indeß wurde über der reizenden Musik und dem kühlen Wein die kleine Unterbrechung bald vergessen; Herr von Lobkowitz war von einer Liebenswürdigkeit, die man bei dem großen Ernst, den er sonst an den Tag legte, nicht hätte vermuthen sollen, er forderte seine Gäste förmlich zu einem Trinkturnier, zu einem Wettstreit der Unmäßigkeit auf und füllte eigenhändig jedes leer gewordene Glas. Die edle Dame Polixena fand ihren Gatten, dem jedes Uebermaß gräuelhaft war, vollends unbegreiflich, nie noch hatte Albert Zdenko zu einer Handlung aufgefordert, die er selbst mißbilligte. Endlich verlangte Lobkowitz, seine Nichte solle singen.

Welch' wunderlicher Einfall! Das über ihres Va-

ters Loos zum Tode betrübte Mädchen zum Singen aufzufordern. Eva blickte ihren Oheim scharf an und glaubte in seinen Augen etwas zu bemerken, das ihr sagen sollte: „Es ist keine bloße Laune — Du mußt singen.“ Zu Polixena's größerem Erstaunen willigte die trauernde Jungfrau ein und erklärte sich bereit zu singen.

Eva besaß eine Stimme, die sie heut' zu Tage zur gefeiertsten Sängerin gemacht hätte, und hatte kaum ein paar Tacte zur allgemeinen Bewunderung gesungen, als Heinrich Mathias Thurn, der schon eine halbe Stunde in dumpfem Hinbrüten versunken gesessen hatte, plötzlich sein Glas ausstürzte und den Sessel rückte. Liechtenstein blickte den Grafen fragend an. „Pah, sie hatte eine schlechte Stimme, das ist Alles,“ sagte er.

„Das ist nicht die wahre Ursache,“ erwiderte Liechtenstein, indem er den Grafen forschend ansah, „Fräulein Eva hat noch nie so herrlich gesungen.“

„Nun wohl, ich fürchte durch den Singsang eingeschläfert zu werden.“

„Ah ihr möchtet wach bleiben?“

„Wach und wachsam.“

„Da wüßte ich nichts besseres als die kühle Abendluft.“

„Ihr mögt recht haben, ist Euch ebenfalls warm?“

„Mir nicht, ich bleibe.“

„Und ich gehe.“ Thurn wandte sich an die anwesenden Utraquisten und sagte, als das Lied unter stürmischen Beifall geendet hatte: „Findet ihr nicht meine Herren, das es in diesem Saale raucht?“

Der Herr des Hauses behandelte die Rede des Grafen als Scherz und auch die Anderen wußten nicht, was sie daraus machen sollten, Thurn sah sich genöthigt sich verständlicher zu machen, er setzte daher lachend hinzu: „Ich bilde mir ein, daß mit jener Depesche die unser Wirth dem Cardinal übergeben, ein ganz besonders brandiger Geruch in den Saal gedrungen.“

Lobkowitz mußte sich abwenden, um seine Verwirrung zu verbergen, den utraquistischen Gästen wurde aber der verborgene Sinn offenbar. Sie beklagten sich insgesammt über denselben Rauch, der nicht existirte, und verließen aller Vorstellungen ungeachtet den Palast.

Lobkowitz blieb mit seinen katholischen Gästen allein; als sich diese von dem lästigen Druck, welchen die Anwesenheit feindlich gesinnter Menschen stets ausübt, befreit sahen, steigerte sich die Lustbarkeit bis zum Freudentaumel.

Viele Gesundheiten wurden ausgebracht, man trank auf die Dame vom Haus, auf das Wohl der schönen Sängerin, auf den Sieg der katholischen Mut-

terkirche, auf den Untergang der Ketzer, kurz man glaubte sich im Schoos der Seinigen keinen unnützen Zwang auferlegen zu dürfen.

Um ein Uhr nach Mitternacht, eben hörte man den Stundenschlag von St. Veit herüberklingen, loderte plötzlich südwärts der Stadt eine Feuergarbe auf, es stand ein, zwei, drei Minuten an, der Himmel blieb so unergründlich dunkel wie vorhin, auf einmal blitzte ein Lichtbündel vom „Lorenziberg“ auf.

Der Obristhofmeister sagte mit großem Gleichmuth zu dem Hausherrn gewendet; „Seht Lobkowitz am Himmel streiten sie sich, wer hier in diesem Königreiche Böhmen König sein solle, Rudolf oder Mathias.“

„O, wenn sich die Menschen nicht einmengen,“ entgegnete Albert Zdenko, „und dieser Streit der himmlischen Gerechtigkeit überlassen, dann bin ich es vollkommen zufrieden.“

„Aber es scheint, daß sich die Menschen ein klein wenig einmischen und da der Beweis, — bemerkt ihr dort unten rechts vom „weissen Berg“ nicht ein Gewimmel, als ob es von Ameisen herrührte, von Ameisen, die aber Feuerröhre und Donnerbüchsen mit sich führen? Wenn ich den friedfertigen Sinn Sr. Majestät nicht so genau kannte, so würde ich selbst behaupten, es sei das Passauervolk.“

Lobkowitz erblaßte, es war wirklich Obrist Ramée, der mit den im Bisthum Passau, auf Rudolf II. Rechnung, geworbenen Truppen, in Eilschritten auf Prag zuzog.

Die versammelten Gäste, welche bei Liechtenstein's Worten gelacht hatten, äußerten die größte Bestürzung als sie sich durch den Augenschein überzeugt hatten, daß aus dem Scherze bitterer Ernst geworden.

Der Herr des Hauses rieth ihnen den Hradschin und die Kleinseite nicht zu verlassen.

Die, welche in diesem Theile der Stadt wohnten gehorchten freilich gerne dem Rath ihres Wirthes, während Diejenigen, welche jenseits der Moldau zu Hause waren, dem Hausherrn im Inneren zürnten, daß er sie den Augenblick versäumen ließ, wo sie noch in voller Sicherheit nach Hause gehen hätten können.

4.

Der Erzherzog, welcher umsonst bemüht gewesen war den Kaiser zu sprechen, hatte sich in das Hauptquartier Ramées, das sich in der Gegend des Stern's befand zurückbegeben.

Noch heute dehnt sich ein großer Thiergarten in jener Richtung aus, damals war es ein hoher, dichter Forst, der sich fast bis an die Stadtwälle erstreckte.

Oberst Ramée hatte ungefähr zehntausend Fußknechte und zweitausend Reiter unter seinem Commando, Leute aus verschiedener Herrn Länder; Baiern, Passauer und Salzburger bildeten der Kern der kleinen, für jene Zeiten aber höchst erschrecklichen Armee, doch fehlte es nicht an Wallonen, Italienern, Franzosen und selbst Spaniern, welche die in Passau gerührte Werbetrommel, unter den Fahnen des Bischofs versammelt hatte.

Der Erzherzog hatte bis zu diesem Augenblicke vom Kaiser, zu dessen Unterstützung diese Truppen bestimmt waren, auf die vielfachsten Anfragen keine einzige, entscheidende Antwort erhalten können. Rudolf, der von seinem Bruder um Entlassung der Kriegsknechte und von Leopold um ihre Benützung bestürmt wurde, konnte zu keinem Entschluße gelangen.

So standen die Dinge, als Ramée die Truppen nach Prag führte.

Die Flammengarben, welche am Lorenziberge, emporgestiegen, wurden vom Schloß aus eben so gut und noch besser bemerkt, als von den Fenstern des Lobkowitz'schen Palastes.

Der Erste, der den Strahlenbündel gesehen hatte, war der Cardinal, aber auch dem Grafen Thurn, der etwa zwanzig Schritte vom Cardinal entfernt stand, waren diese Wahrzeichen nicht entgangen.

Gleich nach dem Auflodern des Strahlenbündels hörte man eine schwache Entladung eines Geschützes.

„Ach, sie führen auch Geschütze mit sich," sprach Graf Thurn, der, ohne vom Cardinal gesehen zu werden, im Schatten einer Mauer gestanden war.

Der Cardinal wendete sich erschreckt um und erblickte den Grafen.

„Gut," sagte Dietrichstein, „sehr gut, daß Sie da sind, Graf. Kommen Sie mit mir zum Kaiser!"

„Wie zum Kaiser?"

„Einfach durch die Thüre."

„Was fällt Euch ein, Eminenz? — Es ist nach Mitternacht und der Kaiser schläft!"

„Man wird ihn wecken."

„Aber der Kammerdiener Lang —"

„Was kümmert uns der Bediente?"

„Aber des Kaisers Zorn —"

„Ich nehme Alles auf mich."

„Nun wohl, ich bin bereit!"

„So gehen wir."

Nach diesem kurzen Dialoge verloren sich die beiden Männer in den Gängen der Burg.

Der Kaiser schlief wirklich nicht, wie Thurn vermuthete, er arbeitete mit dem angestrengtesten Fleiße und zwar so emsig, daß ihm dicke Schweißperlen auf der Stirne standen.

Rudolf saß nämlich beim Lampenscheine im Laboratorium, neben einem kleinen, zierlichen Ambos, neben welchem ein Schmelztiegel seinen Platz hatte, während auf einer Marmorplatte dünne Goldblättchen aufgeschichtet lagen.

Was that aber der Kaiser? — Er hämmerte.

Als der Thürsteher den Cardinal meldete, gerieth der Kaiser in Wuth und erklärte, er würde den Cardinal-Erzbischof sammt Inful und Stab zum Fenster hinauswerfen, wenn er sich zeigen sollte.

Dietrichstein konnte jedes Wort hören, da die Thüre halb offen geblieben war, dessen ungeachtet trat er ein und zog auch den Grafen mit sich.

Rudolf knirschte mit den Zähnen und vermochte aus Zorn über diese Störung kein Wort hervorzubringen.

Der Cardinal machte keine lange Einleitung und sagte:

„Die Passauer sind da!“

„Meinethalben mögen sie sein, wo sie wollen, wenn es nur nicht hier bei mir ist.“

„Aber sie werden auch hieher kommen!“

„Sehr gut, wenn sie mich von den Aufdringlichkeiten meiner Unterthanen befreien.“

„Es ist möglich, daß sie das thun,“ erwiderte der Cardinal, ohne sich den Anschein zu geben, als wenn er wüßte, daß der Kaiser auf ihn selbst zielte, „dann muß man ihnen aber Befehle geben.“

„Ich bin gewohnt, meine Zeit zu wählen!“

„Um so weniger scheint dieß bei dem Kriegsvolk

der Fall zu sein, da es um diese Stunde den Einzug in eine befreundete Stadt hält."

„Ich habe Niemanden dazu ermächtigt."

„Dann geschieht es nothwendig gegen Eurer Majestät Willen."

„Ich will mich darum nicht mit Eurer Eminenz zanken, das aber weiß ich, daß es mir viel lieber wäre, Ihr könntet mir sagen, was ich thun muß, um diese Glieder" — er deutete auf die vor ihm liegenden Bestandtheile einer goldenen Kette — „in einander zu fügen."

Der Cardinal mußte seine Unwissenheit seufzend eingestehen.

„Oder wisset Ihr vielleicht Auskunft?"

Der Kaiser sagte dieß zu dem Grafen gewendet, aber auch Graf Thurn war nicht in der Lage, den gewünschten Rath zu ertheilen.

Rudolf sagte hierauf zornig:

„So macht, daß Ihr fortkommt, wenn ihr nichts weiter versteht, als fleißige Menschen in ihrer Arbeit zu stören. Ich gäbe gerne einen Monat meines Lebens, wenn mir jetzt gleich in diesem Augenblicke Jemand den Vortheil lehren möchte, um diese Kette zusammen zu fügen."

„Würden Eure Majestät dann geneigt sein, sich von Staatsangelegenheiten zu unterhalten?“

„Ich würde mich sogar nicht einmal zu Bette legen.“

„Ich will mein Möglichstes thun.“

Dietrichstein wendete sich dem Ausgange zu.

„Je, nur keine Thorheiten, Herr von Dietrichstein, Ihr wollt doch nicht mitten in der Nacht einen Goldschmied hieher bescheiden?“

„Nein, Majestät, aber der Mann ist schon hieher beschieden.“

„Wie, Ihr hättet einen Goldschmied mit Euch? — Das war einmal eine prächtige Idee!“

Der Cardinal entfernte sich und kam nach wenigen Minuten, während welcher der Monarch, die Gegenwart des Grafen Thurn völlig außer Acht lassend, in seiner Arbeit fortgefahren war, mit dem Kupferschmiede zurück.

„Da bringe ich Eurer Majestät,“ sagte Dietrichstein lächelnd, „einen Mann, der Bescheid weiß.“

Rudolf sah den ehrlichen Bürger, der vor Verlegenheit nicht wußte, was er mit seinen Armen und Beinen beginnen sollte, einen Augenblick starr an und sagte mit würdevollem Ernste:

„Nähert Euch, Mann!“

Caspar Hummel rückte einen Schritt vor.

„Noch näher!“

Der Kupferschmied that einen weitern Schritt.

„Unter welchem Zeichen seid Ihr geboren?“

Die Frage klang dem wackeren Bürger so befremdlich, daß er sich dieselbe von dem Cardinal wiederholen ließ.

Zufällig erinnerte er sich, daß es die Wage gewesen.

Der Kaiser nickte und frug weiter:

„In welchem Jahre?“

„Man schrieb damals eintausend fünfhundert achtundvierzig.“

„Dann ist es gut,“ versetzte der Kaiser, „eintausend fünfhundert achtundvierzig war Jupiter Jahresregent.“

Hummel glaubte mit offenen Augen zu träumen, so gar keinen Zusammenhang vermochte er in den Reden des Kaisers zu entdecken; da aber seine beiden Begleiter ernst blieben, so blieb er es auch.

Rudolf frug ihn nun um seinen Stand und seine Verhältnisse, und bedauerte es sehr, als er hörte, daß Hummel nur Kupferschmied sei.

„Ich hätte lieber gehabt, Ihr wäret ein geschickter Goldschmied,“ sagte der Kaiser.

Zur nicht geringen Beruhigung des Cardinals

konnte Hummel mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß ihm auch das Goldschmiedhandwerk nicht fremd sei.

Nach zehn Minuten saß der wackere Mann schon vor dem Ambos und hatte die angefangene Arbeit wieder aufgenommen.

Rudolf aber war überglücklich, mitten in der Nacht unerwarteten Beistand gefunden zu haben.

Er ließ sich von dem Kupferschmiede einen feierlichen Eid schwören, seine Anwesenheit im Schlosse nicht zu verrathen. — Dieß Alles, um seine Mechaniker zu ärgern, die nicht begreifen würden, wie er, der Kaiser, mit der goldenen Kette allein zurecht gekommen.

Cardinal Dietrichstein, der das Außerordentlichste geleistet, und dem gekrönten Goldschmiede um ein Uhr nach Mitternacht einen geschickten Gesellen zugeführt hatte, glaubte nun auf die Staatsgeschäfte zurückkommen zu dürfen.

Der Kaiser war eben so ganz Aug' und Ohr für Meister Hummel, so daß es völlig vergebens schien, seine Aufmerksamkeit fesseln zu wollen.

Da war es abermals der Zufall, der in der Gestalt des Kupferschmiedes dazwischen trat.

Der ehrliche Meister, der sich vom ersten Schreck erholt hatte, wußte sein Selbstvertrauen schnell zu ge-

winnen; er erblickte, seit er an einem und demselben Stücke mit dem Kaiser arbeitete, in Rudolf II. nur einen etwas wohlhabenderen, dafür aber auch minder geschickten Collegen, so einen Nachbar Widtmann.

Er zögerte daher nicht, ein kleines Gespräch anzuknüpfen, das er ungefähr so einleitete:

„Ich war heute schon einmal auf dem Wege zu Eurer Majestät Behausung."

„O, es sind täglich viele Tausende auf dem gleichen Wege! Mich selbst habt Ihr ja nicht gesucht?"

„Das nicht, aber einen Pferdedieb, der sich hieher geflüchtet und eine Kindsmagd, die sich von hier weg geflüchtet."

Der Kaiser runzelte unmerklich die Stirne und frug gleichgültig, ob man sich des Diebes bemächtigt habe. —

„Des Diebes nicht, aber des Bestohlenen!"

Der Kaiser mußte laut auflachen.

„Es ist, wie ich sage; dem Diebe führte der Herr Kammerdiener sogar das schönste Pferd zu, während der arme Teufel Prügel bekommen sollte."

„Und Ihr sagt, Ihr wäret dabei gewesen?"

„Ob ich dabei war; wollte ich dem Halunken von Courier doch die verlorene Depesche zurückstellen!"

„Ein Courier war der Pferdedieb?"

„So ist es!"

„Und habt Ihr ihm die Depesche zurückgegeben?"

„Leider nein; da er aus Furcht vor mir" — dieß sagte der Bürger nicht ohne Selbstgefühl — „Reißaus nahm."

„Und weßhalb sagt Ihr leider?"

„Weil mich dieser schöne Herr" — auf den Cardinal deutend — „zum Lohn für meinen Patriotismus verhaften ließ."

„Wie, Eminenz, Ihr hättet den armen Teufel verhaften lassen?"

Jetzt war die Reihe an dem Cardinal. Er zog die bewußte Depesche aus der Tasche, bewies dem Kaiser, daß man zu einem Entschlusse kommen müsse, und hatte nun Zeit, so lange und so viel er wollte, über Staatsangelegenheiten zu sprechen.

Nur ein Punkt war unaufgeklärt geblieben, was aus dem Courier geworden sei.

Da erinnerte sich Hummel, den Kammerdiener „Durchlaucht" sagen gehört zu haben.

„Das Pferd", meinte Meister Hummel, „müsse „Durchlaucht" geheißen haben —

„Wie sah das Thier aus?"

„Es war ein Goldfuchs."

„Und hatte einen Stern auf der Stirne?"

„Ja, einen Stern!"

„Dann war es Lang's Fatime."

„O, es war ein Pferd!"

„Ja, aber ein weibliches Thier."

„Wenn das meine Frau hörte, daß Herr Lang seine Rosse mit Frauennamen nennt —"

„So wäre ihr das sehr unangenehm?"

„Sie würde den Herrn Lang steinigen!"

„Gut, so werde ich sie nie in meinen Marstall führen."

„Tragen Euer Majestät Pferde ebenfalls Menschennamen?"

„Alle!"

„Dann ist es besser, wir lassen meine Frau aus dem Spiele."

„Und Ihr erinnert Euch vollkommen gut, das Wort „Durchlaucht" gehört zu haben?"

Der Kupferschmied nickte mit dem Kopfe.

„Dann war es Leopold!" sagte der Kaiser, sich mit allen Zeichen des Erstaunens an den Cardinal wendend. —

„Und Ihr habt meinen Kammerdiener mit ihm sprechen gehört?"

„So gut, als ich Eure Majestät jetzt höre."

„Weßhalb der Erzherzog mir seine Ergebenheit nicht bezeugte?"

Der Cardinal ergriff die Gelegenheit, seinem Herrn und Kaiser eine scharfe Lektion zu ertheilen, und sagte mit dem größten Gleichmuthe:

„O, es wird ihm an dem guten Willen nicht gemangelt haben, ja, es spricht Vieles dafür, daß dieß der einzige Zweck seines Hierseins war!"

„Warum ist er denn nicht gekommen?"

„Das wage ich Eure Majestät und Dero Kammerdiener zu fragen."

Der Monarch erröthete schwach und sagte: „Ich habe allerdings Verbot ertheilt, mich zu stören, deßungeachtet hätte mir Lang melden sollen —"

„Ach, das Melden hätte wenig genützt; Lang hätte nicht melden, sondern den Erzherzog zu Eurer Majestät führen, ja nöthigen Falls die Thüre sprengen sollen. Diese zwölf tausend Mann, die Eurer Majestät die verlornen Länder und Städte zurückgeben könnten, dürften nun den Rest der zahlreichen Kronen kosten, die sich noch in Eurer Majestät Händen befindet."

Rudolf athmete tief auf, in seinen Gesichtszügen malte sich eine solche Rathlosigkeit, daß jeder Staatsmann ihn aufgegeben haben würde. Graf Thurn verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln, ihm war die

Ankunft des Passauer Kriegsvolkes ein Freudenfest, da es dem königlichen Ansehen den letzten Stoß geben mußte; die Lage Rudolf's war im höchsten Grade peinlich, Entschlossenheit konnte noch retten. Thurn hielt es für seine Aufgabe jeden Versuch dem Kaiser Energie einzuflößen, zu vereiteln.

Der Cardinal hatte den Grafen genöthigt, ihn zum Kaiser zu begleiten, um ihn zu überwachen, der Graf ließ ihn aber diesen Handstreich durch die Rathschläge, die er ertheilte, tief bereuen. Unglücklicher Weise harmonirten die Einflüsterungen des Grafen mit dem friedliebenden Sinne des Monarchen.

Graf Thurn mahnte von jeder entscheidenden und wirksamen Maßregel ab, je mehr die kaiserlichen Entschließungen das Gepräge der Halbheit an sich trugen, desto kräftigere Unterstützung fanden sie bei Thurn.

Der Graf wollte nicht, daß der Kaiser das Vertrauen der Nation verdiene und noch viel weniger, daß er die Hülfe des Erzherzogs unbedingt annehme und zum Schaden seiner Partei anwerbe.

Er sagte daher im Tone der größten Unterwürfigkeit, „daß er sich nicht getraue dem weisesten Monarchen des Jahrhundertes Rath zu ertheilen, sondern im Gegentheil sich Verhaltungsmaßregeln ausbitte."

„Zweierlei," sagte er, „gestatteten ihm die Umstände

nicht zu thun, er dürfe mit dem eingedrungenen Gesindel nicht gemeine Sache machen, sich ihnen aber auch nicht mit den Waffen in der Hand widersetzen, so lange sie der Kaiser nicht für Reichsfriedensstörer erklärt habe; das Letztere könne aber Seine Majestät nicht, da der Erzherzog dadurch unverdienter Massen in die größte Verlegenheit gebracht würde. „Ich," fügte er mit einem Anflug von Humor bei, „werde mir des Kaisers Majestät zum Vorbild nehmen und unterhandeln."

Durch dieses einzige mit so großer Bescheidenheit vorgebrachte Wort, hatte er dem Kaiser den bequemsten aber zugleich unseligsten Weg gezeigt, der eingeschlagen werden konnte. Der Kaiser wollte von diesem Augenblicke an, nichts mehr von entscheidenden Maßregeln hören, sondern befahl seinen Räthen zu unterhandeln. Dietrichstein, Hangwald, Hegemüller und Barwitzius mußten sich diesem höchst undankbaren Geschäft unterziehen, der Kaiser fuhr, während Pulverkarren in die Luft flogen, die Kanonen donnerten, Kleingewehrfeuer knatterte, während Klöster angezündet, Mönche gemordet und Nonnen entehrt wurden, fort, an seinen Friedensketten zu arbeiten. Graf Thurn hielt es bei dieser Gemüthsverfassung des Kaisers für unnöthig, sich irgend einem Entschluß zu widersetzen; er verabschiedete sich, aber auch der Cardinal sah ein, daß für ihn jetzt nichts auszurichten sei.

Niemand fühlte sich glücklicher als der Kaiser, der sich nur dann am wohlsten fühlte, wenn er sich mit Künstlern oder Mechanikern unterhalten konnte. Er belehrte den ehrlichen Bürger über die Bedeutung der Ketten, an denen Beide schmiedeten; es waren Ordensketten, welche für Verdienste des Friedens ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses ertheilt werden sollten. Bereits hatte der Kaiser zwei solche Ketten zur Belohnung für geheimen Abfall von seinem Bruder Matthias an Herren von österreichischem Adel ertheilt; die Barone von Buchheim und Stahremberg hatten die Auszeichnung empfangen.

Die Ketten waren eben fertig geworden, als die Nacht der Morgendämmerung Platz machte. Der Monarch entließ seinen Mitarbeiter mit vielen Gnadenbezeugungen und schenkte ihm eine kunstvolle Medaille mit seinem eigenen Brustbilde.

Den grauenden Morgen bezeichnete ein Getümmel, wie es nur in einer eben eroberten Stadt vorzukommen pflegt. Oberst Ramée rückte auf der Kleinseite vor, die Fußknechte stürmten den steilen Berg hinan, um sich mit dem Hradschin in Verbindung zu setzen. Die Einwohner widersetzten sich dem fremden Kriegsvolk, man schoß aus Fenstern und Thüren und unterrannte die Reiter mit vorgehaltenen Picken. Von den Dächern

flogen Ziegelsteine nieder, und die Weiber schütteten heißes Wasser auf die kaiserlichen Truppen; das versetzte die Passauer, die bis dahin gute Mannszucht bewahrt hatten, in Wuth, sie richteten nun die Gewehrläufe nach jedem Fenster, an dem sich Jemand zeigte und stürmten solche Häuser, aus welchen geschossen worden war. Sechshundert Soldatenleichen deckten bereits die Sporergasse, die Zahl der in den Häusern oder an den Fenstern erschossenen Städter hatte man nie in Erfahrung gebracht.

Jetzt fing der utraquistische Adel zu fürchten an, daß das Kriegsvolk noch weitere Fortschritte machen und sich zuletzt der ganzen Stadt bemächtigen könnte.

Graf Thurn als Generallieutenant beorderte daher den Obersten Leonhard Colonna von Fels, nach der Altstadt Prag, um dort die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen, während er, seine friedliche Gesinnung ganz vergessend, sich selbst mit fünfzig Pferden den rastlos vordringenden Passauern entgegen warf. Der Zusammenstoß fand unweit des Schwibogens der Wälisch-Gasse statt.

Wenn Thurn auch kein großes Feldherrn-Talent besaß, so besaß er doch vielen Muth und wahre Ritterlichkeit, er stellte sich an die Spitze der Seinen und stürzte auf den Feind los, fünfzig gegen achttausend, er durchbrach zwei, drei, vier dichtgedrängte Reihen, als

er gegen die fünfte ansprengte, traf ihn eine feindliche Picke so kräftig an der Achsel, daß er vom Pferde stürzte; die Seinen sahen ihn fallen und schwankten, nur mehr zur Hälfte kampffähig, indem sie den verwundeten Anführer in ihre Mitte nahmen. Die Kunde von dem Fall des Generallieutenants verbreitete sich mit Blitzesschnelle auf der ganzen Kleinseite und machte jedem ferneren Widerstande ein Ende. Die ermüdeten, verzweifelten Bewohner hatten nur mehr die Kraft, weiße Tücher als Zeichen ihrer unbedingten Unterwerfung aus den Fenstern wehen zu lassen und die Barmherzigkeit der Kriegsknechte anzurufen.

Zwanzig Boten zugleich trafen in der Königsburg ein, um von dem Kaiser die Rettung der Stadt zu erflehen.

Herr Philipp Lang hätte sie vielleicht insgesammt abgewiesen, wenn er nicht anderswo beschäftigt gewesen wäre; die zwanzig Boten stießen daher nicht auf den Kammerdiener des Monarchen, sondern auf minder gewaltige Männer, wie Adam Waldstein, den Landgrafen von Fürstenberg, den Rath Barwitzius und Herrn von Ditrichstein.

Der Kaiser, der sich gerade mit seiner Lieblingsstute „Resta in Casa“ unterhielt und sie Salzbrod aus der Hand fressen ließ, wollte von nichts wissen und

hieß seine Räthe sich mit sammt den zwanzig Boten zum Teufel scheeren, da mengte sich der Maler Johann von Achen, der gerade einen Vetter auf der Kleinseite wohnen hatte, in den Handel und bemerkte dem Kaiser, daß er zwei angefangene Bilder dort stehen habe. Das bewog den Monarchen dem Morden Einhalt zu thun. Er ließ den Passauern und Einheimischen gleichmäßig jeden ferneren Angriff untersagen und verlangte für den Vetter des Malers oder vielmehr für die beiden Bilder eine besondere Sicherheitswache. Zufolge dieses Befehles wurde nicht mehr geplündert, sondern nur gemordet.

Wenden wir aber unsere Augen von den Schrecknissen eines eroberten Stadttheiles ab und sehen wir, womit sich Herr Philipp Lang so angelegentlich beschäftigt.

5.

Lang war seit Mitternacht wider Willen der Kammerdiener eines neuen Herren geworden.

Der gute, treue Diener, welcher sich bereits hundert tausend Thaler, ein Rittergut und einen Adelsbrief verdient hatte, kehrte eben nach vollendetem Tagewerke zu seiner ihm ebenbürtigen Gattin zurück und sah bereits die beleuchteten Fenster seines am Abhange des Hradschin's mitten in einem Garten gelegenen Hauses und sagte zu sich:

„Merkwürdig hell an diesen Fenstern! sollte fast glauben, es sei große Gesellschaft."

Mit diesen selbstgefälligen Bemerkungen näherte sich der Kammerdiener seinem Hause immer mehr und stand eben im Begriff seinen Schlüssel in das Schloß der Hausthüre zu stecken, als er sich von einer Patrouille am Arme gefaßt sah. Er war, — man muß es gestehen,

mehr erstaunt als erschreckt, das man wagen konnte, ihm, den Günstling der kaiserlichen Majestät, in den Weg zu treten, er sagte sich: „Was ist es anders als ein neuer Beweis zarter Vorsorge für mein Eigenthum, man hat meine Wohnung mit einer Sicherheitswache umgeben.“ Diesen Gedanken folgend, wehrte er die Patrouille sanft ab und sprach:

„Laßt meine guten Freunde, ich bin es selbst, der Herr dieses Hauses, der da hinein will.“

Aber o merkwürdiges Ereigniß! Der Soldat lachte ihm in's Gesicht und zerrte ihn so gewaltig, daß Lang um Hülfe schrie. Der laute Ruf lockte in der That einen Mann an's Fenster, der dem Soldaten zurief, er möchte seine Beute fahren lassen. Der Mann war Erzherzog Leopold.

Der Kammerdiener, der den Prinzen nicht gleich erkannte, schrie zornig über die Frechheit des Eindringlings, der es gewagt in sein, eines ehrlichen Mannes Haus nächtlicher Weile einzudringen. Der Erzherzog erwiederte vom Fenster aus:

„Es geschieht Dir vollkommen recht, warum hast Du mir den Zutritt zu Seiner Majestät verwehrt? Hättest Du mich vorgelassen, so schliefe ich jetzt in der Burg nnd Du könntest Dich in Dein Bett legen, da

aber Noth kein Gebot kennt, so wirst Du für diese Nacht wohl ein anderes Lager suchen müssen."

„Aber mein Weib?" wagte der unglückliche Kammerdiener zu stammeln.

„Ei um die alte Hexe kannst Du ganz unbekümmert sein, ich würde jedem meiner Soldaten den Kopf abschlagen lassen, der sich unterfangen würde —."

„Nehmen Euer Durchlaucht den Dank eines treuen Gatten."

„Noch nicht, — ich sagte, daß ich Jedem, der sich unterfinge, Dein Weib zu berühren, den Kopf abschlagen lassen würde, aber warum glaubst Du?"

„Aus angebornem Edelmuth natürlich."

Die Durchlaucht brach in ein ungeheures Gelächter aus.

„Edelmuth? Da irrst Du Dich gewaltig, Edelmuth ist es nicht, sondern Schönheitssinn, denn Du wirst doch nicht glauben wollen, daß ich meine Mannschaft mit solcher Beute abfertige?"

Der Kammerdiener wagte keine weitere Bemerkung und wollte sich in einen Winkel seines Hauses zurückziehen. Dieß war aber nicht die Absicht des Erzherzogs und er ließ ihn augenblicklich zu sich fordern.

„Lang meine Stiefel schmerzen mich."

Der Kammerdiener machte eine Geberde um sein

inniges Mitleid auszudrücken. Der Erzherzog lehnte sich in den hohen Stuhl zurück und begann auf's Neue:

„Lang meint ihr nicht, daß es das Beste sein wird, die Stiefel zu wechseln?“

„Unstreitig Durchlaucht.“

„Nun wohl, hilf mir die Stiefel ausziehen.“

Der Kammerdiener, Ritter und Gutsbesitzer kniete nieder und zog dem Erzherzoge die Stiefel vom Fuß.

„Lang gieße mir Wasser auf die Hände.“

Der Kammerdiener ergab sich seufzend in den Willen des Prinzen.

„Lang reiche mir das Hemd, ich will ein frisches Hemde nehmen.“

Der Kammerdiener warf dem Erzherzoge auch das Hemd über den Kopf.

„Lang, das Soupee!“

Der Kammerdiener beeilte sich den Wunsch des Erzherzogs zu erfüllen, er stieg in die Küche hinab; wie erschrack er, als er seine Frau mit verbundenem Kopfe am Herde stehen und Brühe rühren sah, die gute Frau hatte eine furchtbare Beule, welche ihr ein Soldat geschlagen, dem sie ein Glas Wein verweigert hatte.

Lang ließ den Tisch decken, der Erzherzog aber wieder abräumen, indem er dem Kammerdiener bemerkbar machte, daß er nur auf Silber zu speisen gewohnt

sei, der filzige Hofdiener sah sich genöthigt, sein Silbergeschirr aus finsteren Kisten und Kästen an's Tageslicht zu fördern. Nun war es der Prinz zufrieden, aß und trank mit gutem Appetit und machte einige schauerliche Witze über den Kammerdiener, so betrachtete er beispielsweise das Wappen an einem silbernen Teller und erstaunte, daß es kaiserlich sei. Augenblicklich wandte er sich an Lang und frug ob er sein Silber-Service für einen Strick abtreten würde; als Lang verblüfft darein schaute erklärte der Erzherzog lachend, daß er den Galgenstrick meine, welchen Lang unstreitig durch den Raub des Silbers verdient habe.

Der erschrockene Kammerdiener vermochte kaum zu stammeln: „Geschenk Euer Durchlaucht, kaiserliches Geschenk!“ worauf der Prinz erwiederte: „Wenn mein Cousin bereits anfängt die Teller und Schüsseln von der Tafel weg, zu verschenken, dann scheint es mir an der Zeit, auch um eine und die andere Kleinigkeit wie eine Königskrone oder einen Herzogshut zu bitten.“

Der Kammerdiener lächelte schuldigen Beifall.

Der Erzherzog wandte sich mit großer Freundlichlichkeit zu ihm und sagte:

„Ich merke, daß Du Sr. Majestät sehr viel verdankest.“

„O, was das betrifft, Alles! Alles!“

„Diese Wahrheitsliebe entzückt mich!“

„Ist so meine Gewohnheit.“

„Entzückende Gewohnheit.“

„Sehr gnädig.“

„Ihr seid natürlich ein dankbarer Diener?“

„O ich stürzte mich für Sr. Majestät in die Flammen.“

„Das würde dem Kaiser wenig Nutzen bringen.“

„Aber ich wäre es im Stande zu thun.“

„Stets neue Tugenden, Dankbarkeit noch seltener als Wahrheitsliebe.“

„In der That.“

„Nun will ich Euere Dankbarkeit auf die Probe stellen.“

Lang's rothes Gesicht wurde vor Angst noch röther, er wackelte unruhig, bald den einen bald den anderen Fuß in die Höhe ziehend, vor dem Erzherzog auf und ab, und wiederholte, über eine Antwort verlegen, die letzten Worte des Prinzen „auf die Probe stellen.“

„Ich habe ein hübsches Häuflein Soldaten mitgebracht.“

„Wirklich sehr stattlich.“

„Findet ihr das auch?“

„Eine ganze Armee.“

„In der That es ist eine kleine Armee. Diese Ar-

mee will erhalten sein und ich habe mich in Jüllich völlig aufgezehrt."

„O Sr. Majestät —"

„Es ist hier nicht von der Majestät die Rede, ich glaube, daß sich da eine schöne Gelegenheit zur Dankbarkeit zeigte, so ein Mal hundert tausend Thaler reichten gerade zur ersten Abschlagzahlung auf den rückständigen Sold hin."

Der Kammerdiener war durch diese Zumuthung, wie vom Schlage gerührt, er taumelte zurück und rief händeringend: „Will mich Euere Durchlaucht zu Grunde richten?"

„Keineswegs, es bleibt Euch dann noch das Rittergut, Euer Silberzeug und was die Hauptsache ist, der schöne frische Adelsbrief."

Der Erzherzog hätte vielleicht noch manche andere Frage und Zumuthung an den Bedienten gestellt und Lang vielleicht bis zum Selbstmord getrieben, wenn ihn nicht ein kaiserlicher Bote auf das Eiligste zum Kaiser beschieden hätte.

Der Kammerdiener segnete den Boten und der Erzherzog rief: „Ich habe mein Wort gelöst die Kaiserburg nicht früher zu betreten, bis ich aufgefordert werde, nun es ist früher geschehen, als ich erwarten

konnte, sie haben ohne Zweifel den Kopf verloren, gehen wir ihnen einen Solchen zu borgen."

Der Erzherzog schlich ganz allein von Lang begleitet bis zu einem kleinen Pförtchen, das zu des Kaisers Appartements führte.

Leopold fand den Kaiser in seinem Staatskleide und von den vorzüglichsten seiner Räthe umgeben.

Der Erzherzog trat mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf den Lippen in die Versammlung: nun müsse sich das Schicksal des Passauervolkes und sein Eigenes entscheiden. Leopold hoffte als designirter Nachfolger des Kaisers die Schwelle zu verlassen.

Rudolf stand auf und umarmte seinen Cousin, der ihm unter allen seinen männlichen Verwandten am liebsten war, Leopold hatte den bekannten heimlichen Familienpact, durch welchen Mathias zum Familienoberhaupte erklärt wurde, nicht unterfertigt, Leopold hatte sich auf eigene Kosten nach Jüllich begeben und seine Rolle als Verweser, dem Kaiser zu lieb, mit großen Opfern fortgesetzt. Leopold war endlich der Einzige, welcher die Hände regte, um dem Kaiser in seinen Nöthen beizuspringen. Alles das machte ihm Rudolf gegeneigt, wie viel Eigennutz und Haß gegen seine glücklicheren Brüder an diesen Handlungen des geistlichen

Würdenträgers Antheil hatten, darum kümmerte sich der Kaiser und sein Rath durchaus nicht.

Leopold nahm auf einem Tabouret neben dem Kaiser Platz. Er sagte, nachdem die ersten Begrüssungen vorbei waren:

„Ich glaube Euerer Majestät ein Heer zugeführt zu haben, dem in diesem Augenblick kein deutscher Fürst ein Aehnliches entgegenzustellen vermag.

„Besonders ist die Reiterei von erster Stärke, lauter Wallonen und Franzosen, und was die Officiere angeht, eingefleischte Teufel, Euer Majestät, die sich vor nichts fürchten und nichts scheuen."

„Ganz gut, vollkommen gut," antwortete der Kaiser, „nur hättet ihr uns diese Soldateska nicht auf den Hals laden sollen?"

„Was hätte ich denn sollen Euere Majestät?" frug Leopold erstaunt.

„Gegen unseren Bruder marschieren, ihn zu Wien heim suchen, das hätte mir Vergnügen gemacht."

„Und meine Ankunft zu Prag?"

Rudolf zuckte die Achseln.

„Aber ich hatte ja keinerlei Befehl in Oberösterreich einzubrechen."

„Der Kluge erräth."

„Dann war auch das Volk gegen uns."

„Hoffircher und Buchheim versicherten uns des Beistandes der Protestanten."

„Lüge, nichts als Lüge! sie denken nicht daran."

„Dann sehe ich auch nicht, was uns das Kriegsvolk hier in Prag nützen soll."

„Ach Gott, man kann mit zwölftausend Mann wohlgeschulter Truppen Vieles ausrichten."

„Zum Beispiel?"

„Man kann die inneren Feinde zu Boden schlagen und falls diese inneren Feinde Ketzer sind, sich um den Himmel große Verdienste erwerben."

„Eine verspätete Bartholomäusnacht!" ließ sich eine Stimme hören, es war d i e Carl Liechtensteins, der zwölf Jahre später allerdings ein kleines Gegenstück zur St. Bartholomänsnacht lieferte."

„Keine Bartholomäusnacht!" bekräftigte Barvitzius.

„Man kann," fuhr der Erzherzog fort, „wenn sich die böhmischen und die in Teschen geworbenen polnischen Truppen mit dem kleinen Heere vereinigt haben, auf dem kürzesten Wege gegen Wien marschiren."

„Ganz richtig," bemerkte Kanzler Lobkowitz, „wenn wir nur erst der Böhmen selbst sicher wären."

„Nun wohl, man muß sich zuerst Prag's versichern, und es wie eine belagerte Stadt behandeln; wenn man den utraquistischen Herren heilsamen Schreck eingeflößt,

werden sie sich geben und froh sein, wenn man ihnen einen Schein der alten Freiheit übrig läßt."

Der Kanzler Lobkowitz schüttelte den Kopf, Waldstein und Haugwald beobachteten ein ominöses Stillschweigen. Carl Liechtenstein aber meinte, es komme bloß auf den Versuch an.

Der Cardinal rieth die Gegenpartei auf friedlichem Wege zu gewinnen. Er sprach:

„Wenn ich an Eurer Durchlaucht Stelle wäre, würde ich dem utraquistischen Adel so lange schmeicheln, bis er den Krieg gegen den Afterkönig in Wien gut hieße und noch obendrein die Taschen zur Bezahlung des Kriegsvolkes öffnete."

„Warum haben Euer Liebden diesen Plan nicht längst in's Werk gesetzt?"

„Warum? Weil wir das Vertrauen des Volkes verloren haben und — soll ich es aufrichtig bekennen — weil uns die Leute für zu dumm, zu feig und zu unlauter halten, um von uns noch Erfolge zu erwarten."

Die Stirne des Kaisers verdüsterte sich, er unterbrach den Cardinal, indem er bemerkte, es handle sich nicht um das, was das Volk von den Räthen denke, sondern um das, was nun zu geschehen habe.

Der Cardinal begann von Neuem: „Der vorzüglichste Kopf unter den Utraquisten ist Graf Heinrich

Mathias Thurn. Dieser Mann wiegt ein Heer und einen Ministerconseil auf. Habt Ihr den einen, so habt Ihr Alle, der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf wird ihm Schritt für Schritt folgen.

„Wilhelm Lobkowitz, Berka, Kupa, Budowa, Schlick, Harant, Kinsky, Kaplirz, Colona, Kampowa, sie werden in dem Augenblicke für uns sein, als Graf Thurn sich gegen Mathias offen erklärt. Haben wir aber die Herren, so haben wir auch die Bürgerschaft und mit ihr die ganze Wehrkraft des Königreiches."

Albert Lobkowitz gab durch Nicken mit dem Kopfe seine Zustimmung zu des Cardinals Ansicht zu erkennen.

„Gut, gut," sagte Leopold, „aber auf welche Weise könnte man mit diesem zweiten König von Böhmen, mit diesem Grafen Thurn zusammentreffen?"

„Nichts leichter als das, Graf Thurn liegt verwundet in des Kanzlers Haus."

Lobkowitz nickte und setzte hinzu, daß er sich hoch geehrt fühlen würde, Se. Durchlaucht den Herrn Erzherzog bei sich zu empfangen.

Der Erzherzog meinte, es ließen sich beide Ansichten mit einander verbinden, er wolle es versuchen die Utraquisten durch den Grafen auf die kaiserliche Seite zu ziehen, zugleich aber sich der ganzen Stadt zu bemäch-

tigen, um im Falle des Fehlschlagens Zwangs-Mittel in Bereitschaft zu halten.

Der Cardinal schüttelte den Kopf, aber der Kaiser entschied für seines Cousins Meinung.

Leopold küßte Rudolf's Hand und sagte so laut, daß es die Umstehenden hören konnten:

„Wie glücklich werde ich mich schätzen den österreichischen Herzogshut und die Krone des heiligen Stephan abermals auf Euer ehrwürdiges Haupt setzen zu können, aber nun bitte ich Euere Majestät um ein Pferd, da ich das meine todt ritt und kein einziges schönes Pferd im Lager habe."

Der Kaiser lächelte bei dieser Berufung an seine Großmuth und frug:

„Was meint Ihr von meiner Stute Resta a casa?"

„Das es das schönste Pferd von der Welt sei, würdig den größten Monarchen der Welt zu tragen."

„Das Pferd ist Euer."

Leopold, der gleich dem Kaiser eine Leidenschaft für schöne Pferde hegte, zitterte vor Freude, er dankte dem Monarchen und sagte, daß er hoffe auf diesem Pferde als Sieger in Wien einzuziehen.

Der Kaiser hob nun die Rathsversammlung auf, und schritt nach seinem Laboratorium, dort erkundigte er

sich, ob nicht ein schwarzäugiges Mädchen nach ihm gefragt habe und als dieß verneint wurde, ließ er sich sein Oberkleid geben, vertauschte seinen betressten Federhut mit einer gewöhnlichen Jagdmütze und ging, nur von Johann von Aachen begleitet, hinten an's Moldauufer, wo sich später der Wintergarten befand, dort winkte er einem Fährmann und ließ sich auf das jenseitige Ufer übersetzen.

6.

Wir bemerkten bereits, daß der Lobkowitz'sche Palast unmittelbar an die kaiserliche Burg stieß, Erzherzog Leopold hatte daher nur einige Schritte zu thun, um in die Wohnung der Exzellenz Frau Polixena von Lobkowitz zu gelangen. Leopold ließ sich bei der Kanzlerin melden, die Gräfin empfing ihn im Familiensaal, demselben Ort, wo man Tages zuvor gegessen, getrunken und gesungen hatte. Der Erzherzog konnte, wenn er wollte sehr galant und heiter sein, und er hatte gerade Lust dazu. Er entschuldigte die Störung, die er veranlaßte und erkundigte sich mit allen Zeichen warmer Theilnahme um das Befinden des Grafen von Thurn. Als ihm die Gräfin erwiederte, daß keine Gefahr für ihren kranken Gast vorhanden sei, sagte Leopold verbindlich: „Ich möchte die Wunde kennen, die so schönen Händen widerstände, es

müßte denn eine Herzenswunde sein, die von Euch selbst geschlagen, gewiß tödtlich würde."

Als die Haufrau auf diese Höflichkeit nicht zu achten schien, forderte sie der Prinz auf, ihm den Zufall mitzutheilen, durch welchen der Graf in die Wohnung des Kanzlers gelangt sei.

„Auf eine sehr einfache Art, die Begleiter des Grafen trugen ihn aus dem Gefecht, indem ihn Einer, ich glaube Heinrich von Laß, vor sich auf's Pferd nahm, Eure Leute eilten indeß den Fliehenden nach und schoßen ihre Pistolen auf sie ab. Da näherte sich der Lärm meinem Hause, ich ließ mich erkundigen, was es gebe und man berichtete mir, daß ein Dutzend Reiter, die einen schwer Verwundeten mit sich schleppten, von einer dreifachen Zahl Feinde verfolgt würden, ich wußte gar nicht wer die Fliehenden und wer die Verfolger waren, noch weniger aber den Namen des Verwundeten, mir war nur eines klar, daß man den Schwächeren und überdieß den Wehrlosen schützen müsse. Augenblicklich ertheilte ich Befehl, die Thorflügel zu öffnen und den Verfolgten Schutz zu gewähren, die Verfolger aber auszuschließen und von jeder weiteren Verfolgung abzuhalten.

Wir haben ein Dutzend handfeste Diener, diese vollzogen mein Gebot und der Graf war gerettet."

„Das heißt Ihr rettet meine Gegner uud nehmt somit Partei!“ dieß sagte der Erzherzog scherzhaft, indem er den Zeigefinger drohend erhob.

„Hat Euere Durchlaucht hier Feinde zu bekämpfen?

„Gesteht, ich bin äußerst unwissend, denn es war mir bis zu diesem Augenblicke völlig unbekannt.“

Diese furchtbare Anklage wurde mit so großer Naivetät und Unschuld vorgebracht, daß sich der Erzherzog wirklich täuschen ließ und entgegnete: „Ich sage nicht, daß ich Feinde zu bekämpfen habe, aber die Regierung Sr. Majestät hat Gegner, daß ist gewiß und zu diesen Gegnern zähle ich den Grafen Thurn — sonst ein sehr achtbarer Mann, aber ein geschworner Feind des Kaisers.“

„Dann nimmt es mich nur Wunder, daß man einen so verbrecherischen Menschen nicht längst dorthin führte, wohin ein Vetter unseres Hauses, ohne zu den geschwornen Feinden Sr. Majestät zu gehören, schon längst gebracht wurde — zu Kerker und Tod.“

„Ah ihr meint den Georg Popel?“

„Ja den mein' ich.“

„Die Tochter hätte ihn retten können.“

„Ja um den Preis ihrer Ehre.“

„Sie mochte nicht.“ Leopold zuckte die Achseln.

„Und hat daran wohl gethan. Wenn also Thurn

ein Staatsverbrecher ist, um auf meinen verwundeten Gast zurück zu kommen, weßhalb hat man ihn nicht lieber eingekerkert, statt mit Pistolen nach ihm zu schiessen und eine förmliche Treibjagd auf ihn anzustellen?"

„Sagte ich, der Graf sei ein Staatsverbrecher? Ich sagte es nicht, doch muß ich Euch bemerken, daß der Graf einen Pfad wandelt, der unfehlbar zum Hochverrath führen muß. Was ihr von einer Treibjagd erwähnt, so ist es Euer edles Herz, das sich diesen Mann als Opfer vorstellt. Der Graf hinderte meine Leute an der Fortsetzng ihres Marsches, sie hatten aber Befehl vorzugehen und gingen daher über den Grafen weg."

„Mußten sie um ihren Marsch fortzusetzen den Grafen verfolgen?"

Der Erzherzog drohte wieder mit dem Finger, setzte aber dießmal hinzu: „Madame prennez garde, euer Schützling ist ein großer Ketzer und Herr von Lobkowitz seines eifrigen Glaubens willen bekannt."

„Euere Durchlaucht werden doch nicht die Stelle eines Großinquisitors des Königreiches Böhmen anstreben?

„So viel mir bekannt ist, wurden die Inquisitoren stets dem Orden des heiligen Dominicus entnommen, und nie dem Stande der Weltgeistlichkeit."

„Sie sind eine boshafte, aber zugleich geistreiche Frau?“

„Ich danke, gestehe das Eine nie und läugne das Andere.“

„Ihr wollt nicht boshaft heißen?“

„Im Gegentheil will ich boshaft heißen, weil ich es bin, aber geistreich nicht, denn was ihr meinen Geist nennt ist erborgtes Gut.“

„Nennen Sie mir Ihren Gläubiger?“

„O ich habe deren Mehrere, oder glaubt Euere Durchlaucht, daß Böhmen nicht mehr als einen geistvollen Menschen besitze?“

„Wer sind also diese Gläubiger?“

„Da ist einmal mein Gatte.“

„Vollkommen einverstanden.“

„Da ist unser Hausarzt!“

„Ein Hausarzt! ihr bezahlt ihn ja, wie kann er noch Gläubiger sein?“

„O ich spreche von Jessen.“

„Ein gelehrter, aber irrgläubiger Mann.“

„Ich spreche mit ihm nie von Religion.“

„Wovon denn?“

„Jessen erzählt mir von den natürlichen Wundern, die er an Kranken und Gesunden beobachtet hat.“

„Weiter.“

„Dann habt ihr den Freiherrn von Harant.“

„Abermals ein Ketzer!“

„Der die ganze Welt durchzogen, mit den frommen Hindus am Ganges, mit den Aethiopiern unter der Mittaglinie und mit den Samojeden im kalten Norden gelebt hat“ —

„Sind wir noch nicht zu Ende?“

„Bald, wir haben noch den Grafen Thurn.“

„Ich meinte vielmehr ihr wäret durch Sorgfalt und Pflege seine Gläubigerin.“

„Ich leiste damit nur eine kleine Anzahlung. Nein wirklich — Graf Thurn ist ein Mann von vielem Geist.“

„Ich wünschte er hätte dessen weniger, kann man indeß den Wundermenschen sehen?“

Die Gräfin erschrack bei der verächtlichen, fast gehässigen Miene, mit welcher der Erzherzog seinen Wunsch aussprach. „Nein,“ antwortete sie „man kann nicht.“

„Auch nicht, wenn es sich darum handelt den Grafen mit seinem Herren und Kaiser auszusöhnen?“

„Auch dann nicht.“

„Wenn das Ende von Mord und Blutvergießen davon abhängt, daß ich mit dem Generallieutenant spreche?“

Die Gräfin zögerte einen Augenblick und man

sah es ihrem Gesichte an, daß ihr die Beantwortung der letzten Frage einen harten Kampf kostete, doch sollte ihr die Entscheidung erspart werden, denn bevor sie noch den Mund aufthat, wurde die Thüre geöffnet, ein hagerer blasser Mann, der in einen blutgetränkten Reitermantel gehüllt war, stand auf der Schwelle und sprach: „Wenn es gilt dem Vaterlande zu dienen, ist Graf Thurn ob heil oder verwundet stets bereit."

Der Erzherzog schielte mit einem vorwurfsvollen Blicke nach Frau von Lobkowitz und sagte freundlich: „Beeilt Euch lieber Graf in's Bett zu kommen, ich folge Euch auf dem Fuße nach."

Der Graf reckte sich, machte aber kaum ein paar Schritte, als er umzusinken drohte.

„Dachte ich doch gleich, daß Ihr noch zu schwach seid, Ihr vergesset völlig, daß Ihr, wie Jessen behauptet, eine ganze Menge Blut verloren habt!"

Die Kanzlerin sprach es und eilte den Verwundeten zu unterstützen.

„Ach, wenn Aller Herzen so beschaffen wären," murmelte der Kranke, „da würde jeder Religionsunterschied von selbst aufhören, weil der Mensch schon bei Lebzeiten in den Engel überginge."

„Was sagt Ihr da?" frug Frau Lobkowitz.

„Daß mich der Verband drückt, sonst nichts."

„Ich werde abhelfen.“

„Und ich es nicht dulden.“

„Ich rufe Se. Durchlaucht zu Hülfe.“

„Se. Durchlaucht,“ versetzte der Verwundete leise, „wäre im Stande mich mit einem Zuge zu heilen.“

„Wie versteht Ihr das?“

„Indem er mein Tuch um den Hals zusammenzöge.“

„Das ist abscheulich.“

„Ja, es wäre abscheulich.“

„Nein, ich will solchen Verläumdungen nicht länger mein Ohr leihen.“

„Werdet mir nur nicht böse.“

„O ich brauche es nicht erst zu werden, Ihr seid unverbesserlich, Graf Thurn, ich sehe es jetzt ein.“

„Ich leider auch,“ erwiederte der Graf indem er den Kopf mit einer wahren Armensündermiene senkte.

„Ihr mißtraut stets!“

„Und befinde mich dabei stets wohl.“

„Ihr glaubt nicht an das Menschenherz.“

„An Eures, wie an's Evangelium.“

„Ihr sollt an Se. Durchlaucht glauben.“

„Wir wollen sehen.“

Die Gräfin zog sich zurück und gab dem Erzherzoge einen Wink, daß der Verwundete ihn zu sprechen wünsche.

Der Erzherzog trat mit all der Bonnhomie, welche sich dieser würdige Kirchenfürst zu geben verstand, an das Ruhebett, auf dem der Graf lag und reichte ihm die Hand, dann setzte er sich zu Häupten des Verwundeten nieder und sagte:

„Daß ich hieher komme, ich der Erzherzog und Kirchenfürst, mag Euch zum Beweise dienen, daß ich keinen Groll hege; Prinzen meines Hauses pflegen ihre Feinde nicht zu besuchen, ich halte Euch zumal nicht für meinen Feind und hoffe Euch vor Ablauf einer Viertelstunde in einen warmen Freund meiner Person und unseres Hauses umgewandelt zu haben."

„Das müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen," dachte der Graf, gab aber statt jeder Antwort durch ein Nicken mit dem Kopfe zu erkennen, daß er aufmerksam höre; der Prinz fuhr fort: „Ihr seid ein, vergleichsweise, noch junger Mann, Vierzig oder ein, zwei Jahre darüber, ist es nicht so?"

Der Verwundete nickte beistimmend.

Der Erzherzog sprach weiter: „Das ist das Alter des Ehrgeizes, der unruhigen Thätigkeit, das wahre Alter des Feldherrn und Politikers; Ihr habt Ehrgeiz, — o, werdet mir nicht roth darüber, — Ehrgeiz ist eine vortreffliche Eigenschaft, wenn sie gut benützt wird. Seht mich an, Graf, ich habe, im Vertrauen gesagt, auch

Ehrgeiz, freilich ganz unsträflicher Art, ich will für einen guten Bischof und nicht ganz unfähigen Staatsmann gehalten werden. Der Ehrgeiz hat Euch in die Reihen der Gegenpartei geführt, Ihr hofft von Mathias ein Commando, oder das Burggrafenamt, oder eine Kanzlerstelle? Nun der Kaiser ist im Stande getreuen Dienern das Alles und noch viel mehr zu verleihen. Ihr seid, wenn das Gerücht Wahrheit redet, — nehmt es nicht übel, — ein ziemlich unbemittelter Edelmann; die Herrschaft Wintirgow kann nicht über drei- bis fünftausend Gulden einbringen. Ihr seid es Euch und Euerer Familie schuldig, etwas mehr Grundbesitz zu erwerben."

Graf Thurn, der bei den peinlichen Anspielungen des Erzherzogs bald purpurroth, bald leichenblaß geworden, frug nun: „Wie versteht Euere Durchlaucht diese Vermehrung?"

Leopold sah, bevor er antwortete, nach der Thüre, öffnete sie und blickte hinaus, um sich zu überzeugen ob Jemand da sei, schloß sie beruhigt wieder zu und schob zum Ueberfluß den Riegel vor, dann sprach er mit gedämpfter Stimme, indem er sich über den Grafen niederbeugte:

„Es wird, wenn der böhmische Adel sich auf sein wahres Interesse versteht, bald ganze, unermeßliche Güter zu verschenken geben. An wen wird man sie aber

verschenken? An Diejenigen, welche sich in der gegenwärtigen Krise als treue Unterthanen erwiesen haben. Ich wage es, mein fürstliches Wort zu verpfänden, daß Herrschaften im Betrage von einer halben Million, noch ehe das Laub von den Bäumen fällt, Euer Eigenthum sein sollen, wenn Ihr Eueren Einfluß, was im Grund nur Pflicht wäre, zu Gunsten Sr. Majestät geltend macht. Außerdem stelle ich Euch die Wahl frei, das zunächst offen stehende Hofamt oder irgend eine einträgliche Stelle anderer Art zu verlangen. Was haltet Ihr von der Stelle als Obersthofmeister, — Herr Carl von Liechtenstein ist ohnedieß kränklich, — oder von dem Amte eines Reichshofrathspräsidenten, für das Graf Hohenzollern ohnedieß nicht recht taugt?“

„Schöne, großmüthige Anerbietungen, ich gebe es zu, nur müßte ich wissen, was ich zu thun habe, sie zu verdienen.“

„So viel als nichts, mon ami!“

„Das ist jedenfalls weniger als ich erwartet habe; worin besteht aber das an nichts grenzende Etwas?“

„Vor Allem sollt Ihr Euch ruhig verhalten, wozu Euere Verwundung hinlänglichen Grund darbietet, dann müßtet Ihr Euerer Partei beweisen, daß sie nichts Besseres thun könne, als gegen den rebellischen Bruder Sr. Majestät zu waffnen, endlich hättet Ihr jeder Ein-

mischung zu entsagen, wenn es noch Leute geben sollte, die sich, nach Euerer Erklärung, Sr. Majestät widersetzten."

Als der Erzherzog hier eine Pause machte, warf Thurn ganz leicht die Worte hin: „Ist das Alles?"

Der Erzherzog, welcher meinte, daß der Graf mehr erwartet habe, fuhr fort: „Falls die Altstadt Prag aufgefordert würde, Truppen aufzunehmen, solltet Ihr zur Annahme derselben rathen, und wenn Ihr ein Uebriges thun wollt, Euch selbst zu Pferde setzen und hinüber reiten."

Graf Thurn schien einen Augenblick zu überlegen, und erwiederte dann: „Ich verkenne durchaus nicht das Glänzende von Euerer Durchlaucht Versprechungen, und stimme in dem Einen Punct des ruhigen Verhaltens vollkommen überein, ja ich bin der Ansicht, daß sich meine Landsleute bei dem Handel Sr. Majestät des Kaisers mit seinem königlichen Bruder ruhig verhalten sollten.

„O, unterbrecht mich nicht, ich fühle mich zu schwach, um noch einmal von Vorne anzufangen. — Seht, ich halte es mit den Nonnen, die da täglich beten: „Da pacem Domine in diebus nostris," zu allem Anderen besitze ich weder Tauglichkeit noch Geschick, zum Höfling bin ich unverdorben, zum Rath tauge ich

nicht, von den Gesetzen versteh' ich nichts, ich würde daher einen traurigen Kanzler abgeben. Zum Krieg gegen König Mathias verbietet mir mein Gewissen zu rathen, meine Glaubensgenossen darf und werde ich nicht in Stich lassen, die Uebergabe der Altstadt muß ich mit allen Kräften verhindern, zu Pferde setzen kann ich mich meiner Schwachheit Willen nicht, sonst hätte ich es längst schon gethan und stünde nun an der Spitze meiner Freunde, um die Euerigen abzuwehren; da habt Ihr mein aufrichtiges und ehrliches Geständniß."

Der Erzherzog glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, und frug: „Ihr verwerft also meine Anträge?"

„Verwerfen? Nein; ich mache Euch nur meinerseits einen anderen Antrag. Führt das Kriegsvolk aus Böhmen zurück, rathet dem Kaiser uns nach den Satzungen des Majestätsbriefes zu regieren und nach und nach den Protestantismus zur herrschenden Kirche in Böhmen zu machen, rathet ihm, sein Regiment so einzurichten, daß die Oesterreicher Ursache bekommen uns zu beneiden und sich nach einer gleichen Herrschaft zu sehnen, und Ihr könnt versichert sein, daß Ihr Alles, was Ihr wünscht, viel wohlfeiler haben könnt, als um den Kaufpreis von Herrschaften, Titeln und Aemtern, die Ihr alle erst Jemandem entreißen müßt, um sie Anderen zu geben."

Der Erzherzog sprang von seinem Stuhle auf und schrie mit zorngeröthetem Gesicht: „Es ist genug und mehr als genug; ich bin gekommen, um einen Irregeleiteten auf die rechte Bahn zurückzuführen, aber nicht um mich selbst belehren und leiten zu lassen. Ihr vergeßt, daß es ein Erzherzog von Oesterreich ist, mit dem Ihr sprecht.“

„Und Ihr, daß man an einem Krankenbette keinen solchen Teufelslärm schlägt.“

„Möge Euch die Ablehnung meiner wohlgemeinten Vorschläge nie gereuen.“

„O, ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihr Lust hättet mich dieselbe bereuen zu lassen.“

„Ja, Lust hätte ich,“ schrie der Erzherzog, jede Mäßigung hintansetzend. „Ja, große Lust, aus Euch, der nicht reich und geehrt sein will, einen verachteten Bettler zu machen.“

Thurn zuckte die Achseln und erwiederte: „Versucht es.“

Der Erzherzog stieß, statt jeder Antwort, sein Schwert gegen die Dielen des Bodens und schritt rasch zur Thüre hinaus; Frau von Lobkowitz, die ihm hier entgegenkam, würdigte er kaum eines Grusses und eilte die Stiege, wie von Furien getrieben, hinunter. Am Thore traf er den Hauptmann von Hornberg, Ritt=

meister Prendl und Fähnrich Gratky. Er sagte zu ihnen unwirsch: „Die Leute wollen keine Raison annehmen, man muß sie daher mores lehren; für Euch, Hornberg, habe ich ein besonderes Geschäft, Ihr bleibt bei mir, Ihr Anderen aber könnt es Eueren Cameraden melden, daß, wer durch einen Handstreich die Altstadt gewinnt, sich hundert Ducaten und ein Oberst-Patent bei mir abholen kann.“

Der Erzherzog winkte mit der Hand, um ihnen zu bedeuten, daß er ihrer nicht weiter bedürftig sei. Rittmeister Prendl ließ sich aber durch diese Handbewegung nicht abhalten zu fragen, ob der Officier, der es wagte, auch die ihm zugetheilte Mannschaft gebrauchen dürfe.

„Ich habe noch nie gehört,“ gab der Erzherzog zur Antwort, „daß ein einzelner Mann ein Thor, geschweige eine ganze Stadt eingenommen hätte, Ihr dürft nicht nur, sondern Ihr müßt sogar Euere Mannschaft gebrauchen.“

„Wenn ich das schriftlich haben könnte.“

Der Erzherzog sah den Rittmeister groß an.

„Haltet Ihr mich für einen Betrüger?“

„Ich fürchte den Oberst.“

„Den Ramée? nun es ist wahr, daß er mit den Leuten nicht immer glimpflich umspringt; da, nehmt dies als Wahrzeichen meiner Erlaubniß.“

Mit diesen Worten zog der Prinz seinen bischöflichen Ring vom Finger und übergab ihn dem Rittmeister. Prendl küßte die Hände des Bischofs und ging, um eine Hoffnung reicher, hinweg.

„Und nun zu Euch,“ sagte der Erzherzog, als er sich mit Jacob von Hornberg allein sah. „Da Oben liegt ein verwundeter Mann.“

„Ich weiß, der Graf Thurn.“

„Er ist sehr aufgeregt, dieser arme Graf Thurn.“

„Steht es mit ihm so gefährlich?“

„Je nachdem, er leidet an einem heftigen Wundfieber und spricht irre.“

„Das ist schlimm.“

„Was aber noch schlimmer ist, scheint mir der Umstand, daß der arme Mann in so kritischen Zeiten, wo ein einziger mißverstandener Befehl die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen kann, die Stelle eines General-Lieutenants bekleidet.“

„Wie aber abhelfen?“

„Darüber habe ich eben nachgedacht; es dünkte mich am Ende das Beste sich seiner Person zu versichern und ihn auf so lange in engem Gewahrsam zu halten, bis er wieder vollkommen hergestellt ist.“

„Wenn es nur das ist, Euer Durchlaucht, so ist er

wohl in dem Haus, wo er sich befindet, am besten aufgehoben."

Leopold runzelte die Stirne, sagte aber dann plötzlich mit herablassender Vertraulichkeit: „Ihr täuscht Euch, von Hornberg, der Graf ist nirgends übler als hier; die Gräfin —"

„Welche Gräfin?"

„Die Gräfin Lobkowitz ist eine eifrige Katholikin."

„Das habe ich immer gehört."

„So eifrig, daß sie vielleicht in Anbetracht der Heiligkeit des Zweckes in der Wahl der Mittel minder scrupulös ist."

„Euere Durchlaucht will doch nicht andeuten?" frug der Hauptmann entsetzt, ohne den Satz zu vollenden.

„Ich will gar nichts andeuten, als daß religiöser Eifer bisweilen die edelsten Menschen zum Verbrechen führte."

„So wäre es wohl das Beste, den Grafen von hier fortzubringen."

Der Erzherzog nickte ohne ein Wort hinzuzusetzen.

„Gut ich nehme es auf mich."

„Recht mein Braver, doch wollte ich um keinen Preis den Verdacht der Gräfin erregen."

„Das macht die Sache schwieriger.“

„Ich glaube je gerader man zu Werke geht, desto besser kommt man vorwärts.“

„Darf ich Euer Durchlaucht Ansicht erbitten.“

„Nun ich meine dafür den Grafen ohne Umschweif in Verhaft zu nehmen und nach Budweis zu führen.“

„Aber würde der Transport nicht die ganze Wohlthat in Frage stellen, die Euer Durchlaucht dem armen Teufel mit so großer Menschenliebe zu erweisen geruhen.“

„O ich habe mit seinem Arzte gesprochen, er verträgt die Reise, sie wird ihm sogar förderlich sein, ihr wißt ja Quartanfieber werden am besten durch Luftwechsel geheilt.“

„Ich dachte es sei von einem Wundfieber die Rede.“

„Ich hielt es auch dafür, aber sein Arzt, denkt nur der berühmte Jessen heißt es ein „febris intermittens“ und der muß es doch wissen.“

„Ja, wenn es der Arzt behauptet!“

„Nun wollt Ihr euch bei diesem Werk der Menschenliebe betheiligen und die Verhaftung des armen Teufels auf euch nehmen?“

„Nichts als Christenpflicht Euere Durchlaucht, obgleich er ein Lutheraner vom reinsten Wasser sein soll.“

„Die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar und es wäre möglich, daß es unseren Priestern in Budweis

gelingt diese verlorene Seele in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Welche Freude für den heiligen Vater, welche Befriedigung für mich, der ich leider den Krummstab so oft mit dem Schwerte vertauschen muß."

„Ich will mit Eurer Durchlaucht Gestattung sogleich an's Werk gehen."

„Nein nicht jetzt, ich würde es mir nie verzeihen die gute Kanzlerin gestört zu haben, daß muß ganz in der Stille der Nacht geschehen, so daß Niemand davon eine Ahnung hat, ihr wißt ja ich kann nichts weniger leiden als Klatscherei, wenn ihr den Mann jetzt verhaftet, wird binnen einer Stunde ganz Prag davon voll sein und mir die abscheulichsten Absichten zuschreiben, während ich doch nur eine gute That beabsichtigte. Ja, mein bester von Hornberg, die Welt ist verleumderisch, darnach müßt ihr die Expedition einrichten, sie muß in aller Stille vor sich gehen, selbst der Graf muß am Sprechen gehindert werden, so ein Kranker sagt oft Dinge, die unglaublich wahrscheinlich dünken, das soll um jeden Preis vermieden werden."

„Aber wie soll man denn den Grafen am Reden hindern?"

„Ei was thut man denn mit den Tobsüchtigen? man gurtet sie fest, behandelt den armen Mann wie

einen Geisteskranken, knebelt ihn, droht ihm mit einer Kugel oder mit dem Strang, aber verhindert ihn zu sprechen."

„Eurer Durchlaucht Befehle werden vollzogen werden."

„O redet mir doch nichts von Befehlen, Befehle sind gut, wo es sich um dienstliche Verrichtungen handelt, nicht aber wo es gilt unsere Brüder aus Nächstenliebe dem Verderben zu entreissen; und ich sage wie der barmherzige Samaritaner: Jeder sei mein Nächster, der gerade meines Beistandes bedarf, ob er nun Jude, Türke Lutheraner oder gar Calviner sei, und nun Gott befohlen, lieber Hornberg." Der Erzherzog, der sich bisweilen erinnerte, nicht bloß General sondern nebenher auch noch Bischof von Passau und Straßburg zu sein, erhob die Hand und entließ den Hauptmann mit seinem Segen.

Der Erzherzog sah in seinem stattlichen, goldgestickten Wams mit der Hermelinbinde und dem Straußfeder geschmückten Hut allerdings dem staub- und kothbedeckten Courier nicht im Geringsten ähnlich, welcher Tages zuvor mit verhängtem Zügel durch die Plattnergasse gallopirt war, dennoch hatten ihn zwei scharfsichtige blaue Augen sogleich erkannt, als er aus dem Thor des Lobkowitz'schen Palastes trat, diese scharfsich-

tigen blauen Augen gehörten einem kleinen Knirps an, der zufälliger Weise ein eben so scharfes Gehör als Gesicht besaß.

Als der Junge seinen Mann erkannt hatte, erwachte in ihm die Begierde auch zu hören, was der Mann so geheimnißvoll sprach; er umschlich daher die Gruppe in immer engeren Kreisen, indem es den Anschein hatte, als ob er eifrig damit beschäftigt wäre, über ein paar Barrieresteine des Palastes wegzuvoltigiren.

Als ihm diese Beschäftigung doch noch nicht genugsam Gelegenheit gab, jedes Wort zu hören, so stellte er sich unbedenklich in die Nähe des Erzherzogs, so daß er sich vollkommen im Schallkreis befand und zielte mit einer Kugel nach der gegenüber befindlichen Planke.

Erst als der Hauptmann den Erzherzog verlassen hatte, wurde Letzterer auf den Knaben aufmerksam und erinnerte sich, daß er sich während der ganzen Unterredung in der Nähe aufgehalten hatte. Er redete den Jungen vorsichtshalber an, war aber hoch erfreut als ihn der Bursche starr anblickte und verlegen sein „rozumi nic nemecki" zur Antwort gab.

Er ließ dem Jungen einen Thaler in die Hand fallen, horchte noch mit besonderer Beruhigung auf das „Dékugi tobe," welches ihm Jan Kafka mit

lauter Stimme zurief, und sagte zu sich selbst: „Ich muß mich geirrt haben, dieses Gesindel sieht sich ja so erschrecklich ähnlich, der Gassenläufer von gestern Morgens redete flüssig deutsch und dieser holde Gassenjunge weiß nicht einmal auf deutsch „Dank“ zu sagen.“

In diesem Selbstgespräch langte der Erzherzog im Hause des reichen Bürgers Henkl an, wo er und Ramée Quartier genommen.

Kaum hatte sich aber der Prinz-Bischof abgewandt, so schlüpfte auch schon der Pferdejunge in den Palast, aus dem er erst nach einer halben Stunde wieder auftauchte, um sich in hurtigen Sprüngen zu entfernen.

7.

Der Junge war schnell genug gelaufen, um noch lange bevor sich die feindlichen Colonnen in Bewegung setzten, in der Altstadt anlangen zu können, aber seinem Beginnen setzte sich ein Hinderniß entgegen, an das er gar nicht gedacht hatte, die Brücke war besetzt und das Thor verschlossen; es wagte sich jedoch, seitdem eine Kugel unmittelbar neben dem Boot, in welchem der Kaiser unerkannt übergefahren war, eingeschlagen hatte, kein Schiffer mehr in den Fluß. Der Bursche verzweifelte trotz dieser trostlosen Aussichten keinen Augenblick; war auch kein Schiffer bei der Hand, so lag doch ein altes, halb verfaultes Boot am Ufer. Die Vorderseite desselben steckte halb im schlammigen Wasser, während die andere Hälfte auf dem abschüssigen Ufer lag. Leider fehlten aber auch die Ruder. Der junge Mann schob

den Kahn mit unsäglicher Mühe in's Wasser, sprag hinein und stieß ihn mit dem Fuße ab. Anfangs schwankte das Schiff längs dem Ufer hin, bis es die Strömung erfasste und unaufhaltsam mit sich fortriß.

Es trieb ihn gegen die Mitte des Flusses, der Bursche bekam Angst, wahre Todesangst, er schrie und heulte, daß man ihn an beiden Ufern und auf der Brücke, deren Pfeilern er zutrieb, hören konnte.

Am linken Ufer hat es zu allen Zeiten Schiffs-Mühlen gegeben, die auf hölzernen Pfählen standen und einige Fuß über dem Wasser emporragten; wenn wir nicht irren gibt es deren noch heute, auf diesen Schiffsmühlen vernahm man das Gewinsel und Geheul des armen Teufels, der mit jeder Secunde dem Brückenjoche näher kam; ein mitleidiger Müllerbursche machte einen Kahn los und ruderte tüchtig darauf los, um dem armen Burschen, wenn es anging, Rettung zu bringen.

Während der Müllerjunge hinausruderte, war der Obrist Ramée gerade bis zur Johannisstatue, die sich bekanntlich Mitten auf der Brücke befindet, zur Recognoscirung vorgeritten, er war von einem Dutzend Officiere begleitet. Als er das Geschrei vom Wasser herauf hörte, beugte er sich vom Pferde und erblickte den mit dem Tode ringenden Burschen.

„Der Knabe mag ein Spion sein,“ bemerkte er gegen seine Umgebung.

Einer der Officiere, in welchen wir den Hauptmann von Hornberg zu erkennen glauben, äußerte bescheidenen Zweifel, da der Kahn vom rechten Ufer her zu schwimmen schien.

„Aber darin fehlt der Schiffer, das Ruder“ bemerkte Fähnrich Gratky.

„Er riß unfehlbar vom Brückenkopfe los,“ setzte ein Mann hinzu der zur Rechten des Anführers ritt und gleichfalls Obersten Character bekleidete:

„Ihr seid Euerer Sache gewiß?“ frug Ramée seinen Genossen, ihm scharf in's Gesicht sehend.

„Ich glaube alle diese Herren werden meine Ansicht theilen.“

Die meisten Officiere stimmten in der That bei.

„Dann,“ sagte Ramée, „ist es die größte Wohlthat, die man dem armen Teufel erweisen kann, wenn man sein Leben abkürzt.“

Mit diesen Worten erhob Obrist Ramée eine Reiterpistole und zielte auf Jan Kafka der noch jämmerlicher schrie als zuvor.

„Um des Himmelswillen schießt nicht,“ rief Oberstlieutenant Alber, „ich sehe dort ein Rettungsboot, vielleicht gelingt es den Burschen zu retten.“

In demselben Augenblicke krachte der Schuß und Jan Kafka schlug im Kahn über; er fiel so zurück, daß nur der Kopf aus dem Wasser, mit welchem sich das Fahrzeug zu füllen begann, emporragte.

„Jesus Maria! Ihr habt den Knaben getödtet," rief der andere Obrist.

Ramée wendete sein von Hieben zerfetztes Gesicht, blickte den Kameraden höhnisch an und frug erstaunt:

„Was überkommt Euch nur, Obrist von Buchheim, daß Ihr so aufschreiet, Ihr hättet mich fast erschreckt."

„Aber Ihr habt einen Menschen getödtet."

„O ich habe gar viele getödtet."

„Im Krieg, das ist ein Anderes."

„Und haben wir denn nicht den Krieg?"

„Aber der arme Bursche war doch kein Soldat."

„Ja, ich habe einmal ein ganzes Rudel solchen Gesindels braten lassen, es war so rauh wie heute und die Wärme des Feuers, bei der sie rösteten, that uns wohl."

„Ihr hättet das gethan?"

„Warum nicht, die Bursche hatten sich in ein festes Haus geworfen und wir hatten Zeit."

„Wie Zeit?"

„Sie auszuräuchern."

„Ihr legtet Feuer an?"

„Ja, vor dem Eingang."

„Und die Bewohner verbrannten insgesammt?"

„Leider insgesammt."

„So quält Euch doch die Erinnerung?"

„Ja, weil ein hübsches Mädchen, die Schwester jener Bursche dabei war."

„Der fremde Kahn hat das Boot erreicht," sagte Fähnrich Gratky, „der Bursche im Kahn scheint aber todt zu sein, da seht nur, er läßt Arme und Beine hängen, als ob er ein Gliedermann wäre."

„Das beweist nur," erwiederte Ramée, „daß meine Hand noch ziemlich sicher ist."

„So sicher, daß der Bursche nicht mehr aufsteht, der jetzt gerettet sein konnte," sagte Buchheim vorwurfsvoll.

„Mir scheint," höhnte Ramée, „Ihr hättet gewaltig Lust die kleine Canaille zu beweinen, würde mich übrigens nicht wundern, Ihr gehört einer notorisch sentimentalen Familie an, wurde nicht einer Eurer Ahnen aus Sentimentalität gehängt?"

„Eurer historisches Gedächtniß trügt, er wurde enthauptet."

Nachdem Obrist Buchheim diese Worte gesprochen,

warf er sein Pferd herum und sprengte zurück, Ramée und die übrigen Offiziere folgten im scharfen Trabe.

Kaum waren die Officiere von der Brücke verschwunden, so richtete sich der vermeintlich Todte kerzengerade in die Höhe. Der entsetzte Müllerbursche war nahe daran den Todten fallen zu lassen. Jan beschwor ihn aber, zu glauben, daß er nicht nur kein Geist, sondern sogar vollkommen unverletzt sei. Es brauchte lange, bis er seinen wackeren Lebensretter überzeugte.

Jan hatte sich in dem Augenblicke, da er den Blitz des Gewehres sah, zu Boden geworfen und war, in Anbetracht, daß die auf der Brücke noch eine zweite, dritte und vierte Pistole in Bereitschaft halten konnten, dort liegen geblieben, bis sich die Reiter von der Brücke entfernt hatten.

Niemand war erfreuter, als der Müllerjunge, der sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, den armen Burschen zu retten; Jan verlangte in die Stadt und vor Leonhard Colona, dem protestantischen Befehlshaber der Altstadt geführt zu werden.

Es nützte nichts, daß ihn der Müllerbursche vom Kopfe bis zum Fuß maß und nicht begreifen konnte, was der kleine Knirps bei dem Befehlshaber auszurichten hätte, der Bursche bestand so lange auf seinem Willen,

bis ihn der Müller bei einem entfernten Thore in die Stadt schmuggelte.

Der Pferdejunge lief nun, so schnell ihn seine Füße tragen mochten, zu seinem alten Beschützer Caspar Hummel und vertraute ihm, daß die Altstadt in größter Gefahr sei, da der Erzherzog Befehl ertheilt hätte, sich der Stadt zu bemächtigen, außerdem behauptete der Junge noch einen besonderen Auftrag für den Oberbefehlshaber Colona von Fels zu haben.

Der Bürger sah den kleinen Jan über die Achsel an, und sagte:

„Möchte wissen, wer einem so kleinen, schmutzigen Jungen einen Auftrag für einen so anständigen Cavalier, wie Leonhard Colona, anvertrauen möchte, so lange es noch erwachsene, gereifte Männer gibt, welche die ersten Personen der Christenheit, Päpste und Kaiser mit ihrem Zutrauen beehren.“

Jan Kafka konnte nicht gleich errathen, von wem der Meister Hummel eigentlich zu sprechen die Absicht hatte, erst ein Blick auf die, den schrankenlosesten Hochmuth ausdrückenden, Gesichtszüge des Bürgers belehrten ihn, daß Hummel sich selbst gemeint habe.

Da es nicht die Absicht des klugen Jungen war, sich mit seinem Beschützer, ohne den er schwerlich bei dem Obristen vorzukommen vermocht hätte, zu streiten,

so erinnerte er daran, daß Kleider Leute machen und daß unfehlbar die abgetragenen Röcke und Hosen des Kupferschmiedes, die er der kleine Bursche am Leibe trug, an dem Vertrauen Schuld sein müßten, daß man ihm geschenkt.

Der Gedanke, daß selbst sein Rock und seine Hosen eine Achtung gebiethende Kraft ausübten, besänftigte den wackeren Meister und er frug mit noch immer ungläubigem Lächeln:

„Und was wäre es denn, das man Dir anvertraute, Schelm?“

Der Schelm hatte aber durchaus nicht Lust, was man ihm nur für die Ohren eines einzigen Mannes aufgetragen, einem Anderen mitzutheilen. Er suchte anfänglich auszuweichen und als er sich von dem wißbegierigen Meister in die Enge getrieben sah, sich durch eine Lüge aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Es handelt sich um nichts Anderes,“ sagte er, „als dem Obersten Vorschläge zur Uebergabe zu machen.“

„Und diese Vorschläge hätte man Dir anvertraut?“

„Ach das nicht, Meister, man hat sie aufgeschrieben, und da sind sie.“ Wirklich zog der Junge ein zusammengefaltetes, aber unversiegeltes Papier aus der Brusttasche seines Rockes.

„Ich sehe,“ sagte der Bürger mit selbstgefälligem

Lächeln, „daß Dir mein Rock Glück gebracht und möchte nur wissen, wo Du das Papier ohne dieses kostbare Kleidungsstück hingethan hättest? Aber nun still, lieber Junge, wir wollen lesen," und Meister Hummel schickte sich wirklich an, die vorgeblichen Capitulationsvorschläge zu lesen. Er strengte sein altes Gesicht an, so viel er konnte, brachte es aber nicht zuwege, auch nur eine Zeile lesen zu können. Der Brief war in Chiffern geschrieben. „He," sagte sich Hummel getröstet, „er weiß so wenig davon als ich, das kann mich nicht verdrießen, wir wollen den Burschen noch einmal unter unsere Fittiche nehmen. Macht, mein Lieber! ich will Euch zum Commandanten führen."

Der gute, aber seit vergangener Nacht unerträglich stolz gewordene, Bürger schickte sich eben an, die Stiege hinabzusteigen, als ihn Katharine Brigitte noch rechtzeitig beim Aermel erhaschte und die liebevollen Worte zuraunte:

„Daß Du mir keinen Gast in's Haus bringst, weder Den" — sie zeigte mit dem Finger auf Jan — „noch den Trunkenbold von da drüben, noch irgend Jemand Anderen, Du weißt, daß Waschtag ist, und wir insgesammt vollauf zu thun haben."

Hummel fand es nicht angezeigt, seiner Gattin mit jenem Hochmuth zu antworten, den er allen ande-

ren Personen gegenüber zur Schau trug, dennoch entgegnete er im schmeichelndsten Tone:

„Du weißt, daß ich gestern mit Seiner Eminenz dem Cardinal zu Abend gespeist habe, ich nehme daher nur den einzigen Fall aus, daß sich Herr von Dietrichstein bei uns selbst einlüde, dann, das siehst Du wohl ein, könnte ich trotz des Waschtages nicht Nein sagen.“

Die Frau ließ seinen Aermel los, blieb ihm die Antwort schuldig und schüttelte den Kopf, als meinte sie, daß es mit ihrem Manne nicht länger auszuhalten wäre.

Eine Viertelstunde später hatte Meister Hummel den Schmerz, sehen zu müssen, daß der kleine, schmutzige Junge zu Herrn Colona von Fels gerufen wurde, während er im Vorgemache, von all' den interessanten Geheimnissen, die da drinnen verhandelt wurden, ausgeschlossen, warten mußte, ohne auch nur an der Thüre — es waren zu viele Leute in der Stube — horchen zu dürfen.

Als der Pferdejunge zurückkehrte, kamen der Obrist und der Bürgermeister der Altstadt mit ihm, Beide gingen auf den Bürger zu und empfahlen den Burschen seinem Wohlwollen und Schutze, da er der Stadt und dem ganzen Lande einen wesentlichen Dienst geleistet habe.

„Ah, so wird man die Stadt übergeben?“ flüsterte der Kupferschmid mit einem Lächeln und Blick des Einverständnisses.

„Wer spricht von Uebergabe?“ frug Colona überrascht, „ganz im Gegentheil, wir werden uns jetzt erst recht vertheidigen.“

„Verstehe, verstehe,“ erwiederte Hummel selbst genügsam, „die Bedingungen zu hart, nicht so?“

Colona blickte den Bürgermeister an, der Bürgermeister den Obersten; endlich legte der Befehlshaber seine rechte Hand auf die Schulter des Kupferschmiedes und sagte lächelnd:

„Geht nach Hause, mein Liebster, und schlaft ein Paar Stunden, dann wird es schon besser gehen.“

Mit diesen Worten drehte sich der Obrist um und kehrte mit dem Bürgermeister in das Arbeitscabinet zurück.

Meister Hummel blieb wie am Boden genagelt stehen, blickte den Entschwundenen nach und sagte dann in feierlichem Tone:

„Wenn die beiden Männer nicht betrunken sind, so habe ich noch keinen Rauschigen gesehen. Gott meint es zuversichtlich schlecht mit unserer guten Altstadt, die beiden Trunkenbolde werden uns insgesammt in’s Verderben stürzen, man sollte sie absetzen, ich glaube Leute

zu kennen, die vollkommen geeignet wären, an ihre Stelle zu treten, he, kleiner Jan, bist Du nicht meiner Ansicht?"

Der kleine Jan, der trotz seiner Jugend doch nicht der Ansicht des alten Mannes war, erklärte, daß auch ihm das Benehmen der beiden Herren etwas seltsam vorgekommen sei, dennoch habe er sein Lebtag gehört, daß ein gewisser Grad von Trunkenheit den Geschäften nur förderlich wäre, so zum Beispiel könne er sich noch ganz wohl erinnern, daß sein Vater, der Feldhüter, den Gott trösten wolle, Jahr aus Jahr ein duselig gewesen sei, was ihn aber nicht gehindert habe, jeden Uebertreter der Feldgesetze mit eigener Hand zu justificiren; wenn er an seinen Vater gedenke, dann müsse er glauben, daß auch die Obrigkeit der Stadt selbst bei einem gewissen Grade von Weinseligkeit noch ihre Schuldigkeit thun und die Feinde von der Mauer abwehren könne. Sein verehrter Patron, der freigebige Spender jener bezaubernd schönen abgetragenen Kleidungsstücke, dürfe außerdem nicht vergessen, daß die Stadt eine Anzahl vollkommen nüchterner Bürger zähle, die schon wüßten, was Noth thue.

Diese letzte Bemerkung, die offenbar auf Meister Hummel abzielte, versöhnte den braven Bürger mit dem Verschulden der Stadtobrigkeit und ließ ihm die Lage

der Stadt in minder trostlosem Lichte erscheinen, als sie es seiner Ansicht nach früher gewesen.

Während der Dämmerung desselben Abendes konnte man auf dem Fluß einen kleinen Nachen bemerken, der von einem Müllerjungen gerudert wurde und den wackern Jan Kafka glücklich übersetzte; ein in die Farben des Lobkowitzischen Hauses gekleideter Bediente erwartete den Knaben und führte ihn die Sporrenstraße hinauf bis an das herrschaftliche Gebäude, in dem Beide spurlos verschwanden.

8.

Man läutete eben das „Engel des Herrn", als sich Rittmeister Prendl an der Spitze einer Schaar Reiter in Bewegung setzte; die Dunkelheit des Abends begünstigte das Unternehmen. Aus dem Fluße erheben sich Dünste, die sich wie ein Schleier über die Gestalten der Reiter legten, man hörte keinen Hufschlag, kein Säbelgerassel; es herrschte feierliche Stille, und der Glockenschall verbreitete sich klar und rein über die schweigsame Wasserfläche. Der ehr- und geldgeizige Offizier hatte Alles an das Gelingen seines Anschlages gesetzt; die Hufeisen der Pferde waren mit Tüchern umwunden, die Säbel blank gezogen und die Scheiden zurückgelassen und jeder Anlaß zu dem kleinsten Geräusche entfernt.

Die Schaar bewegte sich stille und behutsam, wie eine Geisterbrigade, vorwärts, der Rittmeister eilte

seinem Geschwader voraus, er fand das Thor unbesetzt und nicht einmal fest verschlossen.

„Die Altstadt ist unser!“ rief er seinen Leuten zu. „Ihr, Gratky, eilt zum Oberst Ramée zurück und sagt ihm in meinem Namen, er möchte mir augenblicklich mit den Fußknechten folgen, die Stadt sei unser.“

Fähnrich Gratky sprengte davon, seines Vorgesetzten Befehl zu vollstrecken, und Prendl ritt mit den Seinigen bis an das Thor hinan, ein Paar Spornreiter sprangen zu Boden und öffneten die Flügel des Thores; sie wollten eine Pechfackel anzünden um den Raum zu erhellen, aber Prendl untersagte es aus Furcht, daß der Fackelglanz die Augen des Feindes zu zeitlich auf sie lenken könnte.

„Wir müssen sie so lange als möglich in der Täuschung erhalten,“ sagte der Offizier.

Sie ritten also ohne Fackel in das dunkle Thor, erst als sie sich dem entgegengesetzten Ausgange nach der Stadt näherten, wurden Fackeln angezündet.

Dieser Fackelzug verhalf aber dem tapferen Rittmeister und seinen Gesellen zu einem höchst unerfreulichen und selbst entsetzlichen Anblick.

Der Glanz fiel auf Kürasse, Schwerter, Donnerbüchsen, Helme, kurz auf eine kleine Armee, welche nur

auf ein Zeichen zu warten schien, um über die Reiterschaar herzufallen.

Der Rittmeister wandte um und rief:

„Ausgelöscht! Wir sind verrathen! Die Hunde weisen uns die Zähne, als ob sie uns auf eine halbe Meile Weges gewitt'rt hätten.“

Als Prendl zurückstürmte, blieben die Städter, trotzdem, daß sie die Feinde gesehen hatten, bewegungslos stehen; der Rittmeister athmete auf und rief den Seinigen zu:

„Die Hasenfüße, obgleich uns an Zahl zwanzigmal überlegen, wagen es nicht, uns anzugreifen.“

In demselben Augenblicke hörten die Reiter ein entsetzliches Gerassel; sie wurden unruhig und drängten vorwärts, obgleich das Geräusch nicht vom Rücken her zu kommen schien.

Dieses Drängen dauerte aber nur ganz kurze Zeit, eine Minute, nicht länger, dann hielt die vordere Reihe an, die letzten Reiter prallten an die vorderen, man wußte nicht, was diese plötzliche Zögerung zu bedeuten habe. —

Zu dieser Unruhe gesellte sich ein neuer Schreck, die städtischen Vertheidiger hatten nun ihrerseits Fackeln angezündet, nicht ein, zwei — sie schwangen mindestens hundert Windlichter. Bei dem furchtbaren rothen Scheine

konnten die hintersten Reiter gewahren, wie sich die feindlichen Massen in vorschreitende Bewegung setzten.

„Macht, um Himmels willen, daß wir über die Brücke kommen," schrieen die Hintersten, „sonst sind wir verloren, der Feind rückt an!"

„Zurück! Zurück!" tönte es wie ein Echo aus den vorderen Reihen. „Das Thor ist verschlossen, die verfluchten böhmischen Hunde haben das Fallgitter niedergelassen!"

„Man muß es sprengen!"

In der That hörte man fürchterliche Hiebe gegen das Fallgitter führen.

Plötzlich durchlief aber die hinterste Reihe das Geschrei:

„Zu spät!"

Ein Mann mit goldverbrämtem Wamms, der einen spiegelglänzenden Küraß auf der Brust und eine fein gearbeitete Pickelhaube auf dem Kopfe trug, ritt den Städtischen voraus und forderte die erzherzoglichen Reiter zur Uebergabe auf.

Während dieser Aufforderung hatten sich die mit Büchsen bewaffneten Bürger schußfertig gemacht.

Die Lage der Erzherzoglichen war verzweifelt. Prendl's Herz, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, fürchtete und hoffte Ramée's Ankunft ganz in gleicher

Weise; er fürchtete Ramée's Spott und hoffte von ihm Befreiung.

Der feindliche Anführer ließ den tapferen Rittmeister nicht lange in dieser Schwebe, indem er nochmals zum Capituliren aufforderte.

Prendl machte, um Zeit zu gewinnen, Ausflüchte.

Der Obrist drohte zum Angriff zu schreiten.

Es war unverkennbar, daß kein Mann dem Blutbade zu entrinnen vermochte, wenn man es auf das Aeußerste ankommen ließ.

Der Rittmeister stand daher eben im Begriffe, sein Schwert dem feindlichen Anführer einzuhändigen, als eine Trompetenfanfare vom Brückenthurme her der Scene eine ganz andere Gestalt gab.

„Sie sind es! sie sind es!" jubelten die Reiter. „Jetzt ist die Reihe an uns!"

Unter diesem Geschrei und dem Einfluße der kriegerischen Fanfaren, die noch immer fort hallten, ritt ein Wallone knapp an die Seite des Rittmeisters und brannte seine Pistole auf den feindlichen Rittmeister ab, der aber, da die Kugel an seinem Brustharnisch abprallte, statt vom Pferde zu sinken, einen fürchterlichen Hieb gegen den Wallonen führte und seiner Mannschaft zurief:

„Auf und d'ran und kein Quartier!"

Auf diesen Zuruf drängte das Kriegsvolk, das, wie erwähnt, den Reitern weit überlegen war, wüthend heran, ein Gemetzel nahm seinen Anfang, wie es seit den Tagen der Hussiten nicht erhört war.

Obrist Colona, er war der Anführer der Städtischen, ging mit gutem Beispiele voran und mähte, ein kräftiger Schnitter, was sich auf seinem Wege befand.

Die Reiter heulten gegen das Fallgitter:

„Zu Hilfe! zu Hilfe!"

Aber der sich entfernende Hufschlag und die Trompetenklänge, die nur mehr von Weitem herübertönten, bewiesen den wie in einer Falle gefangenen Reitern, daß sie auf keinen Entsatz zu rechnen hätten. Sie beschlossen, als sie genau erkannten, daß es für sie keine Rettung gab, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und fochten wie eingefleischte Teufel.

Der Rittmeister schrie mit Donnerstimme:

„Mir nach, Bursche!" und setzte in das Fußvolk.

Einige wurden getödtet, Andere überritten, aber dann kam eine Reihe die Stand hielt und die Pferde mit ihren langen Picken nieder machte.

Ein hagerer Mann mit Messerrücken dünner Nase und zornig blitzenden, grauen Augen, der seinen kleinen dicken Nachbar durch die rücksichtslose Handhabung seiner langen Picke — sie war die längste die im ganzen

Waffenvorrath der Altstadt aufgefunden werden konnte — sehr beunruhigt, führte einen so gewaltigen Stoß gegen den Rittmeister, daß er unter lautem Triumphgeschrei der Städter vom Rosse sank, während der hagere Krieger ebenfalls das Gleichgewicht verlor und niederstürzte.

Sein Nachbar brachte ihn nicht ohne große Mühe wieder zum Stehen, sagte ihm aber mit großem Ernst: „Ich verbiete Euch Nachbar einen ähnlichen Stoß zu führen, Ihr incommodirt Euere ganze Umgebung und mich in's Besondere, der nicht so ganz vertrocknete Aalhaut ist, wie Ihr.“ Der folgsame Friseur ließ es sich gesagt sein und begnügte sich von nun an als theilnamloser Zuschauer den Kampf mit anzusehen. Den Kampf! es war nach dem Sturze des Rittmeisters nur mehr eine Schlächterei, Colonna betrauerte zu spät in einer Aufwallung von Zorn Befehl ertheilt zu haben, kein Quartier zu geben, die Mannschaft berauscht von Blutgeruch und Kampf, gehorchte der Ordre ihres Befehlshabers nur zu pünctlich. Der unglückliche Wallone, der seine Pistole auf den Obrist abgefeuert hatte, war, als es zum Handgemenge gekommen, von zwei kräftigen Armen gepackt und unversehrt gegen die Wand geschleudert worden.

Er streckte flehend die Hände aus und schrie seinem Angreifer zu: „Pour l'amour de Dieu."

Der Angreifer, derselbe kleine dicke Mann, wandte sich großmüthig von seinem wehrlosen Gegner ab, der aber im nächsten Augenblick von einer Streitaxt zermalmt da lag. Ein junger Sergeant, Franzose von Geburt, dem das Schwert von einer Kugel aus den Händen geschmettert worden war, lehnte aus zahlreichen Wunden blutend an der Mauer und seufzte: „Ma pauvre mère, que dira-t-elle?" „Sie wird sagen: „Gott tröst" höhnte Graf Dionys Czernin, und stieß ihm seinen von Blut rauchenden Degen in die junge Brust. „Wenn ich nur den Leithammel der unsauberen Heerde treffen könnte," rief der fünfundsiebzig Jahre zählende Ritter von Kaplirz. „Bemüht euch nicht gnädiger Herr," erwiderte, der Friseur Widtmann „dem hab' ich den Rest gegeben." „Noch nicht" ertönte eine röchelnde Stimme vom Boden herauf, die einem Manne angehörte, der sich mühsam zwischen den entstellten blutigen Leichnamen, die schwer auf ihm lagen, hervorarbeitete. Als es ihm gelungen war, sich so weit von der Last zu befreien, daß sein Oberleib über die Todten hervorragte, rief er: „Da bin ich! Nun Schlächter, schlag zu." Der Ritter von Kaplirz wich bei dem Anblick des bleichen Schatten zurück, der nur auf seinen Ruf das

Todenreich verlassen zu haben schien: „Mit einem Wehr=losen fechte ich nicht," sagte er sich umwendend. Da reichte ein lebendiger Leichnam, dessen Schädel einen klaffenden Spalt zeigte, dem Rittmeister ein blutiges Schwert um gleich darauf von dieser letzten Anstrengung erschöpft, für immer nieder zu sinken, — es war der Wallone, der den ersten Schuß gethan. Prendl faßte das Eisen und schrie dem böhmischen Cavalier zu: „Nun laßt mich so wahr Ihr ein Cavalier seid einen ehrlichen Reitertod sterben und duldet nicht, daß ein Officier obgleich Euer Feind, wie ein Schlachtthier niedergemetzelt werde."

Kaplirz stand im Augenblicke, als er das bluttriefende Schwert des Rittmeisters im rothen Licht der Pechfackeln blinken sah, einem Feinde gegenüber, der Friseur war aber nicht des Ritters Ansicht, daß der Mann, welchen der Himmel so wunderbar von seinem Pickenstoß gerettet hatte, durch eines anderen Menschen Hand sterben sollte. „Halloh," rief er dem Ritter zu, „der Mann ist in Ewigkeit mein und ich Tobias Widtmann, will nicht, da es Gott gefallen hat, ihn zu erhalten, daß er dennoch zu Grunde gehe." Hummel theilte die Ansicht seines Nachbars und faßte die Herren und Ritter bei ihrer schwachen Seite der Selbstsucht, indem

er bemerkte, wie vortheilhaft es sei einen feindlichen Officier als Geißel zu behalten.

Die eigenen Landsleute ließen sich schnell überzeugen, vor Allem der Obrist, wer aber der menschenfreundlichen Absicht des Kupferschmiedes die größten Hindernisse in den Weg legte, war aber der Feind den er schonen wollte. Rittmeister Prendl blickte trostlos umher und sah, daß sie Alle todt waren, die er in den Kampf geführt, daß er aus achtzig tüchtigen Reitern, der einzig Ueberlebende war, diese traurige Ueberzeugung erschütterten ihn so sehr, daß er die Hände vor das Gesicht hielt, laut schluchzte und nur den Tod als sein gutes Recht forderte.

So mancher der böhmischen Ritter wäre nicht abgeneigt gewesen, dem Rittmeister, was er sein gutes Recht nannte, zu Theil werden zu lassen, die Standesgenossen der beiden Nachbarn, die Bürger der Altstadt schaarten sich aber um Widtmann und Hummel und erklärten, daß sie augenblicklich die Waffen niederlegen würden, sobald die Herren einen solchen Fang, wie den Rittmeister aus den Händen ließen.

Die Folge dieser kathegorischen Erklärung war, das Rittmeister Prendl ganz gegen seinen Willen am Leben blieb.

Man mußte nun vor Allem den Thorweg säubern,

die todten Pferde und Leichen aber wurden Angesichts des Feindes, welcher den Brückenthurm der Kleinseite besetzt hielt, massenweise in den Fluß geworfen, und nur die Prager Bürger, welche gefallen waren, ordentlich beerdigt.

Prendl, dieses kostbare Pfand, noch kostbarer durch den bischöflichen Ring, den man an seinen Fingern gefunden, wurde noch in der Nacht als Gefangener nach dem Rathhaus gebracht.

Er hätte auch ohne Gefangener zu sein, wo immerhin gebracht werden müssen, sein Zustand erlaubte ihm keine freie Bewegung, obgleich von Feindesschwert unverletzt, hatte ihn der Hufschlag eines durch Pickenstöße in Wuth versetzten Thieres getroffen, sein Arm trug die Spuren zahlreicher Quetschungen, und sein rechter Fuß schien wie gelähmt. Es war augenscheinlich, daß sich der Zustand des Reiterofficiers, wenn nicht große ärztliche Sorgfalt und häusliche Pflege aufgewandt wurde, verschlimmern mußte. Der wackere Kupferschmied, der trotz seines großartigen Hochmuthes die mitleidigste Seele von der Welt war, stellte dem Leiter der Vertheidigung vor, wie man Gefahr laufe die Frucht des Sieges und der großmüthigen Schonung durch den Tod des Rittmeisters zu verlieren, wenn nicht außerordentliche Mittel zu seiner Wiederherstellung angewandt würden.

„Ei, haben wir nicht ein Feldspital?“ erwiederte Colonna.

„Ach ja, wo die Kranken crepiren,“ versetzte der Bürger unehrbietig.

„Teufel, wisset Ihr besseren Rath?“

„Ja, den weiß ich.“

„Nun, was soll's?“

„Es soll, daß ich mein Haus für den Gefangenen zur Verfügung stelle.“

„Ein wackerer Bürger!“ murmelten die Standesgenossen des Kupferschmiedes.

„Aber, wer steht uns für die Sicherheit des Gefangenen?“ sagte der Obrist mit dem Kopfe schüttelnd.

„Ich, gnädiger Herr, ich,“ entgegnete Hummel, den Kopf in die Höhe werfend.

„Und wer steht uns für Euch?“

Der Kupferschmied wurde über diese Frage so zornig, daß er kein Wort zu stammeln vermochte.

Daß der Friseur die Bürgschaft für seinen Freund übernommen, daß ein halb Dutzend Kupferschmiede für den ehrlichen Caspar Hummel einzustehen erklärten, daß Prendl sein Ehrenwort anbot, Alles dieß schien den Obristen nicht zu rühren, und es ist zweifelhaft, ob nicht der Mann, welchem, wie er sich ausdrückte, Päpste und Kaiser ihr Vertrauen schenkten, mit tief gekränkter Seele

hätte abziehen müssen, wenn nicht eine schrille Knabenstimme neben Colona gerufen hätte: „ich kenne die gute Gesinnung des ehrenwerthen Meisters.“

Der Obrist bückte sich, um den neuen Bürger zu sehen und erkannte zu seiner innigen Befriedigung den kleinen Pferdejungen. Er flüsterte ihm die geheimnißvolle Frage zu: „Ob er herüber und Alles in Ordnung sei?“ worauf Jan mit dem Kopf nickte, und der Obrist laut aufschrie:

„Hurrah, der Thurn ist glücklich aus den Händen der Amalekiter.“

Bei der Volksthümlichkeit, deren sich der Graf in den Pragerstädten erfreute, konnte es nicht an einem tausendstimmigen Hurrah fehlen, das den Ausruf des tapferen Obristen beantwortete.

Nochmals flüsterte Colona dem Jungen zu:

„Also der Kupferschmied ist wirklich kein Trunkenbold, wie es den Anschein hatte?“

„Nicht im Geringsten,“ bekräftigte Jan Kafka.

„So nehmt denn hin den Gefangenen,“ rief nun der Obrist dem Bürger zu, „ich bin so eben vollkommen beruhigt worden.“

Der Kupferschmied, so sehr ihn auch eine abschlägige Entscheidung gekränkt haben würde, war doch mit dem Gange, den diese Unterhaltung genommen, unzu-

frieden. Er hielt den kleinen Pferdejungen für einen neckenden Kobold, dem eine besondere Macht über sein Geschick eingeräumt sei, und war daher der Blick, den er seinem jungen Freunde zuwarf, nicht so zärtlich als die freundliche Verwendung des Burschen wohl verdient hätte.

Er kümmerte sich auch nicht weiter um den Jungen, sondern ließ den Verwundeten auf eine Bahre legen und in seine Wohnung tragen, während er stolz mit seinem Nachbar, dem Friseur, voranschritt.

Die Leser wissen oder wissen vielleicht nicht, daß das Haus „zum steinernen Rössel" nicht ganz hundert Schritte vom Rathhaus entfernt liegt, man hatte also nicht weit zu gehen, um das Ziel zu erreichen.

Die gute Dame Katharine Brigitte stand mit ihren Töchtern am Fenster und blickte erwartungsvoll in die Nacht hinaus; das Herz der guten Bürgersfrau war von großer Sorge um den kriegerischen Gatten beschwert, sie spähte daher nach jeder Gestalt, die schattenhaft über die Straße huschte. Als die Schüsse vom Thor herüber knallten, schlug das Herz der Meisterin noch hörbarer, und als sie bald darnach beim Scheine von ein paar Pechfackeln eine Bahre daherschwanken sah, erblickte sie

auch nichts als die Bahre, rief: „Jesus, Maria, da bringen sie den Vater!“ und fiel in eine ganz natürliche Ohnmacht, aus welcher sie die Töchter statt mit flüchtigen Salzen, wie heut zu Tage üblich, mit Hirschhorngeist, zu welchem sie die Mutter riechen ließen, wieder zu sich brachten.

Als die Meisterin sich einigermaßen gefaßt hatte, kehrte auch die alte Thatkraft zurück. Statt den Mädchen zu erlauben, hinunter und dem Verwundeten entgegenzueilen, stieg sie selbst hinunter und setzte, um dem armen Manne die beschwerliche Expedition über die Treppe zu ersparen, das bequemste Gemach des Erdgeschosses zum Empfange des Verwundeten in Bereitschaft.

„Hieher,“ rief sie den voranschreitenden Männern, die sie noch immer nicht erkannte, da sie außer dem Lichtkreis der Fackeln gingen, zu.

„Ist er stark verwundet?“ frug die arme Frau einen der Männer, die an der Hausthüre warteten, bis die Bahre innen wäre.

„Nicht tödtlich, meine Liebe, nicht tödtlich,“ gab eine Stimme zur Antwort, welche augenblicklich eine mächtige Revolution in den Gefühlen der würdigen Dame hervorbrachte.

„Nein, jetzt hab' ich es genug," rief sie aus, „noch liegt mir der Todesschreck in allen meinen Gliedern; ich halte dieses undankbare Ungeheuer für verwundet und todt, und er kehrt rund und voll nach Hause zurück und nimmt sich heraus mir diesen Schreck einzujagen."

Der redliche Nachbar wollte seinem Freunde beispringen und beeilte sich die gute Frau von ihres Mannes Unschuld zu überzeugen, allein das diente aber nur dazu, um den Zorn Katharina's zu erhöhen.

Sie sprach nicht mehr, sie schrie: „Mische sich der Nachbar nicht in fremder Leute Angelegenheiten, die ihn nicht mehr angehen als mich die Bahre, deren Träger sich keinen besseren Ort zu rasten aussuchen konnten, als unser Hausthor."

Wirklich stellten die Träger in diesem Augenblicke die Bahre nieder. Der Friseur seufzte und wagte die Frau vom Hause nicht mit der Wahrheit bekannt zu machen, und Hummel suchte vergebens seine Gattin in das Innere des Hauses zurückzuziehen, um bei Entdeckung, daß die Bahre für ihr Haus bestimmt sei, jeden öffentlichen Ausbruch ihres Unwillens zu vermeiden.
Endlich, gelang es, die Frau zu beschwatzen, daß sie ihm die Treppe hinauf folgte; sogleich flüsterte er der

ältesten Tochter Petronella zu, sie möge nur schnell hinabsteigen, da ihr Nachbar Widtmann etwas zu vertrauen habe.

In dem Augenblicke ihres Erscheinens auf der letzten Stufe brachte man eben den Rittmeister in's Thor.

Es ist nun vielleicht der rechte Zeitpunct, daß wir den Leser mit der Außenseite des tapferen Officiers bekannt machen. Fritz Prendl war ein hoch aufgeschossener junger Mann mit schmächtiger Taille, ernstem, etwas blassem Gesicht, von welchem sich ein schwarzer Schnur- und Kinnbart abhob. Die Augen des Rittmeisters waren von buschigen Brauen umspannt, und verliehen der ganzen Physionomie das Gepräge einer Entschiedenheit, die im ersten Augenblick imponirte; der Officier hatte das sechsunddreißigste Jahr bereits überschritten, und konnte daher nicht mehr zu den ganz jungen Leuten gerechnet werden, eben so wenig war das der Fall mit Jungfrau Petronella oder Petronilla, wie sie sich lieber nennen hörte; das Mädchen war gerade um zehn Jahre jünger als der verwundete Officier. Sie gehörte zu jenem eigenthümlichen Frauenschlag, wie wir ihn nur in Böhmen und hier vorzugsweise in Prag angetroffen haben. Diese Weiber sind das Product einer überaus

glücklichen Mischung des germanischen und slavischen Typus.

Als ihr der Friseur das Geheimniß anvertraute, daß der Verwundete im Hause verpflegt werden solle, wollte Petronella zuerst Einwendungen erheben, aber ein Blick auf den Verwundeten, welcher bereits auf ein Bett in der für den Hausvater in Bereitschaft gesetzten Kammer gelegt worden war, ließ die Einwendung auf den Lippen ersterben. Der Rittmeister, der wohl fühlte, daß weibliche Theilnahme in seiner Lage über Alles ging, war durch den Anblick des freundlichen, offenen Mädchengesichtes erquickt, und Petronilla's, — thun wir ihr den Gefallen und heißen wir sie Petronilla, — Miene drückte die Worte aus: „Unbesorgt, Du blasser Mann, wir wollen ein Christenwerk an Dir thun.“

Während Nachbar Widtmann und die fromme Petronilla Alles anwendeten um die Lage des Verwundeten so erträglich als möglich zu machen, während sich Herr und Frau Hummel, welch' Letzterer der Hausvater sein kühnes Unterfangen vollends entdeckt hatte, weidlich zankten, — ein Zank, der aber, wie bei einer im Grunde herzensguten Frau nicht anders möglich, mit einem „In Gottes Namen, so mag er bleiben,“ schloß, während die Frau vom Hause nach ihrer Magd Christel, die sie den ganzen Abend nicht zu Gesichte bekommen,

schrie, während ein wohl vermummter Herr die Stiege, welche vom dritten Stockwerke herabführte, ängstlich herunterstieg, bewegte sich wieder ein Zug mit einer Tragbahre die Plattnergasse herauf, und hielt vor dem Thore des Kupferschmiedes.

9.

Unsere Leser werden ohne Zweifel errathen haben, daß es der geflüchtete Graf Thurn war, den man auf einer, freilich ohne Vergleich sorgfältigeren, mit Daunenkissen belegten Bahre daher trug. Ein kleiner Schlingel rannte die Treppe hinan und stieß auf der letzten Stufe hart mit einem ältlichen Herrn zusammen, der einen gräulichen Fluch ausstieß und an der Bahre, welche soeben am Thore hielt unerkannt vorüber wollte, allein die Träger entblößten beim Anblick des ihnen wohlbekanten Herren den Kopf, während der Fremde in augenscheinlicher Verlegenheit einige unartikulirte Laute hervorstammelte.

Schräg gegenüber von dem Hausthor „zum Frosch" wartete ein etwas jüngerer Mann, der eine Sammtkappe auf dem Kopfe trug und sonst wie die Künstler jener Zeit gekleidet war; der etwas jüngere Mann

blickte so starr und träumerisch nach den Fenstern des ersten Stockwerkes des gegenüber liegenden Hauses, daß er die Annäherung des ältlichen Mannes gar nicht bemerkte. Der Fremde mußte ihn an der Schulter berühren um seine Anwesenheit kund zu thun. Der Künstler fuhr aus seiner Erstarrung auf und sagte:

„Ei, Meister, Ihr seid ziemlich schnell!"

„Schnell?" erwiederte die angeredete Person, deren Namen wir vorläufig noch verschweigen wollen, kopfschüttelnd, „weißt Du, daß ich seit mehr als zwei Stunden oben war?"

„Unmöglich, es kommt mir vor als ob es zwei Minuten wären."

Der Meister gab ihm einen leichten Streich auf die Achsel und sagte:

„Laß' uns heimkehren, es scheint in diesem Hause gehen nicht die erprobtesten Freunde unseres Thrones aus und ein. Hast Du bemerkt?"

„Ja, ich bemerkte, daß nach einander zwei Verwundete, von denen Einer von oben, der Andere von unten kam, in's Haus getragen wurden, ich bemerkte ferner, daß der Besitzer des Hauses drei sehr hübsche Töchter hat."

„Mag der ehrliche Bürger zehn hübsche Töchter

haben, je mehr desto besser, es kann gar nicht genug schöne Frauen geben."

„Eine Meinung, der ich vollkommen beipflichte, indeß scheint die eine der hübschen Töchter bereits gewählt zu haben?"

„Was wisset denn Ihr? ich sage Euch, daß Keine gewählt habe."

„Möglich, daß man Euch mitder redlichsten Absicht, die Wahrheit zu sagen, eine solche Mittheilung machte, ich andererseits urtheile nach dem Blick, welchen das eine Mädchen dem blassen Officier zuwarf, der zuerst in das Haus gebracht wurde, daß auf dieses Herz nicht mehr zu zählen sei."

„Und was für eine Art Officier war das?"

„O ich möchte wetten, daß die Passauer in dieses Herz Einquartirung legten, man behauptet ja, daß die Erzherzoglichen überall die schönsten Quartiere in Besitz nehmen."

„Und die andere Tochter?"

„Nun, die andere ist noch ein blasses Kind, verspricht aber hübsch zu werden."

„O ich rede nicht von dem Kinde, liebster Freund, und Du weißt recht gut, daß ich nicht von ihm spreche, — Ei, die Nacht hindert mich durchaus nicht zu sehen,

daß Du scharlachroth wirst, wie steht es mit der Schwester der Soldatenbraut, hat sie auch bereits gewählt?"

„Ach, wie kann ich das wissen! Kenne ich doch nicht einmal ihren Namen."

„Nun, es freut mich, wenn ich zu etwas nütze bin, ich ließ mir die Namen der drei Mädchen nennen, sie heißen Petronella, Sabine und Anna, welche ist Deine Erwählte?"

„Zeigen will ich sie Euch Meister, aber nennen kann ich sie nicht, sehet diese reizende Büste und ich muß mich als Künstler darauf verstehen. O nicht da — das ist die Magd die beim Fenster heraussieht, — beim dritten Fenster, Herr — so recht, — sind das nicht vollendete Formen?"

Der Meister prüfte die Umrisse des Frauenzimmers mit einem Kennerblick und sagte mit dem Kopfe nickend:

„Nicht übel, in der That nicht übel — laß' übrigens die Mägde in Ruhe, ein römischer Dichter, den Du vermuthlich nicht kennst, sagte bereits höchst sinnreich: „Ne sit tibi amor ancillae pudori" was ungefähr verdeutscht so viel sagen will, als: „Einer gemeinen Dirn', steht keine Schand' an der Stirn'," oder: „Die Lieb' von meinem Dirnlein, soll Dir nicht zu Schaden sein," oder: „Was liegt denn nur daran, ob wir die Frau oder ihr Mädel hab'n."

„Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß Dienstbarkeit ungünstigen Einfluß auf Körperschönheit äußere, zog nicht der Meister in der Kunst zu lieben die „Togata“ der „Institia“ vor? Doch das verstehst Du nicht, Hanns. Ich will nur so viel sagen, daß ein Dienstmädchen kein verwerflicher Gegenstand unserer Neigung sei. Der „pudor stolatus“ ist, wie Ovid behauptet, etwas sehr Schlimmes für seine Bewunderer, wie ich leider im Laufe dieses Tages zum hundertsten Male erfahren. Du sahest mich, während Du mit der Kanzlerin über, ich weiß nicht was für einen gekreuzigten Heiland sprachst, in eine kleine Kammer gehen, weißt Du wer diese Kammer bewohnt?“

Der Mahler verneinte.

„Es ist die Stube der kleinen Gräfin Lobkowitz, weißt Du, desjenigen Frauenzimmers, nach welcher der Kaiser seine milchweiße Lieblingsstute getauft, sie ist eine Tiegerin, das grausamste Geschöpf auf Gottes Erdboden und dabei von göttlicher Schönheit, zehnmal schöner als die Pernstein, wenn auch um einen Kopf kleiner, aber unbezähmbar „indomita oder indomptable“, wie der König von Frankreich zu sagen pflegte.

„Da ist die Christel, welche eben so schön und noch dazu um einen halben Kopf größer ist, ein viel gefügigeres Geschöpf — sie weint auch, aber was thut's?

ich habe einem Freunde aufgetragen ihr einen Mann zu suchen, einen hübschen, stattlichen Jungen, den ich mit einer Fürstenstelle glücklich mache.

„Die beiden Leute werden noch meine Großmuth ausposaunen, das ist der Unterschied zwischen togata und stolata, jetzt weißt Du's."

Nach diesen Worten wandte sich der Meister um, und nahm den Rückweg, blieb aber, als er bemerkte, wie der Mahler Zeichen machte und auf dieselbe Weise Antworten empfing, verwundert stehen. „Sie wird sich Morgen um zehn Uhr in der Teynkirche einfinden" sagte der Mahler zu seinem ältlichen Begleiter, indem er sich zu gehen anschickte.

„Nun ich fange zu glauben an," erwiederte der Meister, „daß Ihr gegen mich für diesen kleinen Kriegszug viel mehr Verbindlichkeit habt, als ich gegen Euch."

Der Mahler gab seufzend seine Zustimmung zu erkennen, warf noch einen Blick nach dem bezeichneten Fenster, aus dem sich indeß die Frauengestalt zurückgezogen hatte, und trat den Rückzug an.

Daß sich jene Dame vom Fenster entfernte, kam daher, weil man ihrer nothwendig im Haus bedurfte. Frau Katharina Brigitte hatte zwar beim Erscheinen der zweiten Sänfte die Hände über den Kopf zusammen geschlagen und ein über das andere Mal gerufen: „Daß

Gott erbarm' die Leute schau'n, wie es allen Anschein hat, das Haus „zum steinernen Rössel“ für ein Hospitz an, dessen Vorsteherin ich bin und wenn das kein Ende nimmt, werde ich und mein Mann noch am Boden zu schlafen genöthigt sein,“ beeilte sich aber doch Anordnungen zu treffen und ließ den verwundeten Grafen in dieselbe Stube bringen, wo sich der kaiserliche Officier bereits befand, eine Maßregel, die zwar von dem Rittmeister und vermöge eines sympathischen Zuges auch von ihrer Tochter Petronilla höchlich mißbilligt wurde, und dennoch wegen der Gemeinsamkeit der Pflege und Wartung vortrefflich war.

Der Rittmeister, welchem der Grafen Thurn bei seinem Eintritt, einen guten Abend bot, murmelte etwas, das zwischen Fluch und Gruß die Mitte hielt.

Zu Häupten des Officier's saß ein hübsches Mädchen das ebenfalls finster genug dreinschaute, als der Graf auf das gegenüberstehende Lager gebettet wurde, Frau Katharina Brigitte, die für einen Augenblick in's Zimmer kam, schien um nichts entzückter über des neuen Gastes Ankunft, selbst der großmüthige „Caspar Hummel“ zog ein schiefes Gesicht, da er die unverdienten Vorwürfe seiner Gattin fürchtete. Dem Grafen, der keineswegs so krank war um seine Umgebung nicht scharf beobachten zu können, entging die allgemeine Mißstim-

mung, die sich bei seiner Ankunft äußerte, keinen Augenblick. Er wandte sich daher an den kleinen Jan Kafka, der sich am Bettfuß nieder gekauert hatte und sagte halblaut: „Gesteht, Ihr habt Euch in Euerer Voraussetzung der freundlichen Theilname, die ich hier finden sollte, getäuscht.“ Der Junge schüttelte den Kopf obgleich sich selbst seinem ungebildeten Verstand die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Graf nicht so ganz Unrecht habe. Er wandte sich deshalb an den Herren des Hauses und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Unglückseliges Geflüster! Die Meisterin, welche in dieser geheimen Mittheilung das Complott, ihr Haus völlig in ein Feldspital umzugestalten, witterte, faßte den Burschen am Rockkragen beutelte ihn nach Herzenslust und sagte: „Schlingel, wenn Du Dich unterstehst mir noch Jemanden in's Haus zu bringen, heiße er Kunz oder Hinz, so setzt es eine Tracht Prügel, und somit Gott befohlen.“ Diesen Worten gab die entschlossene Meisters-Frau durch einen einzigen Ruck ihres starken Armes, der den armen, noch immer am Kragen gepackten Schlingel vor die Thüre setzte, beredten Nachdruck. Daß diese Entschiedenheit der Hausfrau nichts zur Beruhigung des Grafen beitrug wird man begreifen. Er ließ auch alsbald den Hausherren an sein Bett kommen und bat ihm einige Leute zu besorgen,

die ihn wegbringen konnten. Vergebens wandte der Meister die vorgerückte Nachtzeit und die Gefahr eines abermaligen Transportes ein, der Verwundete bestand darauf das Haus zu verlassen.

„Ja,“ sagte er zum Schluß: „Prag scheint mir noch weit und groß genug zu sein, um dem Verfechter ihrer Freiheit, dem Vorkämpfer des Rechtes eine Ruhestätte zu gewähren, Graf Thurn verlangt keine Gnaden.“

Die Nennung dieses Namens hatte eine eben so erstaunliche als nach dem Character der Anwesenden verschiedene Wirkung.

Meister Hummel war entzückt und beschämt zu gleicher Zeit, Frau Katharina, welche die Verlegenheit ihres Gatten bemerkte und selbst gegen die Ehre den berühmten Edelmann zu beherbergen, nicht unempfindlich war, eilte an das Bett des Verwundeten, wischte ihre völlig trockenen Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze und beklagte sich, leise redend: „daß man ihr einen feindlichen Officier zur Pflege aufgedrungen, und daß sie daher geglaubt ihr zweiter Haß komme eben daher von wo der Erste gekommen sei.“

Bei dieser Entschuldigungsrede der würdigen Meisterin hoben sich zwei Köpfe aus ihren Kissen und starrten einander drohend an. Der Officier, weil er hörte, daß der fremde Eindringling ein feindlicher Anführer

sei, und der Graf, weil er nun wußte, daß er das Zimmer mit einem erzherzoglichen Rittmeister theile. Es schien, als wollten sich die beiden Männer mit Blicken vergiften, mit Blicken, deren jeder sagen wollte: „Läge ich nicht verwundet darnieder Bursche, so solltest Du Deinen Mann an mir finden, aber wir werden nicht ewig verwundet da liegen.“

So feindlich der fremde Officier übrigens auch gegen seinen Bettnachbar gesinnt schien, so war er doch gegen die schöne Pflegerin nicht undankbar. Im Gegentheil fühlte er sich ganz glücklich, wenn er verstohlen die schöne weiße Hand Petronilla's küssen durfte. Dankbarkeit ist selten ein völlig fruchtlos verschwendetes Gefühl und weckt in den meisten Fällen ein friedliches Echo in der Brust der Wohlthäter.

Wenigstens verhielt es sich so bei der Tochter des Hauswirthes, von welcher Prendel gepflegt wurde und erklärte sie der Mutter, daß sie entschlossen sei, sich der Wartung beider Verwundeten zu widmen. Das schlaue Mädchen sagte Beider, während sie doch nur für den Einen Aug', Ohr und Mitgefühl hatte, die Folge dieses ferneren Vorhabens war die Abberufung Sabinens von ihrem Platz am Fenster, es wurde ihr die Besorgung des Hauswesens anvertraut, während sich die stattliche Ka=

tharina Brigitte die Oberaufsicht über alle einzelnen Zweige der Hausverwaltung vorbehielt.

Graf Thurn war durch die freundlichen Worte der Hausfrau nur halb bekehrt, die rollenden Augen des Rittmeisters, obgleich sie bei einem an das Bett gefesselten Manne, viel Komisches hatten, sowie die finstere Miene ihrer gemeinsamen Pflegerin, die sich nur aufheiterte, wenn sie Prendel um irgend eine kleine Dienstleistung ansprach, trugen nur bei, den Grafen in seinen Entschluße zu bestärken. Er würde ihn vermuthlich auch ausgeführt haben, wenn nicht der brave Nachbar ihres Hauswirthes Tobias Widtmann in die Thüre getreten wäre, und gesagt hätte:

„Der Harnisch ist abgelegt und jetzt steht ihr unterthänigster Diener als Arzt vor ihnen.“

Wir haben zu berichten vergessen, daß unser Freund der Friseur, obgleich dieser Theil des Gewerbes bedeutend überwog, doch auch die Functionen eines Arztes, Kräuterkundigen, Baders und Apothekers in seiner Person vereinigte. In der That hatte Widtmann seine kriegerische Außenseite völlig verändert und das Schwert zwar nicht mit dem Oelzweige, aber doch mit der Pillenschachtel und dem Aderlaßwerkzeuge vertauscht.

Der gegenwärtige Arzt bot den Verwundeten mit seinem langen Gesichte, den langen, langen Armen und

der ein klein wenig stotternden Sprache einen so komischen Anblick dar, daß sie ungeachtet der zwischen ihnen bestehenden Feindschaft bei den tiefen Bücklingen desselben in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Graf Thurn, der seinen Nachbar schwerer verwundet hielt, als er selbst war, wies den Arzt, der zuerst an sein Bett getreten war, an das Bett des Rittmeisters. Petronilla wollte sich bei dem Eintritte des Friseurs entfernen, aber Widtmann rief ihr freundlich zu:

„Bleiben Sie Jungfer, ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie gehen sollen, wünsche indeß, daß Sie so lange es angeht, meine Anordnungen mit anhören. Er trat nun auf den Rittmeister zu und frug, wo er Schmerz fühle. Prendel deutete auf einige minder bedeutende Verletzungen am Schädel, die nicht von Feindeshand, sondern Sturz und Quetschung herrührten; eine Luxation des Oberarmes, der mit einem Cavalleriesäbel in unangenehme Berührung gekommen war, machte Umschläge nöthig. Widtmann entblößte endlich, da der Rittmeister über Brustschmerz klagte, die Brust des Officiers, sie trug eine thalergroße entzündete Stelle.

Der Friseur fragte, ob denn der Rittermeister keinen Brustharnisch getragen habe?

„Ei, dort liegt der Küraß,“ entgegnete der Reiter=

officier und wies auf die in einem Winkel aufgestellte Erzplatte.

Widtmann holte sie hervor, besah sie beim Licht und fand in dem dicken Erze einen Eindruck als ob eine Kugel ihren Lauf gegen den Küraß genommen hätte, nur war der Eindruck stumpfer und matter, als ihn ein Schuß veranlassen konnte.

Der Friseur näherte den Panzer der Brust des Verwundeten und verglich den Einbug des Metalls mit dem thalergroßen wunden Fleck.

„Ist denn die Verletzung so gefährlich?“ rief der Rittmeister verwundert aus, als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Bader gerade diese Verletzung studierte.

„Warum nicht gar, gefährlich?“ gab Widtmann lachend zur Antwort.

Petronilla war über den Cynismus des Nachbars empört und schleuderte ihm einen wüthenden Blick zu:

„Dann begreife ich nicht,“ hub der Verwundete vom Neuen an.

„Weshalb ich den rothen Fleck so aufmerksam betrachte?“

Der Officier nickte.

„Habt Ihr nie gehört, daß die Autoren ihre Werke

immer wieder vom Neuen mit eiuem gewissen Interesse betrachteu?"

„Ah! ich will schon glauben, daß Ihr auf medicinischem Wege solche Flecke erzeugen könnet, diesen indessen verdanke ich einem andern Manne als Euch, einem viel größeren und längeren Kerl, der seine Picke, wie der leibhaftige Satan handhabte, nun Ihr könnt Euch eine Vorstellung von der Kraft dieses Ungethümes machen, wenn Ihr den Eindruck im Küraß besichtiget."

„Bei Gott, ein schöner Stoß!" rief der Friseur mit allen Anzeichen großer Anerkennung.

„Ihr seid ein ungeschlachter Klotz," bekomplimentirte ihn Petronilla.

„Ein Stoß", fuhr der Friseur fort, ohne Petronilla's Zorn zu beachten, „der dem geübtesten Landsknecht Ehre gemacht hätte."

„Ich kenne einen einzigen Burschen der so einen Stoß zu führen im Stande war", bekräftigte Brendel, „und der ist jetzt todt, ein Heldenbursche auf Ehre, Wallone von Geburt."

„Ich sah den armen Teufel fallen."

„Waret Ihr denn auch dabei?"

Diese Frage that der Rittmeister mit großen Augen, Graf Thurn aber, der zwar schießen gehört hatte, aber

sonst von dem Vorgang nichts Bestimmtes wußte, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu."

„Ich," versetzte der Friseur, „machte die Parthie mit meinen Freunde, Euerem Hausherrn mit."

„Richtig, jetzt entsinne ich mich Eure Stimme gehört zu haben, es war ganz rückwärts als es sich darum handelte mich hieher zu bringen."

„Ja, denn vorne hatte ich keine Zeit."

„Natürlich als Arzt."

„Nicht gerade als Arzt."

„Ihr wolltet doch nicht sagen, daß ihr mit darein schlugt."

„Nein, das wollte ich nicht, ich stieß nur so ein wenig auf den Feind zu."

„Mit Euerer Lanzette vermuthlich?"

„Glaubt Ihr, daß man mit einer Lanzette so etwas ausrichten könnte?"

„Ihr Quacksalber," rief der Verwundete durch diese Frage augenscheinlich in gute Laune versetzt, „Ihr ungehobelte Latwergbüchse, was versteht Ihr vom Waffenhandwerk? — Und so Einer behauptet, dabei gewesen zu sein!"

Petronilla suchte dem Gefangenen umsonst begreiflich zu machen, daß der Nachbar wirklich dabei war.

„Wenn mein Arm gesund wäre," fuhr der Ritt-

meister fort, „Ihr müßtet einen Gang mit mir thun, natürlich auf Barbiermesser, anders thut Ihr es nicht."

Der Friseur versetzte ohne eine Miene zu verziehen:

„Nicht von Nöthen, Herr Rittmeister ich glaube es thut's das auch," dabei legte er seinen langen etwas gekrümmten Finger auf die rothe Stelle der Brust.

„Mag sein, aber es ist nicht Euer Werk."

„Wer sagt, daß es nicht mein Werk sei? habe ich nicht eben erwähnt, daß Autoren ihre Producte mit stets erneuertem Interesse betrachten? macht mir doch nicht die Autorschaft dieses meisterhaften Stosses streitig."

„Ihr wolltet diesen Stoß geführt haben?" sagte Prendel verächtlich, „O der Prahlhans!"

Petronilla bemerkte schüchtern und fast warnend, daß sie von ihrem Vater noch immer gehört habe, daß der Nachbar gute Stöße auszutheilen verstünde.

„Nicht doch," entgegnete der Rittmeister mit einem verliebten Blick, „Nicht doch, mein liebliches Täubchen, nimm Dich des alten Sperbers nicht an."

„Ich sage aber," versetzte der Friseur, „daß es ihm gar nicht darum zu thun ist, sich um den alten Freund des Hauses anzunehmen, sondern vielmehr den neuen Bekannten einer Verlegenheit zu entziehen."

„Ihr behauptet also noch immer mich aus dem Sattel gehoben zu haben?“

Thurn, welcher dem Gespräche mit vieler Aufmerksamkeit gefolgt war, warf die Bemerkung dazwischen, daß der Angreifer jedenfalls ein Mensch von der Größe des Friseurs gewesen sein müsse, vorausgesetzt, daß das Pferd normalmäßige Höhe gehabt habe.

„Und ich sage Euch,“ entgegnete der Rittmeister, „daß Ihr besser thut, von Ereignissen zu schweigen, über die Ihr kein Urtheil haben könnet.“

„Wer sagt, daß ich kein Urtheil haben kann?“ versetzte der Graf gleichgültig. „Ich habe mehrere bekannte Größen vor mir; ist da der Schluß auf eine zweifelhafte, ich sage nicht einmal Unbekannte unmöglich?“

„Darf ich bitten mir die bekannten Größen zu bezeichnen,“ sprach der Rittmeister mit einem Anflug von Spott.

„O von Herzen gerne: Ich sehe Eueren Oberleib, ja noch mehr die Länge Euerer Füße, ich weiß daher, wie groß Ihr seid, sechs Fuß weniger vier Zoll, nicht so etwas?“

„Nicht übel,“ versetzte der Gefangene, „ich messe wirklich eine Klafter weniger drei einen halben Zoll.“

„Aber nicht mit blossem Kopfe?“

„Nein, mit der Lagermütze?“

„Ihr seht ich kann errathen, gehen wir zur zweiten bekannten Größe über.“

„Ihr habt noch eine?“

„Ihr sollt selbst urtheilen, betrachtet Euch den Küraß.“

„Ich betrachte ihn.“

„Merkt Euch die Stelle des Einbuges, nehmt dazu ein Pferd, wie ich bei Eueren Reitern gar viele gesehen habe zum Beispiel einen Schecken wie ihn Obrist Ramée reitet.“

„Mein Pferd und das des Obrist wurden aus einem Stall und Gestütte verkauft.“

„Nun gut, setzt auf das dreizehn Faust hohe Pferd den fünf Fuß neun Zoll messenden Reiter und gebt jenem Manne eine lange Picke in die Hand, und Ihr werdet nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst die Wahrscheinlichkeit einsehen, daß der langbeinige alte Herr da, der Autor dieses in rothem Leder gebundenen Werkes ist.“

Diese Auseinandersetzung war so plausibel, daß selbst der Rittmeister lächeln mußte, dennoch verharrte er im Unglauben, bis Caspar Hummel die Aussage des Friseurs bestätigte und zugleich die Hoffnung aussprach, daß ihm der Rittmeister diesen Act der Feindseligkeit nicht nachtragen werde, eine Hoffnung, die Prendl also=

gleich durch einen kräftigen Händedruck in Erfüllung brachte.

Der Friseur stand eben im Begriff zu Thurn's höchster Befriedigung eine detaillirte Beschreibung des nächtlichen Kampfes zu liefern, als sich Leonhard Collonna von Fels melden ließ.

10.

Einer der reichsten Bürger der Schwesterstädte war ohne Zweifel der ehrenwerthe „Andreas Henkl," emeritirter Bürgermeister der Kleinseite, Mitglied des Rathes, Hauseigenthümer, Armenvater u. s. w. In seinem stattlichen, kugelfesten Hause hatten die Anführer des Passauer Kriegsvolkes, der Erzherzog und Ramée, ihren Aufenthalt genommen.

„Er geruht" sagte er, „mit seinen bespornten Stiefeln in meinen Teppichen herumzuwühlen und seinen knisternden Schnurbart in meine Sauce und Gemüse einzutauchen und seine glasigen Augen auf meine Frau und Töchter zu richten." Der ehrliche Andreas Henkl hielt sich mindestens für einen Halbgott, und sein Haus für einen Tempel, seitdem die Feldherren darin ihr Lager aufgeschlagen hatten. Von dem Erzherzoge zu geschweigen, dessen Anwesenheit noch ganz anderen Leuten

als dem Exbürgermeister Vergnügen bereitet hätte, war Henkl nicht minder stolz auf die Gegenwart des mannhaften echtsoldatischen Obristen Ramée. Er war so ein treuherziger, schlichter Mann, so ein Eisenherz dieser Obrist Ramée. Und hierin hatte der Hausvater vollkommen recht. Obrist Ramée hatte nicht einmal jenen Firniß geschmeidiger Sitte, womit der Erzherzog die Rauheit seines Gemüthes übertünchte. Er war ein treuherziger schlichter Mann, und konnte einem Soldaten mit unzerstörbarer Gutmüthigkeit ein Todesurtheil ankünden, oder einen Familienvater, der sich unterfangen hatte die Ehre seines Hauses zu vertheidigen, ohne eine Miene zu verziehen am nächst besten Baum aufknüpfen lassen.

Er war ein Eisenherz, Bitten, Thränen, Beschwörungen vermochten über ihn Nichts, gar Nichts, höchstens Metall — Metall zieht das Eisen an — Metall, in Joachimsthaler ausgeprägt, war ein Talisman, dem Ramée nur im Zorne widerstand, sonst nie.

Obrist Ramée forderte nicht, wie ein Gast, sondern wie ein harter Herr und Gebieter, während der Erzherzog stets ein Lächeln oder zwei Finger zur Segenspendung bereit hatte. Auf diesen guten Obrist Ramée, den der Fluch der Landleute auf allen Straßen und Wegen, die er einschlug, verfolgte, auf diesen

wackeren Soldaten, auf welchen tausend und tausend Lippen den Zorn des Himmels herabwünschten, war der ehrliche Prager Bürger stolz. Er machte sich so gemein der Passauer-Obrist, trank aus des Hauswirthes Glas, von seines Hauswirthes bestem Weine, knüpfte unter der Hand mit des Hauswirthes jüngster Tochter einen kleinen Liebeshandel an, zertrümmerte in Aufwallungen jovialer Laune des Hauswirthes Möbel und Geräthe und redete den silberhaarigen Würdenträger mit: „Alter Halunk, filziger Kerl“ und ähnlichen Kraftausdrücken an.

So stolz aber auch der loyale Bürger auf seine erhabenen Gäste war, so suchte er doch heute — es war am Morgen nach Thurn's Flucht und Prendl's Niederlage — seine Gebieter um jeden Preis zu vermeiden. Die umwölkten Stirnen der beiden Männer schienen heftige Stürme anzudeuten.

Es war gut, daß für's erste Boreas und Aequila sich gegenseitig bekämpften.

Der Erzherzog war wüthend, daß der Graf seinen Händen entgangen war und maß dem Obristen die Schuld bei, da er den von Hornberg nicht genugsam unterstützte, Ramée dagegen beschuldigte den Erzherzog ein halbes Fähnlein Reiter für nichts und wieder nichts geopfert zu haben.

„Man hätte sie retten können," behauptete der Erzherzog, „wenn Jedermann seine Schuldigkeit gethan hätte." Ueber diese ziemlich unzweideutige Anspielung fuhr Ramée mit viel weniger Ehrfurcht, als ein Mitglied der kaiserlichen Familie ansprechen konnte, zornig auf und legte selbst die Hand an's Schwert.

„Laß stecken," sagte Leopold mit einer Miene und in dem Ton der Ermüdung, „laß stecken Ramée, Du hast ja auch den Rittmeister mit seinem Zug stecken lassen."

„Euere Durchlaucht!"

„Hätte ich den Obristen Ramée um Erlaubniß gebeten die Altstadt mit einem Handstreich nehmen zu dürfen, so würde er es mir vielleicht gestattet haben, weil ich aber glaubte ein mit absoluter Vollmacht ausgerüsteter Befehlshaber dieser Soldateska zu sein, dem Jeder ohne Ausnahme zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sei, so hat man es für gut befunden meine Expedition im Stich zu lassen, ich danke Euch, Obrist, Ramée, und werde mich daran eines Tages erinnern."

Ramée zitterte vor Wuth, seine Adern schwollen an und er wollte einen silbernen Becher, der vor ihm stand, mit der krampfhaft geballten Faust in einen Klumpen zusammen brechen. „Ich weiß nicht was Euere Durchlaucht mit dem erhobenen Vorwurf sagen will," ver-

setzte der Obrist vor Zorn stammelnd, „ich war es nicht in dessen Gehirn der Plan entspungen ist, die Altstadt Prag mit einer Hand voll Leuten zu überrumpeln, ich hätte allerdings, wenn ich die Ehre gehabt hätte, um meine Ansicht gefragt zu werden, von einem so tollköpfigen Unternehmen abgerathen. Da aber ein Abentheuerer wie Prendl mehr Vertrauen einzuflößen und seinen unsinnigen Plan so vortheilhaft darzustellen wußte, daß Euere Durchlaucht ohne mich nur der geringsten Mittheilung zu würdigen, in die Ausführung willigten, so muß ich jede Verantwortlichkeit des schlechten Ausganges feierlich ablehnen.“

„Sie beleidigen mich Obrist!“

„Ich Euere Durchlaucht?“

„Der unsinnige Plan zu diesem tollköpfigen Unternehmen rührt nicht von Prendl sondern von mir her.“

„Warum sagten das Euere Durchlaucht nicht gleich?“

„Weil ich Dir das Vergnügen gönnen wollte ein Unternehmen zu beschimpfen, woran Du nicht Theil genommen.“

„Und was blieb mir auch zu thun übrig, nachdem Prendl seinen und noch achtzig andere Köpfe in die Schlinge gesteckt hatte?“

„Höre ich einen Soldaten reden oder ein altes

Bauernweib? Zerreissen mußte man die Schlinge, bei Gott zerreissen und wenn ihr und Euere Leute dabei Fuß und Hände eingebüßt hättet."

„Genug Eure Durchlaucht, ich habe meine Bestallung vom Kaiser und ihm als meinem Kriegsherrn Rechenschaft über die Truppen zu legen, die ich führe, ich durfte daher nicht um achtzig Mann zu retten zehn Tausend auf's Spiel setzen."

Der Erzherzog blickte den Obrist starr an, lächelte hämisch und sagte dann:

„Es ist gut Obrist, Ihr könnt' geh'n und ich danke Euch noch für die Aufklärung, die Ihr mir da soeben gegeben habt, der Kaiser wird Euere Anhänglichkeit und Treue zu schätzen wissen."

Ramée bezwang sich nur mit äußerster Mühe und verbeugte sich, wie ein Hund dessen Kopf man gewaltsam zu Boden drückt und dadurch am Beissen hindert. Im Fortgehen murmelte der vor Wuth schnaubende Obrist:

„Der Rittmeister soll mir's entgelten, wenn er noch am Leben ist, wenn nicht, sollen seine Gebeine am Schindanger verscharrt werden."

Mit dieser liebevollen Aeußerung ging er an Hauptmann von Hornberg vorüber, dem er gleichfalls

einen Unheil verkündenden Blick zuzuwerfen nicht versäumte.

Als der Hauptmann bei dem Erzherzoge eintrat, lag der Prinz mit halbgeschlossenen Augen auf einer Ottomane und erhob seinen Kopf nur ein wenig um zu grüßen, dann sagte er:

„Haben schon gehört, wie vortrefflich meine Wünsche vollzogen wurden, der Graf lacht uns d'rüben in der Altstadt aus und ich würde es bei Gott an seiner Stelle eben so thun, wenn er solche Gimpel wie Euch schickte um mich zu fangen. Woll't Ihr einen Freundesrath hören, so kehrt in die alte Baracke, die ihr Schloß zu nennen beliebt, zurück und helft Euerem alten Vater Füchse prellen und Euerer Frau Mutter Steckrüben ausnehmen, das sind gesunde Beschäftigungen, wie sie sich für einen Landjunker schicken. Hier glaube ich ist Eueres Bleibens nicht. Ich halte mich für überzeugt, daß Ihr Eueren Beruf verfehlt habt. Aber nein, mein Rath taugt nichts, mit den Füchsen dürft Ihr Euch erst nicht einlassen, Euer Vater der ein vollkommener Weidmann sein soll, müßte vor Zorn rasend werden, wenn Ihr so einen starken prächtigen Fuchs, den Ihr mit dem Gewehrkolben niederschlagen oder mit der Hand fangen könntet, an Euerer Nase ruhig vorüber rennen ließet.

Nein, bleibt bei den Steckrüben, es ist das sicherste und Euerer Geisteseinrichtung angemessenste Geschäft."

Dem von Hornberg, der weder das gallige Temperament noch die hohe Stellung des Obristen hatte, flossen die hellen Thränen über die Backen, als ihn der Erzherzog so mit blutigem Hohn überschüttete, er beschwor den Prinzen mit aufgehobenen Händen ihn anzuhören.

Leopold schüttelte aber den Kopf und frug nun:

„Ist der Graf entkommen?"

Hornberg nickte beistimmend und gab folgenden Bericht über des Grafen Flucht.

„Ich war entschlossen Euerer Durchlaucht Wunsch zu erfüllen und den Grafen, dem so viele Gefahr von Seite seiner Hauswirthin drohte, zu entführen; ich wählte daher zwölf vertraute Leute aus meiner Compagnie, stellte sie in der Nähe des Palastes auf und verfügte mich zur Frau Kanzlerin von Lobkowitz. Das war ungefähr um zehn Uhr Nachts, es kostete Mühe Eintritt zu erhalten. Ich verlangte den Grafen zu sprechen. Frau von Lobkowitz schien überrascht, verlegen und ich glaubte darin eben so viele unverkennbare Zeichen der von Eurer Durchlaucht gemuthmaßten Schuld zu entdecken. Die Hausfrau gab vor, daß ein so später Besuch ganz gegen die Vorschrift des Arztes laufe, daß

ein kranker Mann wie Graf Thurn vor Allem ungestörte Ruhe nöthig habe und wie sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet fühle, mir den Zutritt zu verwehren. Ich sah mich nun genöthigt um keinerlei Argwohn zu erregen mich auf einen bestimmten Befehl Euer Durchlaucht zu berufen . . . .“

Der Erzherzog unterbrach hier den Erzähler, mit vor Wuth erstickter Stimme:

„Wie, das hättet Ihr gethan, einen Befehl vorgeschützt. Unglücklicher! Da wollte ich lieber eine Schlacht vorloren, als meinen Namen in diesen unfläthigen Handel vermischt zu sehen.“

„Aber Eure Durchlaucht hatten ja doch befohlen.—“

„Mir scheint, Ihr seid über das Mißlingen Eueres Anschlages über Nacht verrückt geworden; ich hätte etwas befohlen! Sagte ich Euch nicht ausdrücklich — die Worte sind mir Gottlob noch ganz frisch in Erinnerung:

„O redet mir nicht von Befehlen“ und setzte ich nicht hinzu: „Befehle sind gut, wenn es sich um dienstliche Verrichtungen handelt.“ Habe ich so geredet oder nicht?“

Der Hauptmann konnte nicht umhin zu gestehen, daß dieß wirklich die Worte waren, deren sich der Erzherzog bedient hatte.

„Wie mögt Ihr nun behaupten, daß ich etwas

befohlen hätte, bei Gott ich lasse Euch setzen, wenn Ihr das Wort noch einmal wiederholt. Jetzt fahrt fort!"

Der überraschte und halbverwirrte Hauptmann fuhr fort:

„Als ich mich auf einen hohen Auftrag berief, änderte die Kanzlerin ihren Sinn und öffnete mir bereitwillig die Krankenstube."

„Zum Teufel" — fiel hier der Erzherzog abermals ein, „zum Teufel da habt Ihr die Bescheerung —, das gottverfluchte Weibsbild nahm Eueren Befehl für baare Münze und wird nun glauben, daß Ihr in meinem Auftrage gethan habt, was einzig in Euerer müßigen Lagerphantasie seinen Ursprung nehmen konnte."

Hornberg wollte einige Einwendungen erheben, Leopold aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte:

„Macht, daß Ihr mit Euerem Bericht zu Ende kommt, ich fühle weder Lust noch Beruf in mir, mich mit einem Hauptmanne meines Corps herum zu zanken."

Hornberg seufzte und nahm das Wort wieder auf:

„Ich schritt auf Anempfehlung der Gräfin leise und auf den Zehen in das Gemach des Verwundeten, das nur von dem schwachen Schein eines Lämpchens erhellt wurde. Der Graf schien im tiefen Schlafe be-

graben, er schnarchte ganz vernehmlich, ich ging auf das Bett zu. Der Schlafende hatte sein Gesicht fast ganz mit der Decke verhüllt, ich rief den Grafen ganz leise beim Namen, — keine Antwort, ich rief lauter, derselbe Erfolg, — endlich rüttelte ich den Schlafenden sanft an der Schulter, da schien der Verwundete zu erwachen.

„Euere Durchlaucht möge sich mein Erstaunen vorstellen, als mich mit einem Male die Physiognomie eines wildfremden, unsauberen vierzehnjährigen Schlingels angrinste. Ich blieb die erste Minute sprachlos, dann frug ich nach dem Grafen. Der kecke Bursche behauptete den Namen des Grafen gar nicht zu kennen und frug mich mit einem Tone, der mich einen Augenblick verblüffte, was ich so spät in seinem Zimmer mache. Als ich ihm mit der Faust drohte, begann er zu schreien und als er einen Augenblick, obgleich ich ihn an der Gurgel packte, so fortschrie, kamen die Diener und Hausofficiere des Kanzlers zusammen gelaufen, während auch meine Leute von allen Seiten heraufpolterten. Ich hielt noch immer den Kerl am Hals, im Begriff ihm das Genick umzudrehen, als der Kanzler und seine Gattin von verschiedenen Thüren in's Zimmer traten, — ich gestehe, daß ich verlegen wurde.“

Der Erzherzog, der denken mochte, daß es ihm um kein Haar besser ergangen sein würde, nickte beifällig

und hörte den Verfolg der Begebenheit mit großer Spannung zu. Der Hauptmann aber fuhr fort:

„Mein Erstes war den Schlingel, dessen Gesicht bereits blau zu werden anfing, loszulassen, mein zweites der Frau Kanzlerin und Herrn von Lobkowitz eine Verbeugung zu machen."

„Ich möchte das Gesicht gesehen haben," fiel Leopold ein, „was der Lange*) bei dem Anblicke des halberdrosselten Burschen schnitt."

„O, verlangen sich Euere Durchlaucht diesen Anblick nicht; das Gesicht des Kanzlers war abscheulich, aber nicht so ganz, wie das der Dame vom Hause. Mann und Frau schienen wie versteinert; die Letztere erlangte zuerst ihre Besinnung und schalt mich in einer Weise aus, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Hätte sie mich beschimpft, geprügelt, ich würde es leichter ertragen haben, als den eisigen, schneidenden Hohn!"

„O, das müßt Ihr mir haarklein mittheilen, es interessirt mich!"

„Wer weiß, ob dieß noch in ein paar Minuten Euerer Durchlaucht Meinung sein wird?"

„So laßt hören."

---

*) Beiname Albert Zdenko Lobkowitz's.

„Die Gräfin frug zuerst, ob ich wisse, daß es ihr Haus sei, das ich betreten, und als ich mit Ja antwortete, spuckte der Kanzler aus, schrie „Pfui!“ und entfernte sich. Als ich, über diese Beleidigung entrüstet, dem Kanzler nacheilen wollte, rief die Gräfin „Halt“ und schrie den Burschen in der Livré zu, sie möchten mich nach Herzenslust durchprügeln, wenn ich mich von der Stelle rührte. Glücklicher Weise verstanden meine Wallonen keine Silbe von dem, was die Gräfin auf böhmisch anbefahl. Ich knirschte mit den Zähnen und frug, ob das die Behandlung sei, die man einem kaiserlichen Officier angedeihen lasse. Frau von Lobkowitz zuckte die Achseln und sprach:

„Es thut mir nach dem, was geschehen, leid, Euch für einen Betrüger halten zu müssen!“

„Ich nannte meinen Namen, wies meine Bestellung vor —“

„Das war eine große Dummheit!“

„Also hätte ich mich als Betrüger ohrfeigen lassen sollen?“

„Nicht das, aber des Kaisers Name mußte geschont werden.“

„Als ob es nicht genug kaiserliche Officiere gäbe, welche die Feldbinde entehren —“

„Fahrt fort!“

„Nun wohl; die Frau Gräfin zupfte an ihrem Brustlatze und sprach dann:

„Ihr werdet wohl entschuldigen, daß ich mich nicht gleich zurecht fand; ich war aber bis nun gewöhnt, daß kaiserliche Officiere den Feind, nicht aber wehrlose Privatleute verfolgten; ich war gewöhnt, kaiserliche Officiere ihre Tapferkeit im Kriege und nicht im Frieden bewähren zu sehen; ich war gewöhnt, vor dem Unglück Achtung zu hegen, Ihr beweist mir nachdrücklich, daß ich verwöhnt war. Der verwundete Gastfreund ist nicht mehr länger der Gegenstand ritterlicher Schonung; nun ich begreife, daß man mit einem wehrlosen Verwundeten leichter fertig werden kann, als mit einem Edelmanne in Waffen."

„Ich wollte reden, aber die Gräfin ließ mich nicht zum Worte kommen, sondern fuhr in ihrer Sündenpredigt fort:

„Ich dürfte gegen die neuen Tugenden einer christlichen Armee, die noch obendrein von einem Bischofe angeführt wird, keine Vorwürfe erheben, falls sie nicht innerhalb meines Hauses geübt würden; hier in diesem Hause dulde ich weder Gift noch Dolch, sagen Sie dieß Ihrem Herrn!"

„Das war zu stark. Ich sprang, aufgestachelt von

Muth, auf die Gräfin zu und donnerte ihr die Worte entgegen:

„Eben weil mein Herr Beides für den Unglücklichen von Deiner Hand fürchtet, sollte ich den Grafen von hier wegbringen!“

„Ein gellendes Gelächter war die Antwort meines Vorwurfes.

„Endlich sagte sie mit einem spöttischen Knix:

„Melden Sie Ihrem Befehlshaber meinen Respect und sagen Sie ihm, daß ich den Grafen aus denselben edelmüthigen Beweggründen, wie Se. Durchlaucht, hinwegbringen ließ, zwar in keinen Kerker, aber doch in Sicherheit!“

„Als ich darauf bestand, daß Euere Durchlaucht nur die besten Absichten mit dem Grafen hegten, sah sie mich einen Augenblick zweifelnd an und sprach dann zu ihrem Caplan gewendet:

„Zu große Einfalt ist oft eben so schlimm, als das böseste Herz!“

„Mit diesen Worten kehrte sie mir den Rücken.“ —

„Und der Schlingel?“

„O, den sah ich nicht mehr! Meine Leute behaupten, er habe sich gleich darnach in ein Boot geworfen und sei nach der Altstadt hinüber. Jedenfalls werden Euere Durchlaucht einsehen —“

„Daß Ihr ein Einfaltspinsel seid. Ja, das sehe ich ein!“

Diese Worte sprach der Erzherzog schnell hinter einander, indem er in großer Aufregung im Zimmer auf und ab ging; endlich blieb er vor dem Hauptmanne stehen, maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte:

„Es ist das eine verteufelte Geschichte, die ich, weiß Gott, ungeschehen machen möchte. Die verdammten Weiber haben den Satan im Leibe!

„Hört mich wohl an.

„Ich mag von der ganzen Dummheit nichts wissen, sowie ich sie auch nicht anbefohlen habe — kein Wort mehr über diesen Punkt — ich habe nichts befohlen, Ihr selbst habt einen Plan entworfen, ich will glauben, daß es in der besten Absicht geschah, aber der Plan ist mißlungen. Mißlungene Entwürfe pflegt man sonst nicht zu belohnen — ich belohne Euch; ja ich thu's und ernenne Euch zum Feldobersten des Regiments, das der Kaiser soeben in der Lausitz werben läßt; es wird noch eine Weile dauern, das geht mit allen Angelegenheiten meines kaiserlichen Vetters so, indeß bleibt Ihr immer Obrist, eine schöne Stelle, bei meinem erzherzoglichen Wort; Ihr müßt aber Geduld haben, und könnt es mit einigem Glücke und sehr vieler Geduld noch zum Marschall

bringen. Für diese besondere Huld und Gnade fordere ich nichts weiter, als daß Ihr Niemandem gesteht, daß Ihr mir Eueren Anschlag auf den Grafen vorher mittheiltet."

„Meinen Anschlag?" frug der Hauptmann ganz erstaunt.

„Und eben für diesen Anschlag erhaltet Ihr ja, in Erwägung, daß der Ausgang nicht immer in unseren Händen liegt, das Obristenpatent!"

„Für den Anschlag, den ich Euerer Durchlaucht mittheilte?"

„Für welchen sonst?"

„O, vielen Dank!"

„Nicht von Nöthen. Der Plan war klug angelegt, nur etwas herzlos, wir werden übrigens diese Parthie mildern, aber ganz Böhmen soll von Euerem Versuche erfahren."

Der Erzherzog verschloß dem Hauptmanne den Mund mit freundlichen Worten und drängte ihn thatsächlich zur Thüre hinaus.

Eine Viertelstunde später sagte er selbst zu dem Obersten Kanzler Lobkowitz:

„Ein Teufelskerl, dieser Hauptmann Hornberg, hat mir soeben fußfällig gestanden, daß er auf den Grafen Thurn heimlich Jagd gemacht, aber von Euerer schönen,

witzigen und höchst geistreichen Frau sammt einem ganzen Bataillon Hackenschützen in die Flucht geschlagen worden sei. Werde ihn nächstens hängen lassen, wenn ihm wieder der Einfall kommt, Sr. Majestät ergebene Edelleute in ihren Häusern zu beunruhigen."

„Und Euere Durchlaucht werden daran sehr wohl thun," versetzte Lobkowitz, indem er dem Erzherzog fest in's Auge blickte, „denn der genannte Officier rühmte sich öffentlich, von Euerer Durchlaucht zu dem Einbruche in meinen Palast autorisirt zu sein."

Der Erzherzog biß sich in die Lippen und sagte kurz:

„Ein schlimmer Bursche das. Am Besten, ich lasse den Ramée gewähren, wird aufräumen unter ihnen, ich versichere Euch. — Wie befindet sich die Schönste der Schönen?"

„Meint Ihr meine Nichte, Eva?"

„Ach nein, ich rede von der kriegerischen Dame, die selbst diesem albernen Burschen Hornberg so gewaltigen Respect einflößte."

„Zum wärmsten Dank verbunden, Euere Durchlaucht, Polixene befindet sich wohl und tritt heute nach Tisch eine Wallfahrt nach dem heiligen Berge an."

„Wie schade! — Hätte gerne nochmals vorgesprochen."

„Euere Durchlaucht wird einsehen, daß die Gegenwart von Frauen für eine so stürmische Zeit nicht geeignet ist. Heute wurde einem Gaste dieses Hauses Gewalt gethan, morgen kann die Reihe an uns selbst kommen."

„Was fällt Euch ein, Graf! Der Bursche, an welchen Hornberg Hand anlegte, war ja nur ein Pferdejunge!"

„Ei, Euere Durchlaucht, böhmische Gastfreundschaft kennt keinen Standes- und Rangunterschied. Bei meines Vaters Grab," hier wurde der Kanzler wärmer, als man es bei dem in der Regel so gleichmüthigen Manne hätte vermuthen sollen, „der Kopf des Troßbuben gilt mir in meinem Hause so viel, als ein erlauchtes Haupt!"

„O, ereifert Euch nicht! — Ich bin der Letzte, der den tollen Streich —"

„Sagt Schurkenstreich!" fiel Lobkowitz dem Prinzen in's Wort.

„Also Schurkenstreich, wenn Ihr diesen Ausdruck vorzieht, billigt, und ich will es auch dem Burschen, wenn Ihr ihn mir zur Stelle schaffen könnt, an einiger Ergötzlichkeit nicht mangeln lassen."

Graf Lobkowitz lächelte über die freundliche Absicht des Erzherzogs und erwiederte achselzuckend, daß der

Bursche seine Gattin und Nichte auf die Wallfahrt begleitet habe.

Man sah es dem Erzherzoge an, wie schmerzlich es ihn berührte, sich in allen seinen Entwürfen und Plänen gekreuzt zu sehen; dennoch vermochte er freundlich zu lächeln und seine Hand zum Segen zu erheben.

11.

Während der Erzherzog seine Finger zum Segen empor streckte, läuteten die Glocken der Teynkirche und luden die Gläubigen zum Gottesdienst ein.

Es war Sonntag und die Bürgersfrauen hüllten sich in ihre prächtigsten Kleider, die Männer in ihre neuesten Wämmse und Mäntel um der Messe würdevoll beizuwohnen.

Petronilla, welche Mutter und Schwester wir wissen nicht warum — gerne vom Krankenzimmer entfernt gehalten hätte, mahnte breits zum dritten Mal zum Aufbruch, indem sie gesenkten Auges bemerkte, daß ihr Gott die Verabsäumung des Meßopfers aus Rücksicht für die Krankenpflege verzeihen werde.

Die jüngere Schwester Sabine hatte dagegen ein besonderes Interesse — wir kennen es ebenfalls nicht, — die Mutter am Besuch der Teynkirche zu hindern

und wußte die Predigt des Pater Procopius bei St. Heinrich nicht genug zu rühmen, die alte Frau — sie möge uns verzeihen, daß wir sie im Gegensatz zu ihren Töchtern alt nennen — frug logisch genug, weßhalb Sabine, in Anbetracht der viel gerühmten Predigt, nicht auch nach St. Heinrich zur Kirche gehe, worauf die jüngere Tochter mit niedergeschlagenen Augen die größere Nähe der Teynkirche als Grund ihrer Vorliebe für diesen Gottestempel angab.

Die jüngste Tochter Anna endlich, die ihre besonderen Ursachen — wir wissen sie leider nicht anzugeben — haben mochte, einer strengen Beaufsichtigung des Kindsmädchens auszuweichen, bat mit aufgehobenen Händchen die Mutter möge der Christel gestatten bei den Kreuzherren zur Messe zu gehen.

Die Hausmutter von so vielen „Anliegen" belästigt, sagte etwas ungeduldig:

„Macht was ihr wollt ihr närrischen Dinger!" griff nach ihrem dicken Andachtsbuch und stieg langsam die Stiege hinab, Petronilla sah bei einem Fenster hinaus um sich zu überzeugen, daß die Mutter wirklich das Haus verlassen, Sabine bei dem anderen um über die Richtung, welche Frau Hummel eingeschlagen, Aufschluß zu erhalten und Christel — Anna war zu klein, um mit ihrem Kopf an's Fenster

langen zu können — schauete bei dem dritten Fenster heraus um zu sehen, ob die Frau nicht etwa zurück komme, um etwas Vergessenes zu holen.

Als alle drei Mädchen endlich bemerkten, daß die Bürgerin ruhig und arglos der Heinrichskirche zuschritt, eilte Petronilla nach dem Krankenzimmer, Sabine nach der Teynkirche und Christel nach einer gewissen Stelle gegenüber der „Hetzinsel," wo sie irgend eine Botschaft treffen sollte.

Folgen wir der schönen Petronilla an das Kranbett. Die beiden Verwundeten, die sich Anfangs bitter gehaßt hatten, waren nun gute Freunde geworden und begriffen gar nicht, warum sie je eine gegenseitige Abneigung gefühlt.

Prendl erblickte in dem Grafen nicht länger einen Feind, sondern einen vollkommenen Cavalier, dessen Privatfehden und Leidenschaften ihn nichts angingen; er sah bald, daß er von dem Grafen weit eher Förderung seiner aufkeimenden Liebe zu Petronilla zu hoffen, als Störung oder Nebenbuhlerschaft zu fürchten habe. Graf Thurn vergaß die furchtbar rollenden Augen des Officiers und hielt sich den Umstand gegenwärtig, daß der Rittmeister nichts als eines der vielen untergeordneten Werkzeuge des Despotismus sei.

Anfänglich hatte sich Petronilla zwar vor dem Gra-

sen gescheut, dessen Mundwinkel sich bisweilen zu einem spöttischen Lächeln verzogen, aber der Graf hatte dieser Scheu ein rasches Ende gemacht, indem er mit soldatischem Freimuth die Behauptung aufstellte, die Jugend müsse lieben, und eine lieblose Jugend könne nur ein liebloses Alter zur Folge haben.

Wir dürfen daher nicht erstaunen, daß der Rittmeister dem Mädchen feurig die Hände drückte und von ihr, als sich der Graf höchst discret mit dem Kopfe gegen die Mauer wendete, einen warmen, jedoch leisen Kuß empfing.

Tapfere Soldaten dulden keinen langen Widerstand und suchen die Festungsobjecte, wenn es der Oberbefehlshaber gestattet, mit Sturm zu erobern.

Wir wissen auch bereits so viel, daß der Rittmeister nicht zu den Memmen gehörte, er forderte daher den erst seit vierundzwanzig Stunden eingeschlossenen Platz unter der höchst ehrenvollen Bedingung einer Heirat zur Uebergabe auf.

Und der feste Platz?

Die Besatzung erklärte, im Augenblicke, als der Trauring an dem Finger stecke und der Priester seine heiligenden Worte über den Bund gesprochen, die Waffen strecken zu wollen.

Graf Thurn, dessen diplomatisches Talent von

Freund und Feind anerkannt war, spielte bei dieser Gelegenheit den Parlamentär und versprach, auch bei den Eltern vermitteln zu wollen, falls ihm die Braut einen Kuß und der Rittmeister Prendl einen Theil der Altstädter Beute überlassen wolle.

Prendl nickte etwas verlegen und drehte sich unruhig im Bette um.

Es ist nöthig, um die Forderung Thurn's und die Verlegenheit Prendl's zu erklären, auf ein vorhergehendes Gespräch zurück zu kommen.

Der Leser wird sich wohl vielleicht noch erinnern, daß er an unserer Hand die Krankenstube in demselben Augenblicke verlassen hatte, als Obrist Colona von Fels über die Schwelle trat.

Was wollte nun der Obrist noch so spät im Haus des Kupferschmiedes? Nichts Anderes als dem Grafen Thurn die Mittheilung machen, daß Obrist Namée so eben die Altstadt im Namen des Erzherzog's und Sr. Majestät des Kaisers zur Uebergabe aufgefordert habe.

Bei dieser Mittheilung, welche Colonna dem Grafen ganz laut machte, hatte dem Rittmeister das Herz vor Freude gehüpft, er konnte schon in Gedanken seinen Leidensgenossen gedemüthigt und sich in der Rolle

eines Retters und Befreiers der ganzen Familie sehen.

Dieses Vergnügen wurde durch den Verlauf des Gespräches bedeutend herabgestimmt.

Graf Thurn frug, was man zu antworten gesonnen sei:

„Ei wir haben Bedenkzeit verlangt.“

„Wozu Bedenkzeit?“

„Um Euere Meinung zu hören.“

„Viel Ehre für mich.“

„Und was ist Euere Ansicht.“

„Daß man gegenwärtig den Parlamentair in Frieden entlaße, zugleich aber drohe, den Nächsten, der mit ähnlichen Anträgen kommen sollte, stäupen zu lassen.“

„Ihr sprecht mir aus der Seele.“

„Und was sagt der wohlweise Rath und der Bürgermeister?“

„O die hätten den armen Schelm zu höchst am Brückenthurm gehangen.“

„Und warum haben sie es nicht gethan?“

„Einfach aus dem Grunde, weil ich es verhindert habe.“

„Das war brav, sogar sehr brav, obgleich es

der Namée nicht abhalten würde die Unseren Dutzendweise aufzuknüpfen oder zu ersäufen."

Prendl machte eine Anstrengung seinen Obrist zu vertheidigen, aber Colonna legte ihm zwei Finger auf den Mund und sagte ernst:

„Verunreinigt Eueren Mund nicht durch die Vertheidigung eines Kannibalen, den ich auf freien Feld oder von rückwärts niederzuschießen, mir kein Gewissen machte."

„Es ist nicht großmüthig," seufzte der Rittmeister, „mit meinen Armen auch die Zunge gefangen zu nehmen."

„Im Gegentheile," versetzte Thurn, „handelt ein ehrenwerther Freund in Euerem Interesse, indem er Euch abhält, eine Thorheit zu begehen; ein Mann, der einen wehrlosen Knaben für eine Schießscheibe ansieht und seine Pistole nach ihm abfeuert, — und das hat der wackere Bube selbst erzählt, — verdient kein rechtfertigendes Wort eines Ehrenmannes. Uebrigens wird es gut sein, wenn wir die Schelme so schnell als möglich vom Halse kriegen."

Colonna schüttelte den Kopf.

„Nicht auch Euere Meinung?" fuhr Thurn fort. „Der Kaiser mag nicht bezahlen und der Erzherzog kann nicht."

„So ist der Sold rückständig?"

„Seit mehr als einem Monat."

„Wohlan, bietet die Zahlung des rückständigen Soldes. Man soll wenigstens nicht sagen können, daß der Kaiser genöthigt war seine Hauptstadt mit fremdem Kriegsvolk zu überziehen."

„Aber die Kosten werden beträchtlich sein."

„O noch immer gering genug, um der Welt zu beweisen, daß nicht wir es sind, die den Bürgerkrieg und den Ruin des Landes wollen."

„Gut, es soll versucht werden."

Der Rittmeister konnte sich nicht des Ausrufes enthalten: „Wenn Ihr zahlt, so sind wir binnen vierundzwanzig Stunden aus Prag."

„Wisset Ihr das so gewiß?" frug Graf Thurn, indem er einen scharfen Blick auf den Gefangenen heftete.

„Was den Obristen Ramée anbelangt, möchte ich dafür bürgen."

„Hm, Ihr mögt nicht so unrecht haben, der Obrist fürchtet sich an unseren Stadtmauern die Zähne auszubeißen, aber über Ramée steht der Erzherzog und über dem Erzherzog der Kaiser selbst."

Mit diesen Worten schloß das Gespräch, auf welches Thurn in diesem Augenblicke mit seinem Begehren eines Beuteantheiles anspielte.

„Nun, wollt Ihr, ja oder nein?“ fuhr der Graf beharrlich fort.

„Was den Kuß anbelangt,“ versetzte Prendl, „so kann ich nur für einen Kuß von meinen Lippen gut sagen, den Ihr nicht begehrt habt, und was den Beuteantheil betrifft, so schlage ich herzlich gern' ein, und glaube, daß ich meine Freigebigkeit in beiden Puncten nicht sehr anzustrengen haben werde.“

„Nun wohl, ich erlasse Euch den Kuß und übertrage das Recht darauf auf unsere schöne Pflegerin, dazu muß sie sich selbst verbindlich machen.“

„Ach Gott,“ sagte das entzückte Geschöpf, „ich gebe Euch einen Kuß als Angeld und zwei wenn wir getraut sind, falls Ihr diese Angelegenheit wirklich in Ordnung bringt.“

„Pst,“ machte der Rittmeister und drohte mit dem Finger, „seid Ihr doch ein unbehutsames Mädchen, er ist ja im Stande, Euch im Falle des Mißlingens die Darangabe nach dem Gesetz verdoppelt zurückzugeben.“

„Meinen Kuß, meinen Kuß,“ rief der Graf, „und ich will sogleich mit dem Vater reden.“

„Ach, den Vater fürchte ich viel weniger!“ seufzte Petronilla und schlug die Augen zu Boden.

„Wen fürchtet Ihr denn?“

„O, ich weiß es,“ versetzte der Rittmeister, „und gestehe, daß ich selbst Bangen habe.“

„Teufel, Teufel! das muß ernsthaft sein.“

„Sehr ernst,“ versicherte Petronilla treuherzig; „Ihr kennt die Mutter nicht?“

„Ah, mit der Mutter haben wir es also zu thun,“ sagte Thurn. „Und was sollte denn die gute Frau gegen einen schmucken Schwiegersohn von Rittmeister einzuwenden habeu?“

„O, mehr als Ihr glaubt.“

„Das wäre?“

„Meine Mutter behauptet, daß alle Officiere“ ...

Prendl lachte laut auf, und verlangte, daß sie ihre angefangene Rede fortsetze.

„Nun gut,“ sprach das Mädchen, „Ihr wollt es: insgesammt keinen Schuß Pulver werth sind, und daß sie ihr Kind lieber dem Freimann, als einem Soldaten angetraut sehen wollte,“ sprach das Mädchen, verlegen die Augen niederschlagend.

Prendl, der erst so herzlich gelacht hatte, schnitt nun ein so langes Gesicht, als ob man ihm die ärgste Trauerkunde mitgetheilt hätte. Es bedurfte aller Liebkosungen des Mädchens, um den armen Gefangenen wieder aufzuheitern.

Während sich Petronilla dieser Aufgabe nicht ohne den glücklichsten Erfolg unterzog, wurde in der Teynkirche fleißig gesungen und gebetet, und wenn wir aufrichtig sein wollen, noch fleißiger geflüstert, wenigstens können wir das Letztere von einem Paare versichern, das hinter einem Pfeiler nahe dem Hochaltare Platz genommen hatte.

Der Mann, ein blondhaariges Individuum von sechsunddreißig bis vierzig Jahren, war wohlgebaut, von stattlichem Ansehen, und trug ein schwarzsammtenes mit Silber verbrämtes Wamms; das Mädchen hatte gleichfalls blondes Haar, aber von einem Blond mit röthlichem Goldschimmer, wie wir es an den Madonnenköpfen der älteren italienischen Meister täglich wahrnehmen können. Der Teint des Mädchens war, wie es bei Blondinen oft der Fall ist, von tadellosem Weiß, die Schultern hübsch gerundet, die Augen mandelförmig geschnitten und mit etwas zu schwachen Augenbrauen geziert. Gekleidet war das Mädchen, wie die meisten Bürgerkinder jener Zeit, in ein eng anliegendes, mit schimmerndem, spitz zulaufendem Brustlatz versehenes Mieder und ein bis an die Knöchel reichendes Kleid von dunkler Farbe, — es war Sabine, die blonde Schwester der brünetten schwarzhaarigen Petronilla. Eben so sanftmüthig, als ihre ältere Schwester entschieden, war es

trotzdem nicht das erste Mal, daß sie mit ihrem frommen Nachbar in der Teynkirche zusammentraf. Obgleich sie seinen Namen eben so wenig wußte als er den ihrigen, so kannten sie sich doch schon länger als nothwendig ist, um zwischen zwei Personen, die an einander Interesse finden, ein kleines Einverständniß anzuspinnen. Der junge Mann suchte seine Gefährtin eben zu überzeugen, daß die Viertelstunde, welche die Messe noch dauern werde, denn doch etwas zu kurz bemessen sei, wogegen ihm Sabine zu beweisen suchte, daß der Mann dem Priester Unrecht thue, indem er voraussetzte, daß die Messe binnen einer Viertelstunde persolvirt werde.

„O, Euch mag die Zeit lang genug vorkommen,“ sagte der Blonde im Tone des Vorwurfs, „mir dünkt jede Messe das Werk eines Augenblickes.“

„Wenn Ihr fleißiger beten würdet, könntet Ihr die Zeit nach der Zahl der Vaterunser bemessen!“

„Ach, bete ich Euch nicht an?“

„Schämt Euch einer solchen Rede an solchem Ort; wenn Ihr je wieder Unschicklichkeiten redet, seht Ihr mich gewiß nie wieder!“

„Ihr seid ein grausames Geschöpf!“

„Und Ihr glaubt selbst nicht an das, was Ihr eben sagtet.“

„Bei Gott, ich fange an, Euch für grausam zu halten!“

„Dann thätet Ihr mir einfach Unrecht.“

„Ist es denn nicht grausam, daß Ihr mich fort und fort seufzen lasset, ohne sich um mich weiter zu kümmern?“

„Ach Gott! Mir thut es herzlich leid um Euch, aber kann ich dafür?“

„Ihr allein könnt dafür — Niemand Anderer!“

„Habe ich Euch geheißen, mich zu lieben?“

„Um so schlimmer; da hätte ich mich doch wehren können.“

„Wie, um so schlimmer?“

„Es ist aber wirklich heimtückisch, wie mit Ueberfall zugegangen.“

„Ihr wollt doch nicht sagen, daß ich, ein sittsames Mädchen, Euch überfallen hätte, das wäre zu abscheulich!“

„Nein, das sage ich nicht, obgleich es mir lieber gewesen wäre.“

„Wie meint Ihr es denn sonst?“

„Ich meine, daß mich Euere Schönheit überrascht, im Sturme eingenommen hat.“

Das Mädchen konnte über eine solche Anschuldigung unmöglich böse sein, sie gab daher lieber gar keine Antwort. Ihr Peiniger war damit aber schlecht zufrieden, stieß sie mit dem Ellbogen an und flüsterte auf's Neue:

„Ja, so machen es Alle; wenn das Unglück geschehen ist, wollen sie nichts mehr wissen.“

„Welches Unglück?“

„Und Ihr fragt noch, welches Unglück, wenn Ihr hört, daß ich bis über die Ohren verliebt bin?“

„Und was soll ich dabei?“

„Eine schöne Frage! Heiraten sollt Ihr mich, heiraten, wie Euere Mutter den Vater geheiratet. Wollt Ihr?“ —

Welches Mädchen wäre bei einem plötzlichen Heiratsantrag nicht erröthet?

Auch Sabine blickte verschämt in ihr Gebetbuch, dessen heilige Zeilen und Worte in einander verschwammen und vor ihren Augen einen diabolischen Tanz aufzuführen schienen.

Von dem nimmer ruhenden Ellbogen des Nachbars berührt, suchte sie sich endlich selbst Muth einzuflößen und sagte:

„Wenn ich auch schon persönlich nichts einzuwenden hätte, so habe ich doch Eltern.“

„Das ist so ziemlich bei allen jungen Mädchen der Fall.“

„Noch lebende Eltern, die nicht geneigt sein dürften, dem nächst Besten meine Hand zuzuwenden.“

„Wer ist ein nächst Bester?“ frug der Brautwer-

ber, ganz vergessend, daß er dem Mädchen seiner Wahl bisher seinen Namen und seinen Stand verheimlichte. „Wer ist ein nächst Bester? — Ein Bester mag ich sein, und so Ihr ja saget, auch ein Nächster — aber nächst Bester bin ich keiner!“

Das arme Mädchen, das den ungestümen Werber nie so erzürnt gesehen hatte, bemerkte, fast weinend, daß ein namen- und standesloser Mann wohl nicht anders bezeichnet werden könnte.

„Um Vergebung, tausendmal um Vergebung!“ versetzte der Blonde gutmüthig. „Was ich für ein närrischer Teufel bin; will, daß man in meinen Beruf verliebt sein soll und vergesse, ihn zu nennen. Ich bin Maler, mein Kind, ein Hofmaler obendrein, und, wie die Leute behaupten, ein guter Maler, und heiße Johann oder Hans von Aachen, wie sie mich allenthalben nennen. — Wie, und Du weinst fort, mein süßes Kind? Und hast kein Wörtchen des Trostes und der Hoffnung für mich?“

Die arme Sabine brach in der That erst jetzt in ein rechtes Weinen aus, zu dem die früheren Thränen nur ein geringes Vorspiel schienen.

Wieder mußte der Ellbogen in Bewegung gesetzt werden, um dem weinenden Mädchen eine Antwort abzuzwingen.

„Und ich sollte nicht untröstlich sein,“ sagte das Mädchen, die feuchten Augen zu dem Geliebten aufschlagend, „da ich jetzt deutlich sehe, daß Alles aus ist?“

„Es würde Euch also leid thun, wenn, wie Ihr saget, Alles aus wäre?“

Eine neue Thränenflut machte jede Antwort unnöthig.

„Nun,“ fuhr der Künstler fort, „nun segne ich erst den Tag recht und schwöre Euch, sofern noch ein Kaiserwort etwas gilt, das Nichts aus sein soll!“

„Aber meine Mutter kann die Künstler nicht leiden —“

„Was haben ihr die armen Jungen gethan?“

„O nichts, aber sie sagt, daß es lauter Habenichte seien, vor denen sich jedes ordentliche Frauenzimmer in Acht zu nehmen habe.“

„Hm!“ meinte Johann, „da hat Euere Mutter nicht so ganz Unrecht. Die Künstler besitzen in der Regel wirklich keine großen Reichthümer, lieben aber deßungeachtet die hübschen Mädchen.“

„Das geht gut,“ versetzte Sabine, vom Schluchzen unterbrochen, „Ihr gebt meiner Mutter noch Recht auch!“

„Es beweist mir, daß Euere Mutter eine kluge Frau sein muß.“

„Das sagen alle Leute.“

„Ha!“ rief der Maler frohlockend aus, „also andere Leute sind der gleichen Meinung, desto besser; ich werde also eine kluge Dame zur Schwiegermutter bekommen.“

In dem Augenblicke sprach der Priester das übliche „Dominus vobiscum“ und die Messe war vorüber, die Leute drängten nach dem Ausgange und rießen das verliebte Paar mit sich.

„Teufel, Teufel!“ sagte der Maler, „die Messe ist schnell zu Ende gegangen!“

„Um Gotteswillen, was macht Ihr denn?“ verwies das sanfte Mädchen. „Redet meinetwegen vom Teufel, wenn Ihr es schon nicht besser könnt, außer der Kirche, aber nicht da, wo dieser Ausdruck am übelsten angebracht ist.“

„Verzeiht mir nur noch diesmal,“ versetzte der Künstler, „und Ihr werdet sehen, daß ich mich bessere!“

Das Mädchen lächelte und stand im Begriffe, an der Kirchenthüre Abschied zu nehmen, aber der Maler wollte davon nichts hören.

„Ich will,“ wendete er ein, „mit der klugen Frau sprechen, die keinen Künstler zum Schwiegersohne mag, und Sie soll in drei Teufels Namen ja sagen, so wahr ich Hans von Aachen heiße!“

„O, wenn Ihr mich in drei Teufels Namen zur

Ehe verlangt," versetzte das Mädchen schelmisch, „dann wird sie gewiß jedes Bedenken fahren lassen."

„Nur nicht gezürnt, meine liebste Anna, Ernestine, Josefa oder wie Ihr sonst heißt — schade, daß ich keinen Vater habe, der ein so namenloses Mädchen als Schwiegertochter ablehnen könnte."

Das aeme Mädchen versetzte dem übermüthigen Künstler einen kleinen Streich auf den Arm und sagte mit einem tiefen Knix, daß sie Sabine Hummel heiße, und „der Kupferschmied Caspar Hummel im steinernen Rössel" ihr Vater sei.

„Ach, mein Gott, warum nennt sich der würdige Vater nicht lieber Biene statt Hummel?" gab Hans von Aachen zur Antwort. „Wie unendlich viel lieber hätte ich Euch, mein emsiges Bienchen geheißen, als meine theuere Hummel; indeß sei ihm, wie ihm wolle, ich fürchte keinen Stachel, und darum vorwärts, mein Bräutchen!"

Mit diesen Worten trieb der Maler seine Geliebte an, und ließ sich in das Haus ihrer Eltern führen.

Wir wollen ihn auf der Schwelle verlassen und zwei anderen Damen in die Kirche folgen.

12.

Wir versprachen unseren Lesern, der wackeren Frau Hummel in die „Heinrichskirche“ und dem Dienstmädchen zu den „Kreuzherren“ zu folgen. Beginnen wir mit der Dame vom Hause. Katharina Brigitte erreichte das Portal der kleinen Kirche ohne Unfall. Die Messe hatte bereits ihren Anfang genommen und die Meisterin fand nur mehr in einem der hintersten Stühle, ganz an der Kirchenthüre Platz, sie schlug ihr dickleibiges Gebetbuch auf und versenkte sich in tiefe Andacht, aus welcher sie die Stirne eines Bettlers weckte, der sehr eindringlich um Almosen bat. Der Bettler war in allerlei Lumpen gehüllt, trug die Füße ganz nackt und hinkte an einem Krückenstock einher, über dem linken Auge lag eine schwarze Binde unterhalb welcher sich eine tiefe Schramme bis an das Kinn zog, wo sie sich in dem verworrenen Barthaar verlor. Die Züge des dicht bebarteten Ge=

sichtes übten unwillkürlich den Eindruck großer Verschmitztheit, welche mit Muth und seltener Körperkraft gepaart schien; Schade nur, daß diese kräftige Gestalt nun durch ein Fußübel gehindert wurde, aus all' den Eigenschaften, die sie so ganz zum Waffenhandwerk bestimmt zu haben schienen, Vortheil zu ziehen. Jener Eindruck ungewöhnlicher Verschmitztheit wurde noch durch eine ungewöhnliche Beweglichkeit des grünlich schillernden Augapfels, des einen noch übrigen Auges, und einen eigenthümlich spöttischen Zug um die Mundwinkel unterstützt. Katharina Brigitte entsann sich denselben Landstreicher schon den ganzen Morgen über, um das Haus herum lungern gesehen zu haben, sie griff dessen ungeachtet in die Tasche, welche sie an ihrem Gürtel trug, langte etwas kleine Münze hervor und reichte sie, ohne einen Blick von dem Buche zu wenden, dem Bettelmanne, dieser faßte aber zum nicht geringen Schreck der Meisterin die Hand der Geberin, schob ihr einen Zettel zu und eilte so rasch er konnte nach der Thüre.

Der Zettel enthielt die Warnung, daß kein Stein auf dem anderen, und kein Bewohner des Hauses zum steinernen Rössel am Leben bleiben solle, wenn der ketzerische Rebell nicht binnen zwölf Stunden in die Hände der Gerechtigkeit geliefert sein würde. Unter-

zeichnet war die sonst ganz correct abgefaßte Zuschrift mit den Worten: „Ein Freund."

Der Schreiber konnte unmöglich mit dem Character der tapferen Meistersfrau bekannt gewesen sein, denn sie lächelte verächtlich, schob den Zettel in die Tasche und fuhr ruhig fort zu beten; der Bettler, welcher erwartet hatte, daß die Zuschrift eine ganz andere Wirkung hervorbringen würde, schlich vor der Kirchenthüre auf und ab und erwartete jeden Augenblick die würdige Frau aus der Kirche stürzen zu sehen. Da sich die Erwartung nicht erfüllte, gerieth er auf den Gedanken, daß ihr der gähe Schreck eine Ohnmacht zugezogen habe, und schlich sachte durch die halb offene Seitenpforte in das Kirchenschiff zurück, da sah er aber die gute Frau ruhig knieen und beten, als ob nichts vorgefallen wäre, er begab sich kopfschüttelnd auf seinen früheren Standort vor der Kirche und schritt, des Hinkens ganz vergessend, ungeduldig und den Knotenstock wie einen Degen schwenkend, auf und ab.

Als der Gottesdienst noch immer nicht enden wollte, zog er eine sehr dicke, plumpe, umfangreiche Sackuhr, ein sogenanntes Nürnberger-Ei aus der Tasche und brummte gewaltig als er bemerkte, daß die Zeiger auf halb eilf wiesen. In dem Augenblicke schlug auch die Uhr am Kirchthurme und die Messe war zu Ende.

Sofort nahm der Bettler wieder seine bresthafte Stellung an, zog den einen Unterfuß wieder in die Höhe, die Binde, die er über das linke Auge hinauf geschoben hatte, wieder zurecht, daß sie dasselbe vollkommen deckte, nahm die schmierige Mütze vom Kopf, der von wüstem struppigem Haar überwuchert war, und schlug das eine unverhüllte Auge zum Himmel empor, indem er scheinbar mechanisch und seine Mütze in der ausgestreckten Hand vor sich haltend, „Ein alter armer Krüppel bittet um ein Almosen“ immer von Neuem wiederholte.

So muthig auch Katharina Brigitte war, so prallte sie doch zurück, als sie des Bettlers beim Hinausgehen aus der Kirche wieder ansichtig wurde. Endlich faßte sie jedoch Muth und schritt ohne ihn anzublicken, rasch vorüber. Ohne sich eigentlich über den Grund ihrer Aengstlichkeit Rechenschaft geben zu können, eilte sie doch hastig vorwärts; der Instinkt, der sie zur Eile trieb, betrog sie auch nicht, denn sie fühlte sich in dem Momente, als sie um die Ecke bog, um den „großen Ring“ zu erreichen, am Arm gefaßt. Wieder war es der Bettler, der ihr lautlos auf Schritt und Tritt gefolgt war, die Bürgersfrau warf einen einzigen sorgenvollen Blick um sich, gewann aber rasch ihr Selbstvertrauen, da sie bemerkte, daß die Straße weder ein-

sam noch menschenleer war. Sie frug den Bettler drohend, was ihn noch einmal auf ihren Weg führe. Dieser ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern frug grinsend, ob sie den Zettel gelesen, den er ihr in die Hand gesteckt. Als die Frau bejahte und nun ihren Weg unbedingt fortsetzen wollte, vertrat ihr der Bettler den Weg und frug sie:

„Nun, habt Ihr Euch entschlossen?“

„Ja, Euch in's Gefängniß zu schicken,“ erwiederte die Bürgerin und machte Miene um Hülfe zu rufen.

In demselben Augenblicke versetzte ihr der Bettler einen so heftigen Stoß, daß sie besinnungslos auf das Plaster hinschlug. Der Fall der guten Frau zog die Aufmerksamkeit der Fußgänger auf sich, die sich beeilten ihr Beistand zu leisten, der Bettler benützte aber, wie es ohne Zweifel seine Absicht gewesen war, als er den gewaltigen Stoß führte, die Gelegenheit sich schleunigst zu entfernen. Auf seinen Rückzug stieß er noch in babylonischer Sprachenverwirrung die fürcherlichsten Flüche wälscher und deutscher Zunge aus.

Lassen wir die wackere Meisterin sich aufraffen und von einigen wohlwollenden Menschen unterstützt nach Hause wanken und begleiten wir lieber den sonderbaren Bettler, da er denselben Weg einschlägt, den kurz zuvor die Dienstmagd genommen. Der Weg führte allerdings

nicht nach der Kreuzherrenkirche, wohl aber nach dem Moldauufer. Hier stand ein behäbiger zierlich bekleideter Mann, der die Hände in den Beinkleidtaschen gesteckt hielt und mit einem sonntäglich geputzten Dienstmädchen im eifrigen Gespräche begriffen war. Es hatte den Anschein als ob seine Meinung auf Widerstand stieß und er sich nun alle erdenkliche Mühe gebe, die Magd von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen; so hätte es wenigstens Jedermann deuten müssen, der das beständige Kopfschütteln Christel's und die Anstrengung des dicken Herrn bemerkt hätte.

„Ich sage Euch," fuhr der Mann mit dem rosigen Antlitz und den Händen in der Hosentasche mit erhöhter Stimme fort, „ich sage Euch! bei der Försterei im Stern, Hochzeit und ein hübscher Mann, wenn Ihr nur ein wenig discret sein wollt."

„Ich glaube discret genug zu sein," erwiederte das Mädchen, „wenn ich gegen meine Herrschaft schweige."

„Darum handelt es sich ja nicht, redet, wenn es Euch besser ansteht, erzählt Euerem Herrn den ganzen Liebeshandel und ich wette hundert gegen Eins, daß er sich von der Zuneigung eines so hohen Herrn gegen so ein schnippiges Ding, wie seine Kindswärterin ist, höchst geehrt fühlen wird; was ich verlange ist, daß Ihr uns von Allem, was in Euerem Hause vorgeht, in Kenntniß

setzt, oder habt Ihr vielleicht Euerer Herrschaft einen Eid der Verschwiegenheit geleistet? Was soll's mit Euerem Verwundeten? Was g'denkt der Graf zu beginnen? Hätte er nicht Lust die Gnade Sr. Majestät in Anspruch zu nehmen? ich kenne Leute, die ihm um eine geringe, kaum nennenswerthe Summe vollkommen Verzeihung verschaffen würden. Sagt dem Grafen, daß Euch ein Mann bekannt sei, in dessen Macht es liegt, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen, setzt aber hinzu, daß sein Kopf in Gefahr schwebt, wenn er sich lange besinnt, ja, daß es Leute gibt, die im Stande wären ihn mitten unter seinen Freunden aus dem Bett zu reißen und weiß Gott nach welchem finsteren Nest in's Gefängniß zu führen.

„Ihr könnt einfließen lassen, daß der kaiserliche Kammerdiener Lang — Ihr werdet den Namen behalten — daß Philipp Lang herzlichen Antheil nimmt, — ich würde Euch gerne etwas Schriftliches mitgeben, aber ihr könntet es verlieren“ — hier zögerte der kaiserliche Kammerdiener einen Augenblick unschlüssig, rieß aber dann plötzlich ein Stückchen Papier ohne Namensunterschrift aus seinem Taschenbuch heraus und sagte:

„Was thut's, kann doch Niemand beweisen, daß es von mir kömmt — da bringt dem Grafen diesen Zettel, ich weiß, der Graf ist nicht reich und deshalb habe

ich es billig gemacht. Da steht es," er bot dem Mädchen mit diesen Worten, ein mit fremder Schrift beschriebenes Papier, das nichts weiter, als einen Verkauf der Herrschaft „Wintirzow" enthielt.

Der wohlwollende Kammerdiener hatte nur die freundliche Absicht diese große Herrschaft um vier tausend Thaler an sich zu bringen und den fehlenden Kaufschilling durch sein Vorwort beim Kaiser zu ersetzen.

„Wenn," fuhr er fort, „der Handel durch Eure Vermittlung gelingt, seid ihr Försterin am Stern, wo nicht — nicht."

Das Dienstmädchen, das endlich zur Ueberzeugung gebracht war, daß in dem Ansinnen des Kammerdieners nichts Sträfliches liege, sagte zu.

Der Kammerdiener aber, der den Auftrag hatte das Mädchen ohne jede weitere Bedingung zur Försterin von Stern zu machen, knüpfte, wie wir gesehen, seinen Privatvortheil an das kaiserliche Gnadengeschenk.

Der Kammerdiener legte gerade den Finger an die Lippen, um dem Mädchen Stillschweigen zu empfehlen, als der Bettler auf dasselbe zuwankte.

Das Mädchen wich betroffen zurück und fand gerade noch so viele Zeit das Blatt in ihrem Busentuch zu verbergen.

Der Bettler schien betrunken, er taumelte aber-

mals auf das Mädchen zu, faßte es am Kinn und machte Miene sie zu küßen.

Die arme Dirne kreischte laut auf:

„Zu Hülfe, zu Hülfe!“

Der Kammerdiener glaubte mit dem Trunkenbold leicht fertig zu werden und holte in der Thal zu einem Faustschlag aus, den er dem Landstreicher in's Gesicht zu versetzen gedachte.

Der Bettler setzte sich nun seiner Seits ebenfalls in Bereitschaft, schob die Binde vom Auge zurück und entfernte einige Lumpen, welche einen integrirenden Bestandtheil seiner Kleidung bildeten. Durch diese Bewegung wurde ein fein gegliedertes Stahlhemd sichtbar, welches der Landstreicher unter seinen Lumpen trug.

Als er das Erstaunen des Kammerdieners bemerkte, der die erhobene Hand langsam senkte, rief er ihm mit wildem Gelächter zu:

„Ei warum schlägst Du denn nicht, schuftiger Bursche? oder hält Dein Muth nur gegen wehrlose Bettler Stand?“ Dann wandte er sich furchtlos an das Mädchen, strich ihr über die Wange und sagte:

„Sie zimperliches Ding wird doch schon mehr als einen Schnautzbart an ihren Lippen gefühlt haben.

„He, habe ich nicht recht?“

Lang hätte nun für sein Leben gern geantwortet:

„Ja aber einen kaiserlichen," doch besann er sich und sagte geringschätzig:

„Schade, daß die kaiserliche Armee aus solchen Elementen besteht."

„Was versteht ihr unter Eueren Elementen Ihr verfluchter Galgenschwengel."

Herr Lang zuckte verächtlich die Achseln und versetzte mit scheinbar großer Gemüthsruhe:

„Ich werde über Euer Benehmen Klage führen, guter Freund!"

„Bei wem werdet Ihr klagen?"

„Bei Euerem Vorgesetzten, mein Lieber."

„Worüber werdet Ihr klagen?"

„Daß Einer seiner Leute — denn ich glaube fest, daß Ihr dazu gehört, in unwürdiger Vermummung herumstreicht und ehrlichen Bürgern lästig fällt."

„So das wolltet Ihr?"

„Beim Leibe Christi ich gehe geradenwegs zum Obrist."

„Zu welchem Obrist?"

„Zum Teufel mit Eueren Fragen, ich werde mit dem Ramée sprechen. — Ach, jetzt schlägt Euch das Herz, — ja der brave Obrist Ramée weiß, wo für Eueres Gleichen der Hanf gedreht wird."

„Immer besser Ihr wollt Euch bei Ramée beschweren?“

„Ja ich will, und der Ramée wird Euch hängen lassen.“

„Nun der Ramée steht vor Euch, Kerl, wie er leibt und lebt.“

„Ihr der Ramée! das macht mich lachen.“

„Lacht so viel ihr wollt, das Weinen wird seiner Zeit von selbst an die Tagesordnung kommen und jetzt, was steckte Euch der Lümmel für ein abscheuliches Gekritzel zu?“

Der Kammerdiener blinzelte und zwinkerte vergeblich mit den kleinen grauen Augen, Ramée der nicht blöde war, zog, ehe noch das Mädchen an seine Vertheidigung denken konnte, den Kaufvertrag aus dem Busentuch, in welchen Christel das Papier verborgen hatte. „Nicht übel“ bemerkte der Soldat nachdem er das unterzeichnete Document durchlesen hatte, „Ihr conspirirt mit dem Feinde Eueres Herrn.

„Wir wollen eine neue Art Galgen erfinden, um Euch eine Klafter höher hängen zu können, als jeden kleineren Schuften, und jetzt vorwärts!“ Der verkappte Bettler zog ein silbernes Pfeifchen und that einen schrillen Pfiff. Auf dieses Zeichen nahte sich augenblicklich ein

Kahn, welcher hinter einem Weidengebüsche verborgen gelegen war.

Zwei militärisch aussehende und wohlbewaffnete Männer lenkten das Fahrzeug und legten unmittelbar an der Stelle an, wo sich die handelnden Personen dieser Scene befanden.

Zum Schreck und Erstaunen des Kammerdieners wurde der Bettler als Obrist bewillkommt.

Ramée trieb den furchtsamen Lang, seinen Rücken mit dem Degengriff tüchtig bearbeitend, in den Kahn und stieß ihm auch das Mädchen in das Fahrzeug nach.

Endlich sprang er selbst in das Schiff, so daß der Kahn in Gefahr gerieth umzustürzen und lachte höhnisch, als er das Wehgeschrei der unfreiwilligen Deckgäste vernahm.

Hätte er den tückischen Blick bemerkt, welchen Lang nach ihm schoß, vielleicht hätte er gedacht, daß es Menschen gibt, die man entweder nicht beleidigen oder vollends tödten muß, wenn man sich nicht schlimmen Folgen aussetzen will.

Der Obrist, der seines Bettleraufzuges müde war, nahm sich nicht die Zeit zu physiognomischen Beobachtungen und empfahl den Schiffleuten nur rasch an das rechte Moldauufer hinüber zu rudern.

In der That erwartete man den Obrist jenseits mit banger Ungeduld. Man wußte auf der Kleinseite bereits, daß die Altstädter die Uebergabe verweigert hatten, und erwartete nur mehr einen Glücksfall von Ramée's Sendung.

Als der Erzherzog, welcher von seinen Räthen und vornehmsten Hauptleuten umgeben, am Ufer hielt, wo er eine Batterie errichten ließ, des Obristen ansichtig wurde, der den kaiserlichen Kammerdiener und das Dienstmädchen im Gefolge hatte, brach er in ein spöttisches Gelächter aus, das aber bald einer ernsteren Stimmung Platz machte, als er bemerkte, daß die beiden Leute von dem Obristen wie Gefangene behandelt wurden. Was er sich selbst gegen seines Vetters Liebling erlaubte, das sah er wohl ein, durfte sich kein Unterthan, und wenn es der erste Edelmann Böhmens wäre, gestatten. Der Haß, welcher sich in den Gesichtszügen des Kammerdieners abspiegelte, überzeugte ihn auch sogleich, daß hier ein großer Mißgriff begangen worden sei.

Als ihm daher der Obrist den Kammerdiener als einen Ueberläufer und Verschwörer darstellte, und Lust zeigte, ihn an Ort und Stelle aufzuknüpfen, da runzelte Leopold seine Stirne mehr denn je, und sagte zu sich selbst:

„Ja, hängen soll Einer, wenn auch nicht gleich und wenn auch nicht der Kammerdiener Sr. Majestät!"

Gleich darauf nahm das Gesicht des Kirchenfürsten den Ausdruck gnädiger Herablassung an; er sagte zu dem Kammerdiener: „Philipp! vergib dem Obrist den militärischen Schabernack, den er Dir spielte, ich will es, und Ihr, lieber Obrist Ramée," — dieß sprach er noch immer gnädig, aber doch so, daß der Officier über die eigentliche Meinung Sr. Durchlaucht nicht in Zweifel bleiben konnte, — „und Ihr wählt Euch künftig andere Gegenstände Euerer Narrenpossen."

Der Obrist wollte etwas erwiedern, aber Leopold wehrte jeden Widerspruch durch eine Handbewegung ab; das erzürnte den leicht erregbaren Mann noch mehr, er rief mit vor Wuth bebender Stimme:

„So möge Euere Durchlaucht wenigstens Ihren eigenen Augen trauen," und wollte dem Erzherzoge das Verkaufsinstrument überreichen; Leopold frug aber unwillig, was das für ein Papier sei, und auf die Erklärung, daß es Lang dem Dienstmädchen eingehändigt hatte, nahm der Erzherzog das Document aus den Händen des Obrist's, aber nur um es dem Kammerdiener ungelesen wieder zuzustellen. Lang ließ einen einzigen Blick auf seinen Gegner fallen, es war dies aber ein Blick des rücksichtslosesten Triumphes, ein Blick des

Hasses, welcher eine ganze Kriegserklärung sammt der feierlichen Zusage raschester Vergeltung enthielt. Ramée, welcher nicht eben so gut wie der Erzherzog die Bedeutung des kaiserlichen Kammerdieners zu würdigen verstand, hatte keinen Schlüssel sich die Handlungsweise seines Herrn und Meisters zu erklären; er vergalt daher Haß mit Haß, und hoffte, die Stunde würde ohne Zweifel erscheinen, wo er seinen Lieblingsgedanken, Herrn Lang auf einem Galgen von außerordentlicher Höhe baumeln zu sehen, ausführen werde können.

Der Kammerdiener leistete seufzend auf seinen so vortrefflich eingeleiteten Plan, des Grafen Thurn Grundbesitz seinem eigenen Vermögen zu annexiren, Verzicht, und hieß das Dienstmädchen, indem er sich das Ansehen gewaltiger Großmuth zu geben nicht versäumte, von dem Försterhause zu Stern Besitz nehmen, dann benützte er die angelegentliche Unterhaltung des Erzherzogs mit seinen Räthen sich davon zu schleichen und sogleich zum Kaiser zu begeben. Die Wirkung seiner Unterredung mit dem Monarchen ließ nicht lange auf sich warten.

Der Erzherzog und das Passauer Kriegsvolk harrten, nachdem die Altstadt die Unterwerfung geweigert, ungeduldig des kaiserlichen Befehles zum Angriff. Leopold hatte die verschiedenen Truppenführer ausdrücklich zu dem Ende versammelt, um die letzten Anordnun-

gen zur Bestürmung der Altstadt zu treffen. Kaiser Rudolph hätte vielleicht in die von dem Erzherzoge dringend-empfohlene Gewaltthat gewilligt, wenn nicht der allvermögende Kammerdiener seinen Herrn auf andere Gedanken gebracht hätte, und so verstrich denn auch die Zeit zum Handeln.

Hätte der Kaiser oder Erzherzog Leopold bemerken können, was sich um dieselbe Zeit am Altstädter Thor, von welchem die Straße nach Wien führte, begab, sie würden vermuthlich der unseligen Zauderpolitik ein Ende gemacht haben. Ein vierzehnjähriger Bursche wurde zur selben Stunde auf ein gutes Pferd gesetzt, mit Geld hinreichend versehen, und mit freundlichen Worten und großen Versprechungen aufgemuntert. Der Bursche war bloßfüssig und hatte das Beinkleid bis zum Knie aufgestreckt, unter dem Arm trug er ein zusammengeschnürtes schmutziges Paar Stiefel, sonst nichts, nicht einmal eine Kappe. Der Bursche ritt das Pferd augenscheinlich von der Schwemme zurück, so mußte Jeder urtheilen, der weder die volle Börse noch auch die Stiefelröhren des Troßbuben näher untersucht hatte. Die schmutzigen, abgetretenen Stiefel enthielten in ihrem Dunkel sehr reines, weißes Papier verborgen, welches seinerseits eine höchst interessante Zuschrift an den König von Ungarn enthielt, und noch viel interessantere Namensunterferti-

gungen an sich trug. Da konnte man die Unterschrift des kaiserlichen Obersthofmeisters Carl Liechtenstein, der Grafen: Fürstenberg, Thurn, Waldstein, Kinsky, Czernin, Rosenberg, Lobkowitz, Hassenstein, Wartenberg, Schlick, Kolowrat, der Puppa, Berka, Smirczicky, Ranpowa, Kaplircz, Berbisdorf, Ottendorf, kurz der reichsten und mächtigsten böhmischen Cavaliere lesen. Und der Inhalt selbst? Der König von Ungarn wurde darin um Beistand und Hülfe gegen das Passauer Kriegsvolk, welches sein künftiges Erbe, das Königreich Böhmen und Prag selbst mit völligem Ruin bedrohe, angeflehet. König Mathias wurde aufgefordert, keinen Augenblick zu säumen, da die Armee des Erzherzogs eine gegen ihn gerichtete beständige Drohung sei, welche, wenn er, der König, nicht zuvorkomme, sich noch zum Schaden des ganzen erlauchteten Erzhauses verwirklichen dürfte.

Mit dieser Zuschrift im Stiefel ritt Jan Kafka wohlgemuth und unangefochten durch die herumschwärmenden Reiter des Passauer Volkes, welche die Communication der Altstadt mit dem flachen Lande verhindern sollten.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Lutschansky u. Spitzer.

ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Siebenzehnter Jahrgang.

Neunzehnter Band.

Die Passauer in Prag.

II.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

Die
Passauer in Prag.

Historischer Roman

von

Dr. G. E. Haas.

Zweiter Theil.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1862.

Inhalt.

Die Passauer in Prag.



1.

Die Pragerstädte waren indessen noch immer in großer Bestürzung, in jedem Augenblicke konnte es dem Kaiser oder seinem geistlichen Vetter einfallen, die „Altstadt" bestürmen zu wollen. Die „Kleinseite" seufzte unter unter dem ihr aufgelegten Drucke und stand in Bereitschaft denselben bei dem ersten Winke gewaltsam abzuschütteln. Die fremde Soldateska ließ sich trotz des momentanen Friedens nicht abhalten die entsetzlichsten Ausschweifungen zu begehen. Wehrlose Bürger wurden todtgeprügelt, die Häuser der böhmischen Cavaliere, besonders, wenn sie dem neuen Glauben anhingen, rücksichtslos geplündert, Mädchen verführt, ehrbare Frauen mißhandelt, kurz Alles gethan und für erlaubt gehalten, was in in einer mit Sturm eroberten Stadt zu geschehen pflegt.

Die Officiere sahen den Gemeinen, die Oberbefehlshaber den Officieren durch die Finger, da sie ein solidarisches Bewußtsein der Schuld drückte oder vielmehr zur Nachsicht verband.

Der gastfreundliche Henckel hatte längst aufgehört in Ramée seinen Lieblingshelden zu bewundern, die wahren aber nüchternen Anhänger des Kaisers fingen zu bereuen an, daß die Passauer je in's Land gerufen worden waren, sie fühlten instinktmäßig, daß ihrem Herrn und Meister dadurch der letzte Stoß versetzt worden, die katholische Geistlichkeit drängte zur Entscheidung, für sie hatte das Kriegsvolk eine einzige Bedeutung, den einzigen vernünftigen Zweck — Wiederherstellung der alten Zustände und gewaltsame Bekehrung oder Vertreibung der Ketzer; der Klerus vermochte nicht zu begreifen, wie man mit zwölftausend Kriegsknechten in den Händen, noch die Fortdauer der protestantischen Ketzerei dulden könne; die heimlichen Feinde des Kaisers und verkappten Anhänger seines königlichen Bruders vergassen vor stillem Entzücken über die Mißgriffe, die von der kaiserlichen Partei täglich und stündlich begangen wurden, die erschlagenen Bürger und ausgeraubten Paläste und erwarteten mit banger Ungeduld den Augenblick um Mathias an des entthronten Kaisers Stelle zu setzen.

So war die Stimmung in Prag als Leopold mißvergnügt in dem großen Saale des ehemaligen Bürgermeisters „Henkel“ auf und abschritt, seinen Schnurbart drehte und von Zeit zu Zeit einen noch viel ungeistlicheren Fluch ausstieß. Bisher war ihm Alles mißlungen, Alles schief gegangen, ja der Kaiser, der einzige Rückhalt auf den sich der Erzbischof stützen konnte, war seit der, seinem Kammerdiener von Ramée zugefügten, Beleidigung zusehends kälter geworden. Vergeblich hatte der Erzherzog dem Kaiser das Gefährliche der ganzen Lage auseinandergesetzt, er konnte von dem Monarchen weder die Erlaubniß zum Abzuge noch den Befehl zum Angriff, weder den rückständigen Sold für die Truppen noch auch eine bestimmte Zusage der Bezahlung erlangen. Die Räthe des Kaisers hatten augenscheinlich den Kopf verloren und Rudolf selbst wollte aus seinem chemischen Laboratorium, in das er sich mit seinem Leib- und Hofalchimisten Signor Anselmo eingeschlossen hatte, gar nicht wieder herausgehen.

Die Bereitung der Goldtinktur, zu welcher eben jetzt die schönsten Hoffnungen vorhanden waren, drängte alle übrigen Angelegenheiten des Reiches, das Passauer Kriegsvolk, den Erzherzog, den Plan zur Einziehung des Majestätsbriefes, den Entwurf dem Mathias Oesterreich und Ungarn wieder zu entreißen, kurz alle

großen Staatsfragen, welche sich im Rathe des unglückseligsten Monarchen in bunter Menge kreuzten, völlig in den Hintergrund.

Auf dem Tische des Erzherzogs lag ein offener Brief, welcher ihm vor wenigen Minuten durch einen reitenden Boten zugekommen war. Dieser Brief gab Anstoß zu den mannigfachen Betrachtungen, denen sich Se. Durchlaucht hingab und zu den zahlreichen Flüchen die sie ausstieß.

Werfen wir einen Blick in das Schreiben. Styl und Schriftzüge sind uns wohl bekannt, die Hand, welchen diesen Brief abfaßte, sollte noch viele, viele Todesurtheile unterzeichnen, viel und schweres Unglück besiegeln und ein Jahrzehent später aber den Majestätsbrief Rudolf II. mit der Scheere lakonisch entzwei schneiden, der Schreiber des Briefes hieß Ferdinand und war der Bruder Leopold's von Passau.

Das Schreiben lautete ungefähr so:

„Euer Liebden!

„Ich habe zu meinem größten brüderlichen Schmerz hören müssen, wie Ihr gegen das Interesse des gesammten Erzhauses, vorzüglich aber Sr. Majestät des Königs von Ungarn, unseres durchlauchtigsten Vetters, das Passauer Kriegswesen in die Hand genommen und, nachdem Oberösterreich weit und breit verwüstet worden, auf

Prag zu gezogen seid, dort Sr. Majestät unserem kaiserlichen Herrn zur Last fallet und sein Regiment in Verruf bringet; ich beschwöre Euch in brüderlicher Zuneigung und Liebe, den Kriegszug sogleich aufzugeben und die Knechte, welche man das Passauer Kriegsvolk nennt, auseinander gehen zu lassen. Se. Majestät will Euere Geschäftigkeit in keinem Wege gefallen und der Administrator von Neustadt, Herr Khlesl sagte mir in seiner schlichten Weise, der weniger zu trauen ist als der Spitzbüberei von einer Legion Teufel, er bitte mich, da er Euch so treu gesinnt und vom Herzen ergeben sei, Euch bei des Königs Ungnade von jedem weiteren Unternehmen abzuwehren, was ich, obgleich es aus falschem Herzen kommt, um so williger thue, als unserer ganzen Familie Zukunft wahrhaftig auf dem Spiele steht. Die Frau Mutter läßt hinzufügen, das man in Madrid über Euere Aufführung unruhig zu werden anfängt und, daß selbst Cardinal Hohenzollern in des heiligen Vaters Namen zur Mäßigung gerathen. Ueberlegt Euch das Alles wohl, liebster Herr Bruder Durchlaucht und Euer Liebden wird bei genauer Betrachtung gewißlich vermerken, daß ich bin und bleibe Euer Liebden getreuer Bruder."

Das Poscript enthielt noch die Worte.

„Ich kann nicht unterlassen Euch anzuzeigen, daß

ich am „Kaiserschild“ verwichenen Freitag einen feisten Gemsbock, in der hintern „Radmar“ aber vier Böcke erlegt habe, der Tauhausen dessen schwaches Gesicht Euch bekannt ist, tödtete aus Unachtsamkeit zwei Thiere und wurde darüber ausgelacht, der Jäger Stielfried aber — Ihr entsinnt Euch wohl noch des grauköpfigen alten Mannes — wurde mit einer Tracht Prügel regalirt, da er als gelernter Schütze einen ähnlichen Verstoß beging.“

Weßhalb gab dieses einfache Schreiben dem Erzherzog so viel zu denken? Weil er zwischen den Zeilen zu lesen verstand. Leopold errieth, daß nicht bloß der König und sein Kabinetsdirektor Khlesl, sondern daß Ferdinand selbst und noch mehr als die beiden Ersteren erzürnt war. Der Zorn Mathias war nicht so groß, denn das Ungestüm Leopold's und die Unentschlossenheit Rudolf's boten ihm ja die schönste Gelegenheit die letzte Krone vom Haupte seines Bruders zu reißen, aber Ferdinand war um so tiefer gekränkt, da er wohl wußte, daß Leopold daran arbeitete sich mit Uebergehung seines älteren Bruders die Nachfolge im Reiche zu sichern. Der wahre Gedanke des Briefes, welchen Leppold richtig herauslas, mochte so lauten:

„Ich, Ferdinand, der Senior unserer Branche, werde es nicht dulden, daß Du Dir hinter meinem Rü-

cken eine Erbschaft zueignest, die von Rechtswegen mir gehört.

„Ich werde meinen Vetter Mathias, Spanien, Rom und das Reich gegen Dich hetzen, wenn Du Dein Spiel nicht aufgibst, übrigens nimm Dich in Acht und sieh Deine Karten wohl an, Du hast verspielt, noch ehe Du ein Bild auf den Tisch legst, denn Dein Mitspielender würde mit allen großen Quarten und Terzen der Welt in der Hand zu Grunde gerichtet werden.“

Alle diese höchst wichtigen Rathschläge hinderten Ferdinand nicht der getödteten Gemsböcke zu erwähnen.

Der junge Fürst kannte nur zweierlei Freuden: seine Augen in das mystische Dunkel eines Reliquienschreines zu versenken, zwei, drei Messen in halber Verzückung anzunehmen, den Weihrauchduft der Kirche einzuathmen und auf das Tantum ergo sacramentum des messelesenden Priesters mit thränenfeuchten Augen zu horchen, oder die Jagd, die beschwerliche ermüdende Verfolgung des Wildes.

Leopold, der die Lust an der Jagd mit seinem Bruder gemein hatte, ließ dießmal die Nachschrift vollkommen außer Acht, er kam sich selbst zu sehr wie ein gehetztes Wild vor. Ungnade und Feindschaft lassen sich ertragen, wenn nur der eigentliche Zweck des Unter-

nehmens erreicht wird, aber alle Folgen zu tragen und nicht den geringsten Gewinn zu erzielen, das überstieg selbst die Geduld des wackeren Passauers.

Er ließ seinen Rath „Tennagl“ rufen, schob ihm schweigend den Brief hin und frug, als der kleine unscheinbare Mann das Schreiben durchlesen hatte:

„Was ist nun zu thun?“

Tennagl zuckte die Achseln, Leopold stampfte mit dem Fuße und zertrümmerte mit der Faust einen hohen venetianischen Spiegel — damals noch ein seltenes und sehr kostspieliges Möbel — dabei rief er:

„Hab ich Euch Achselzuckenshalber hieher bescheiden lassen? Reden sollt' Ihr, ich glaube ich habe noch jedes Euerer Worte theuer genug bezahlt.“

Der kleine, gebeugte Mann wartete einen Augenblick bis sich die Aufwallung des Erzherzogs legte und erwiederte dann:

„Eben damit Euere Durchlaucht meine Worte nicht zu theuer bezahlen, nehme ich sie wohl in Acht. Es gibt meines Erachtens nur ein Mittel aus diesem Irrsal zu gelangen.“

„Und dieses Mittel wäre?“

„Die pünctlichste Befolgung der in diesem Brief enthaltenen Rathschläge.“

Leopold verharrte einen Augenblick in nachdenkender Stellung und sagte dann plötzlich:

„Ihr gebt unsere Sache verloren?“

Tennagl versetzte lächelnd:

„Ich nicht — der Kaiser gibt sie verloren.“

„Ihr haltet die versteckten Drohungen für gegründet?“

„Leider nur allzusehr.“

„Aber der Kaiser läßt mich nicht abziehen.“

„Um so schlimmer.“

„Ich werde an den Folgen dieses Zuges schwer zu tragen haben —“

„Ach Euere Durchlaucht schützt Ihr Stand und Namen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Daß Euere getreuen Diener, wenn Ihr ihnen nicht Eueren gnädigen Schutz angedeihen laßt, viel mehr zu bedauern sind als Euere Durchlaucht.“

„Ein Erzherzog —“ dieß sagte Leopold hochaufgerichtet und ziemlich verächtlich — „steht über dem Bedauern; — ihn bedauern wollen, hieße ihn beschimpfen, übrigens mögt Ihr nicht Unrecht haben, ohne meinem außerordentlichen Schutz möchte es mit Denjenigen —“

diese Worte betonte er scharf — „die zu diesem unglückseligen Zug gerathen, schlimm stehen."

Was für ein Gedanke den Bischof in diesem Augenblick durchzuckte, wer weiß es — so viel ist bekannt, daß Leopold seinen treuen Dienern den besprochenen außerordentlichen Schutz in der Folge nicht angedeihen ließ, daß er, der Erzherzog, mit dem Könige und nachmaligem Kaiser Mathias rasch ausgeführt wurde, während Tennagl, der peinlichen Frage unterzogen, alle Foltergrade durchlief.

„Darum," entgegnete der Rath ermuthigt, „würde Euere Durchlaucht durch offene Weigerung, sich noch länger gegen die Böhmen oder den ungarischen König gebrauchen zu lassen, am Meisten gewinnen. Euere Durchlaucht könnte sich noch den Ruhm zuwenden, großes Unheil vermieden und das Land vom Verderben gerettet zu haben."

Der Erzherzog schien jedenfalls von den Worten Tennagl's tief erschüttert, er setzte seinen raschen Umgang fort, strich sich den Bart und blieb endlich unmittelbar vor seinem geheimen Rath stehen, er faßte ihn beim Knopf seines Wammses, den er während der folgenden Unterredung auch glücklich abdrehte und sprach:

„Ihr habt mich nicht nur überzeugt, sondern mir selbst den Weg gewiesen, den ich wandeln muß. —

„Setzt Euch Tennagl und schreibt," — hier sprang der Knopf von der Brust. —

Der Erzherzog mochte vielleicht denken: „und so wird einst Dein Haupt vom Rumpf springen."

Dem sei wie ihm wolle, der geheime Rath setzte sich, ergriff die Feder und schrieb einen vollständigen Befehl zur Niederlegung der Waffen und schleunigsten Rückzug nieder.

Der Erzherzog setzte eigenhändig das Datum des Tages und seine Namensfertigung darunter, diese Schrift wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt und an den Schreiber selbst, den geheimen Rath Tennagl gerichtet. Der Erzherzog steckte das eine Exemplar zu sich und befahl dem geheimen Rath, das Andere so lange bei sich zu bewahren, bis er es ihm abfordern würde.

„Also Euere Durchlaucht ist entschlossen den Rückzug anzutreten?" erlaubte sich Tennagl, der sich nicht zurecht finden konnte, schüchtern zu fragen.

„Du siehst es," erwiederte Leopold, der zum Beweis großer Herablassung und bei außergewöhnlich guter Laune seine Räthe duzte, „Du siehst, daß Dir das große Werk gelungen ist, den Befehl zum Rückzug hast Du in den Händen."

„Aber darf ich ihn nicht den Obristen mittheilen?"

„Kurzsichtiger Mensch! hieße das nicht die gefährlichste Soldatenrebellion auf die künstlichste Weise von der Welt erzeugen? Nein, bevor die Kriegsknechte den Beschluß ihrer Auflösung erfahren, müssen sie bezahlt sein, wenn Ihr aber den rückständigen Sold in unseren Cassen zufällig nicht findet, so bewahret, wenn es nicht an unsere Köpfe gehen soll, das Geheimniß nur recht gut auf bessere Gelegenheit."

Der Grund des Erzherzogs war so einleuchtend, daß sich ihm in der That nichts entgegensetzen ließ. Tennagl konnte sich nicht verbergen, daß die Kriegsknechte Alles in Stücke schlagen und zuletzt ihren Zorn gegen die Befehlshber selbst kehren würden, wenn sie von ihrer Entlassung noch vor der Auszahlung des rückständigen Soldes Kunde erhielten. Tennagl steckte daher das Document ohne Widerrede zu sich; es wurde auch seiner Zeit bei ihm gefunden.

Tennagl selbst, wie schon bemerkt, auf das schmerzhafteste gefoltert, kam aber doch mit dem Leben davon.

Als der geheime Rath die Zuschrift an sich genommen hatte, klopfte ihm der Erzherzog auf die Achsel und sagte:

„So recht, mein Bester, und bewahrt mir die Schrift nur mit größter Vorsicht, sie soll eines Tages Zeugniß meiner freundlichen Gesinnung ablegen."

Der Rath wagte nicht zu entgegnen, daß es dazu an dem Einen Exemplar in Sr. Durchlaucht Schreibpult genüge; Leopold hatte unstreitig seine geheimen Gründe, weßhalb er ein Exemplar in der Tasche seines geheimen Rathes für nützlicher hielt, als zehntausend Abschriften in seinem Schreibpulte.

Indessen verschwand auch diese eine Abschrift von Tennagl's Hand aus dem Schreibfach des Erzherzogs, während ein vollständiges Original, von dem Erzherzog eigenhändig geschrieben, an seine Stelle trat.

Wohin war die Copie gerathen? Der Erzherzog hatte sie an dem nämlichen Tage dem Obristen Ramée mit der Anempfehlung strengster Geheimhaltung übergeben. Tennagl war ein sogenannt studirter Mann, und behielt die Urkunde bei sich. Obrist Ramée, der rauhe, unwissende Soldat nickte dem Erzherzog zu, steckte den Befehl in die Tasche und riß ihn des Nachts in Stücke; die Reste warf er in den Fluß und sagte höhnisch:

„Der Leopoldus hält sich für einen Fuchs, das mag sein, aber daß er den Ramée für einen Esel anschaut, das ist unverzeihlich."

Und dennoch war Leopold nicht bloß der Stärkere, sondern auch der Schlauere, das mochte Ramée an dem Tage fühlen, da er, das Eisen um den Hals, auf Be-

fehl eben dieses Leopoldus zur Hinrichtung geführt wurde.

Leopold unterhielt sich an demselben Tage wirklich mit der Fuchsjagd.

Als der Erzherzog die obigen Anstalten getroffen hatte, setzte er sich nieder und schrieb seinem Bruder Ferdinand einen Brief, der von Herzlichkeit, Reue und Dank für die ihm gegebenen Rathschläge überfloß; er versicherte seinem Bruder, „daß er ihn als seinen Lenker und Steuermann, seinen Palinurus, — (heimtückisches Geschick in der Wahl des Gleichnisses: Palinurus ging auf der Fahrt zu Grunde), — betrachten und ehren wolle, er (Ferdinand) möge ihn mit König Mathias aussöhnen, und überzeugt sein, daß er Gut und Blut für die gemeinsame Sache des Erzhauses Oesterreich einzusetzen bereit sei."

Seine Eminenz den Bischof von Wien ließ er seiner kindlichen Verehrung und Hochachtung versichern, ohne auf Ferdinand's Anklage des Bischofs, — sie konnte ja eine Falle brüderlicher Liebe sein, — weiter einzugehen.

Nachdem Leopold den Brief gesiegelt hatte, begab er sich zu seinem kaiserlichen Vetter, der aber nicht in der Laune war sich über Staatsangelegenheiten zu unter-

halten. Trotz der Gegenvorstellungen Lang's drang er in das chemische Laboratorium ein, wo er den Kaiser mit rußgeschwärztem Gesicht und Händen antraf, wie er mit einem Rührlöffel in einer entsetzlich stinckenden und qualmenden Flüssigkeit herumquirlte. — Signor Anselmo, ein zigeunerartiges Wesen mit einem eingetrockneten Gesicht und olivenfarbigem Teint, saß auf einem Staffel und hielt auf den Knien einen Folianten aufgeschlagen, deften Blätter mit cabbalistischen Zeichen und Bildern angefüllt waren.

Rudolph zeigte sich über den Besuch des Vetters keineswegs entzückt und sagte, ohne seinen Blick von der Retorte abzuwenden:

„Euer Liebden wählen Ihre Stunden schlecht und unterbrechen unsere wichtigsten Arbeiten auf unverantwortliche Weise. — Anselmo, wird es nun genug gerührt sein?“

Der Erzherzog ließ sich durch den seltsamen Empfang nicht im Geringsten außer Fassung bringen, sondern erwiederte achselzuckend, daß er es ohne die äußerste Noth sicher nicht gewagt haben würde dem Kaiser bis in die Stille seines Laboratoriums zu folgen.

Rudolph blickte ihn nun scharf von der Seite an. Leopold beantwortete den Blick mit einem Zeichen, daß

er sich durch die Gegenwart des Alchymisten am Sprechen gehindert fühle. — Die Zumuthung, Anselmo in einem so entscheidenden Momente, wie der gegenwärtige für das Gelingen der chemischen Manipulation war, zu entlassen, erfüllte den Monarchen mit einer Art störrischen Verachtung für den Vetter, er lächelte aber und versetzte anscheinend gutmüthig:

„Diese Masse," — er zeigte auf das Gebräu im Kessel, — „kostet mich fünftausend Ducaten, bringt Ihr mir nur um ein einziges Goldstück mehr, so will ich Anselmo augenblicklich entfernen; kommt Ihr aber mit leeren Händen, so laßt Euch nur den Gedanken vergehen, daß ich meine Goldfüchse irgend einer Grille opfern werde, nein," — dieß sprach er mit größerem Ernste, — „Ihr könnt nicht wollen, daß mein Geld irgend einer Laune halber in Rauch aufgehe, übrigens versteht der Mann kein Wort Deutsch."

Der Passauer verbiß seinen Zorn und zwang sich zu einem Lächeln; dieses Lächeln auf den Lippen und tiefen Ingrimm in der Seele, antwortete Leopold:

„Nun meinethalben mag Herr Anselmo bleiben, ich bin ja nicht gekommen um für mich etwas zu erbitten, sondern Euer Majestät zu beschwören, der peinlichen und unhaltbaren Lage, in welcher wir uns befinden,

ein Ende zu machen. Belieben Euere Majestät diesen Brief meines Bruders Ferdinand zu lesen, der mich auf jegliche Weise von Euerer Majestät abzuziehen strebt. Sie sind insgesammt Verräther, Ferdinand obenan; Euere Majestät hat keinen Blutsverwandten außer mich, der wirkliche Anhänglichkeit und Theilnahme hegt, ich bin der Einzige, der den hochverrätherischen Familienpact nicht unterzeichnete. Alle die Uebrigen streben Euerer Majestät nach Krone und Reich, nur ich strebe dem Kaiser Beides zu erhalten. Damit mir aber mein großer Plan gelinge, ist Entschlossenheit nöthig. Den Truppen fehlt es an Allem, an Sold, an Lebensmitteln, an Munition und an der Gelegenheit sich zu schlagen, nur nicht an Muth. Sie knirschen mit den Zähnen, daß sie so lange auf dem Faulbett liegen müssen. Wir sind verloren, wenn dieser Zustand noch vierundzwanzig Stunden dauert, das erste Feuer beginnt bereits zu verrauchen, man muß den Soldaten Beschäftigung geben; ich brachte sie nur durch die Zus.. ae einer allgemeinen Plünderung glücklich herüber. Ihr fortwährendes Geschrei lautet: „Plünderung oder Bezahlung." Euere Majestät wird bemerken, daß sie nicht einmal auf Auszahlung des rückständigen Soldes beharren, sie wollen nur die Feinde ihres Monarchen zermalmen, und den übrig Bleibenden die Mittel zu künftigen Versuchen, die Ruhe

des Königreiches zu trüben, entziehen. Ich bin als Sachwalter dieser Getreuen vor Euerer Majestät erschienen, es hängt von Ihrem hohen Willen ab, die kaiserliche Hand wieder über Ungarn, Oesterreich, Mähren und Schlesien auszustrecken, oder auch des letzten Reiches und Scepters verlustig zu gehen. Euerer Majestät Vetter Leopold, der Alles gewagt, Alles daran gesetzt, wird auch in dem letzten Falle nicht aufhören für das Wohl Euerer Majestät in einsamer Zelle zu beten, er wird aber nichts mehr Anderes thun dürfen. Schon sind Brüder und Vettern bereit über den einzig treu Gebliebenen herzufallen und ihn zu zerfleischen. Ein Glück, wenn die Bischofmütze das Aeußerste abhält."

Während der Erzherzog die letzten Worte sprach, glaubte Rudolph etwas wie eine Thräne in den Augen seines Vetters zu erblicken; diese Thräne rührte ihn mehr als alle die zahlreichen Rathschläge, die ihm seit ein paar Tagen zugegangen waren. Er bat den Erzherzog, der sich mühsam aufrecht zu halten schien und sich auf einen mächtigen Feuerherd stützte, mit milden Worten, sich doch zu setzen, und sagte dann:

„Mein Leopold, ich will nicht, daß Du Deine Treue und Aufopferung zu bedauern habest, nein, — und mag der Hundsfott von Lang sich darüber noch so

wahnsinnig geberden, — ich will es nicht. Gedulde Dich bis morgen, und dann" ....

„Und dann?"

„Sollst Du freie Hand haben das Bürgerpack der Altstadt Mores zu lehren; nur schone mir die Bewohner des Hauses „zum steinernen Rössel," Ehrenwache für sie und keine Plünderung, verstehst Du mich!"

Der Erzherzog nickte, konnte sich aber nicht enthalten, einzuwenden, daß Graf Thurn in diesem Hause ein Versteck gefunden.

„Hm, den Grafen mögt Ihr meinethalben viertheilen," versetzte der Monarch, „aber den Hausherrn laßt mir ungeschoren."

Die Miene des Erzherzogs mochte ungefähr so viel ausdrücken, als:

„Was ist denn um Himmelswillen so Besonderes an diesem Manne?" Der Kaiser wenigstens glaubte diese Frage aus dem verwunderten Gesicht seines Vetters zu lesen und fuhr fort:

„Euer Liebden muß wissen, daß der Mann ein tüchtiger Mechanicus, Kupfer- und Goldschmied ist, den ich höher schätze, als das ganze Lumpenpack augendienerischer Höflinge, trotziger Barone und heuchlerischer Pfaffen. — O entsetzt Euch nicht Vetter — ich meine damit nicht Alle, die ein Glätzlein am Kopfe tragen,

sondern nur die großen und kleinen Khlesl's, die Gesandten im langen und kurzen Rock, die Aufhetzer und Verschwörer, Streitsucher und Haarspalter, sie sind mir nicht minder verhaßt als die sektirerischen Geistlichen sammt ihren hochmüthigen Patronen, die sich geberden als ob ich ein papierener Kaiser, ein gekrönter Strohmann wäre. — Habt Ihr dann den Herren in der Altstadt eine zuträgliche Lektion ertheilt — dann mögt Ihr meinem Herrn Bruder dem tanzlustigen Mathias einen Besuch abstatten und ihn von meiner Seite mit ein paar Stückkugeln begrüßen. O ich kenne den lieben Bruder besser als er meint. Erst stellt er sich an die Spitze der niederländischen Rebellen und läßt sich von den durchtriebensten Hallunken, die je im Dienste unseres Hauses gestanden und dann gegen dasselbe die Waffen ergriffen, betrügen. Ihm hätte das Blutbeil gebührt, so gut und noch weit mehr als dem Egmont und Horn, aber er ist ein Prinz von Geblüt, ein Erzherzog wie Ihr, man begnadigte ihn; ich lasse mich von seinem Jammer bewegen, und bediente mich seiner nur ganz gewöhnlichen, auf Ehre, nur ganz gewöhnlichen Fähigkeiten, aber er ist noch immer derselbe Mensch, der sich nicht scheut eigenen Vortheiles willen mit Ketzern und Rebellen gegen den Gesalbten des Herrn gemeine Sache zu machen. Er rebellirt, erhebt die verfluchte Hand gegen mich, besticht

meine Feinde mit feigen Geständnissen und bringt mich von Land und Leuten!

„Vergesset nicht, Leopold, daß die Länder und Städte, die ihr dem Gewalträuber abnehmet, einst Euer sein sollen."

Leopold's Antlitz färbte sich bei dieser Anspielung auf die ihm vermeinte Nachfolge im Reiche höher, sein Auge blitzte, doch suchte er den Kaiser durch äußerste Demuth von diesen Erscheinungen abzuziehen.

„Möge Euere Majestät noch lange Jahre glücklich regieren," versetzte der Erzherzog, „für den Nachfolger eines so löblichen Herrn und Kaisers, wer es auch immer sein sollte, wird das Regiment jedenfalls mehr eine Bürde als eine Würde sein."

Bei dieser geschickt angebrachten Schmeichelei, um so geschickter als sie mit treuherzigschlichtem Tone vorgebracht war, lächelte der Monarch zufrieden.

Der Erzherzog verfolgte seinen Vortheil und sagte:

„Dennoch halte ich Euerer Majestät sonst so erprobtes Urtheil rücksichtlich unseres lieben Vetters für zu hart."

Rudolf runzelte die Stirne, der Erzherzog fuhr fort:

„Nicht als ob ich für die Handlungsweise des un-

garischen Königs auch nur ein halbes Wort der Entschuldigung, geschweige der Billigung hätte, aber die Rathschläge der Bösen, sie verursachen so viel Uebles in der Welt. Hätte das erste Elternpaar je ohne den Rath der Schlange gesündigt?"

Der Kaiser ließ den Erzherzog nicht ausreden, sondern frug:

„Trug die Schlange eine Bischofsmütze auf dem Kopfe?"

Der Erzherzog, welcher zugleich Bischof war schwieg verlegen, Rudolf fuhr fort:

„Seitdem ich den Khlesl kenne, vermag ich mir den Satan nicht anders als im bischöflichen Ornate vorzustellen. Dieser lumpige Ueberläufer, dieser lutherische Deserteur, dieser Auswurf des Jesuitenkollegiums, den Gott in seinem Zorn zum Administrator von Wiener Neustadt und Bischof von Wien, mein Bruder aber in seiner Ruchlosigkeit zum Minister bestellte, dieser Mensch, dem es besser getaugt hätte, wie sein Vater und Großvater Semmeln und Wecken einzuschießen, als Land und Leute zu regieren, möge er in seinem vollen Bischofsstaat, den Strick um den Hals, das Fensterkreuz seiner Wohnung zieren, ich habe nichts dagegen und beneide Euch nur um den komischen Anblick, den Ihr haben werdet, wenn der blauroth gewordene Prälat mit

seinen ungeschlachten Füßen umherschlenkert als ob er seinen tanzlustigen Herrn zu einer letzten Tour einladen wollte."

Der Kaiser sprach diese fast gräßlichen Worte mit einem solchen Gepräge tiefen Hasses aus, daß Leopold, der noch den Brief an seinen Bruder Ferdinand bei sich in der Brusttasche trug, unwillkürlich seine Hand gegen die Stelle preßte, wo sich das versöhnliche Schreiben barg. —

„Also Morgen," hub der Kaiser von Neuem an, „sollen Euere Passauer Arbeit bekommen, sie mögen ihre Sache gut machen und ich will nicht darnach fragen, ob dieser oder jener lutherische Gauch von Lobkowitz oder Kolowrat, Kinsky oder Schlick mit Plünderung verschont blieb."

Als Rudolf noch diese huldreiche Versicherung ertheilt hatte, sprang Anselmus vom Staffel auf und rief:

„Per Dio abbiamo del'oro abbastanza!"

In der That erblickte man am Boden der Retorte einen gelblich glänzenden Rückstand, der für Gold gehalten werden konnte.

Leopold sah ein, daß der Gold suchende Monarch nun für ihn verloren sei, da sich sein ganzes Interesse auf das chemische Residuum concentrirte.

Er sprach also lächelnd grüßend:
„Morgen mit dem Früheſten —“
„Vergeßt mir nur den Khlesl nicht!“
Der Kaiser sprach's und Leopold war zur Thüre hinaus.

2.

„Ich fürchte keinen Stachel und darum vorwärts mein Bräutchen,“ hatte Johann von Aachen gesagt, indem er Sabine vor sich hinschob und ihr in das elterliche Haus folgte. Aber zwischen Reden und Denken, Sprache und Gefühl, welch' mächtiger Unterschied waltet auch bei den Redlichsten und Besten vor! Der wackere Maler fürchtete den Stachel der mütterlichen Hummel weit mehr als er Sabinen, ja als er sich selbst, gestehen mochte. Zum Glück für ihn war die gute Dame, deren an Abenteuer so reichen Kirchengang wir bereits gewissenhaft berichtet, noch nicht zurückgekehrt, er hatte also Zeit sich zu fassen und auf eine sinnige Anrede zu studiren. So dachte er wenigstens, als er von der Abwesenheit der Hausfrau in Kenntniß gesetzt wurde, doch sollte, aus dem Studium nichts werden. Er hörte

fröhliche Stimmen, Lachen und Singen und frug Sabinen eben, nach den Namen der Personen, von welchen diese Beweise des Frohsinns ausgingen, als sich die Thüre im Erdgeschoß öffnete und eine freundliche Männerstimme in die Worte ausbrach:

„Bist Du es Sabine?“

„Ja,“ antwortete die Gefragte verschämt und bis unter die Haare erröthend:

„Ich bin es lieber Vater.“

Sogleich trat der alte Mann aus der Krankenstube und gab sich, sobald er des Fremden ansichtig wurde, jene militärische Haltung, die er mit so großer Vorliebe gegen Unbekannte annahm.

Johann von Aachen begrüßte den Vater seiner Angebeteten achtungsvoll.

Der alte Bürger warf seiner Tochter einen fragenden Blick zu, den Sabine mit vieler Geistesgegenwart dahin beantwortete, das Meister Jan von der schönen Belagerung von Troja gehört, die über dem Schreibtische des Alten hing und sie gebeten habe das Gemälde ansehen zu dürfen.

Meister Johann, der auch nicht im Traum geahnt hatte, daß es ein solches Bild gebe und noch dazu im Arbeitszimmer des angehofften Schwiegervaters, sah etwas verlegen darein, gab jedoch durch eine Verbeu-

gung zu erkennen, daß die Jungfer wirklich seinem Wunsch den richtigen Ausdruck verliehen habe.

Der alte Mann warf seinen Kopf noch höher empor und versetzte, daß er mit Vergnügen bereit sei, dem Wunsch seines Gastes entgegen zu kommen.

„Meister Jan, Meister Jan,“ fuhr er fort, „der Name kömmt mir so bekannt vor, doch weiß ich nicht woher.“

„J, Du mein Gott,“ unterbrach ihn Sabine.

„Der Vater wird wohl den Namen bei Sr. Majestät dem Kaiser vernommen haben, da ihn der großgünstige Monarch stets im Mund führt.“

„So wäret Ihr?“ frug nun der Kupferschmied den Fremden. —

„Johann von Aachen,“ erwiederte der Maler.

„Den der Kaiser mit seiner besonderen Gunst beehrt.“

„Sr. Majestät ist so gnädig meine geringen Verdienste zn überschätzen.“

„O sagt das nicht, guter Mann, ganz im Gegentheil! Niemand versteht sich besser fremde Verdienste zu würdigen, als gerade der Kaiser,“ hier blieb Hummel, welcher einige Schritte vorwärts gethan hatte, stehen und schickte sich trotz der Ungeduld seiner Tochter an, dem Maler die Geschichte, wie er dem Kaiser Or=

denskettten schmieden geholfen, mit den kleinsten Details zu erzählen.

„Es freut mich nun doppelt Meister Johann,“ fuhr er fort, „die Bekanntschaft eines werthen Collega zu machen, — daß ich eben in Gold oder Kupfer und ihr mit Pinsel und Palette arbeitet, was hat diese Kleinigkeit auf sich? — Am Ende haben wir ja doch Beide für die kaiserliche Majestät geschmiedet und gemalt.“

Der wackere Altbürger war gerade im Zuge dem Maler sein Abentheuer mit dem Pferdejungen mitzutheilen, als er sich auf einmal unterbrach und ausrief:

„Aber was stehen wir denn eigentlich hier im dunklen Stiegenhaus? Wir können ja oben ganz eben so gemüthlich plaudern.“ Mit diesen Worten wollte der alte Herr gerade die Treppe hinan eilen als ihm Sabine zurief:

„Wohin denn Vater?“

„Wohin?“ entgegnete der Alte, „nach meinem Zimmer, wo das Bild hängt.“

„Ei, es hängt schon seit gestern Morgens nicht mehr dort, die Schwester glaubte, daß es unseren Freunden da drinnen“ — sie deutete nach dem Fremdenzimmer — „Vergnügen machen könnte.“

„Und hat es daher dem leiblichen Vater genommen und zu dem jungen Gänserich hingehangen.“

Sabine kicherte, Hummel aber frug mit erkünstelter Strenge:

„Was gibt es da zu lachen?“

„Was es da zu lachen gibt?“ versetzte das Mädchen, „ich meine genug, wenn der Graf Thurn — junger Gänserich gescholten wird.“

„Ich meine den Anderen,“ erwiederte der Maler, der allerdings zu viele Achtung vor dem gräflichen Titel hegte, um ihn mit einem Gänserich in Verbindung zu bringen.

„Es scheint also, daß wir uns in die Gaststube verfügen müssen,“ hub der Meister von Neuem an: „wenn wir nur die Ruhe unserer Kranken nicht stören?“

„Nicht im Mindesten,“ bekräftigte das Mädchen, „Graf Thurn hat heute zum ersten Mal das Bett verlassen, und auch der Rittmeister befindet sich leidlich wohl.“

Johann von Aachen machte einige nur mittelmäßig gelungene Entschuldigungen, daß er die Ruhe des Hauses störe und wagte mit Herzklopfen sogar das Anerbieten lieber ein ander Mal vorsprechen zu wollen.

Zum Entzücken des Malers schnitt der alte Herr alle Bescheidenheits-Demonstrationen kurz ab, in dem er die Thürklinke erfaßte und in das bezeichnete Zimmer trat.

Die Gast- und Krankenstube war ein gewölbter Raum von mehr Tiefe als Breite und im Hintergrund, wo die Betten einander gegenüber aufgestellt waren, etwas dunkel, die Fenster wurden von schweren Eisenstäben, die seither außer Gebrauch kamen, beschützt, die Wände schmückten alte, vergilbte, aber vollkommen unbeschädigte Tapeten, zwischen den beiden Betten stand ein Eichentisch, auf dem sich ein Schachbrett befand, das noch von einigen Figuren besetzt war.

Graf Thurn stand mit dem Rücken gegen einen großen, grün glasirten Kachelofen und schien dem mit dem Oberleibe aufgerichteten Feindesgenossen und ihrer gemeinsamen Pflegerin gerade eine Mittheilung von Wichtigkeit machen zu wollen.

Petronilla schien sich mehr mit dem Rittmeister, der aufmerksam auf den Grafen horchte, als mit dem Anderen zu beschäftigen.

Die drei hinzugetretenen Personen unterbrachen die Rede des Cavalier's. Hummel stellte seinen beiden Gästen den kaiserlichen Hofmaler vor und deutete sodann auf ein ziemlich kleines stark nachgedunkeltes Bild, das zwischen den beiden Betten an der Hinterwand hing.

Johann ersuchte das Bild, das der mangelnden Helle wegen nicht wohl besichtigt werden konnte, zum Fenster tragen zu dürfen. Dort betrachtete er das Schlachtge-

mälde mit wahrhaft künstlerischem Interesse. Es waren mehrere hundert Figuren auf dem möglich kleinsten Raum zusammen gedrängt, man konnte unter ihnen den Pius Aeneas gewahren, welcher den Vater Anchises am Rücken und den kleinen Ascanius an der Hand die brennende Stadt verlässt. Das täuschende Pferd und die abgebrochenen Mauern waren nicht vergessen und selbst die hohlen Schiffe der Griechen waren sichtbar. Die Zinnen der Tempel und Palläste der heiligen Illion umwogte ein schreckliches Flammenmeer.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß es ein Kunstwerk in ästhetischem Sinne war, dem Meister Haus von Aachen so große Aufmerksamkeit widmete, dazu waren die Figuren zu fehlerhaft gezeichnet und das Costüme zu wenig berücksichtiget, aber es war ein künstlerisches Wagniß, ein genialer, wenn auch der Hauptsache nach mißlungener, Versuch, den Rudolf's Lieblingsmaler vor sich hatte.

Ueber den Anblick des Bildes schien der Meister in der That den eigentlichen Zweck seiner Hieherkunft vergessen zu haben. Die Gesellschaft hatte sich längst um eine Person, die mit allen Zeichen äußerster Erschöpfung angelangt war, vermehrt und der Maler stand noch immer voll Andacht vor dem fehlerhaften aber genialen Bilde. Er hatte nicht gehört, wie die beiden Töchter die

Mutter, die Gäste aber ihre Wirthin begrüßt hatten. Johann von Aachen war in diesem Augenblicke mit ganzer Seele Künstler und nichts weiter als Künstler.

Er trat einige Schritte von dem Bilde zurück, näherte sich ihm dann langsam und konnte nicht satt werden von der Composition des fremden Meisters. — Derselbe war und blieb bis zu diesem Augenblicke, wo wir diese Zeilen niederschreiben und das Gemälde ober unserem Schreibtische betrachten und bewundern, unbekannt.

Da ertönte plötzlich eine ziemlich schrille Frauenstimme hinter seinem Rücken:

„Alfanzerei und kein Ende; ich glaube, die Zeiten wären ernst genug, um uns die Possen zu vertreiben!"

Der Maler, welcher zwar die weibliche Stimme gehört, aber den Sinn der Rede nicht aufgefasst hatte, wandte sich gerade um, als Meister Hummel seiner Ehehälfte begreiflich zu machen suchte, daß der berühmte Maler eigens des Bildes wegen von der Kleinseite herüber gekommen sei.

Die ehrsame Frau warf ihrem Gatten einen zornigen Blick zu und versetzte:

„Wer hat es Dir gesagt, daß er bloß des Bildes wegen hergekommen sei?"

Der Maler, dessen Gewissen durch den peremptorischen Ton der Bürgersfrau geschärft wurde, erröthete, während Meister Hummel erwiederte:

„Wer soll es mir denn gesagt haben als er selbst?"

„Und von der Kleinseite kommt er?" fuhr die Hausfrau argwöhnisch fort.

„Und wäre es denn ein Verbrechen von der Kleinseite zu kommen?" wagte der Maler schüchtern einzuwenden.

„Aber es kann zum Verbrechen führen," entschied die gute Dame.

Der Maler dachte; die Frau muß nothwendig einen Spiritus Familiaris besitzen, der sie von meiner Leidenschaft in Kenntniß setzte und antwortete in diesem Sinne, indem er dreist bemerkte, daß es nach seiner Ueberzeugung vielleicht unrecht, gewiß aber kein Verbrechen sei.

Katharina Brigitta stützte, — ein übles Zeichen, — die Arme in die Seite, holte tief Athem und begann nun mit einem Zuge:

„Das kennen wir mein lieber Mann Gottes!" —

Hummel stieß seine Gattin verstohlen in die Rippen.

„Das kennen wir," fuhr die Gestoßene mit einem geringschätzigen Blick auf Hummel fort, „ich muß leider

für Sechs, nein, für Zehn Augen haben und ich habe sie — stoß mich immerhin an — ich weiß viel besser, woher der Wind weht, als Du Caspar."

Wieder gab es dem Maler, der nichts Anderes denken konnte, als daß die gute Frau von seinem Vornehmen unterrichtet worden sei, einen Stich.

Katharina Brigitte aber ließ sich durch die augenscheinliche Verlegenheit des Malers nicht stören.

„Ist er nicht das leibhaftige Contrefei eines Menschen, der mit schlechten Absichten umgeht?" sagte sie zu den Ihrigen gewandt. „O laßt nur gut sein," warf sie dem Maler ein, der sich vertheidigen wollte.

„Ihr heißt ein Attentat auf die Freiheit eines Menschen nichts als ein kleines Unrecht, Euch gilt die Vergewaltigung und Entführung Schwacher für etwas Rühmliches? — Erlaubt mir, daß ich es ein Bubenstück nenne!"

„So sprecht, in Himmels Namen, Sabine!" rief der trostlose Maler, der jetzt mehr als je überzeugt war, daß die Hausfrau auf sein Verhältniß zur jüngsten Tochter anspiele, „sagt es Euerer Mutter in's Gesicht, ob von einer Entführung oder sonst einer unwürdigen Absicht die Rede war."

„Laßt mir das arme Kind aus dem Spiele!"

schrie Katharina Brigitte dazwischen, „was soll denn das Ding von Eueren Schelmenstreichen wissen?“

„Nicht doch,“ versetzte nun Sabine in einer Anwandlung von Großmuth, indem sie die Augen vor Scham niederschlug, „ich habe ihn selbst dazu beredet!“

„Die Gastfreundschaft zu verletzen?“ frug Frau Hummel mit zornfunkelnden Augen. „Einen kaum in der Genesung befindlichen Mann seinen Henkern auszuliefern? Pfui! Du ausgeartetes Kind!“

Johann von Aachen frug sich, ob er träume oder wache und machte so große Augen, als ob er die Theynkirche auf sich zu kommen sehe; Sabine rieb sich die Stirne und blickte ihre Mutter, in der Meinung, falsch gehört zu haben, fragend an; Graf Thurn jedoch, von dem Argwohne der Hausfrau angesteckt, horchte hoch auf, während der alte Meister vor sich hinmurmelte:

„Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht!“

„Und was,“ fuhr die rechtschaffene Frau, der noch immer das Bild des verkappten Bettlers und die Geschichte mit dem Zettel vorschwebte fort, „und was hat Dir der Herr Graf zu Leide gethan, Du abscheuliches Geschöpf, daß Du in die entsetzlichste That einwilligtest?“

„Ich weiß zwar nicht, was der Graf dabei soll,“ gab Sabine zur Antwort, „das ist mir aber, so jung

und unerfahren ich auch bin, doch bekannt, daß Ihr, liebe Mutter, einst auch in das, was Ihr entsetzliche That nennt, eingewilligt habt."

„Was? — Ich hätte die Gastfreundschaft mißbraucht, verrathen?"

„Aber, er ist ja heute das erste Mal hier," erwiederte das Mädchen sanftmüthig.

„Das erste Mal hier? — Der Graf war gestern, vorgestern, vor drei Tagen schon da; übrigens hat das nichts auf sich, gar nichts, wäre er auch nur erst fünf Minuten unter uns, so steht er unter unserem Schutz!"

„Aber ich rede ja nicht von dem Herrn Grafen, was geht mich der Herr Graf an?"

Dieß sagte sie, indem sie aus den Augenwinkeln freundlich nach dem Maler schielte.

„Er soll Dich aber angehen," eiferte die Mutter, „da er unser Gast ist!"

„Wird er mich aber heiraten?"

„Gottloses Kind! Der Graf ist verheiratet und wüßte sich in der That, wenn er es auch nicht wäre, etwas Besseres auszusuchen, als so einen kleinen Nickel wie Du. Uebrigens ist das wohl kein Grund, gegen Jemanden Verrath zu üben, weil er uns nicht heiraten kann oder will.

„Gewiß nicht, aber Meister Johann —"

„Nun, will Dich etwa der heiraten?"

„Darum ist er ja gekommen!"

„Ich meinte, es sei wegen des Bildnisses," wandte Hummel ein.

Die Dame vom Hause schüttelte ungläubig den Kopf zog einen Papierstreifen aus der Tasche, hielt ihn dem Maler unter die Nase und frug mit dem schrillstem Tone, dessen ihr Organ fähig war:

„Kennt Er das, Er sauberer Patron?"

Der Maler stierte das ihm vorgehaltene Blatt an und erklärte, daß er davon so wenig wisse als vom Koran.

„Mag es glauben, wer da will," sagte Frau Hummel und wandte sich mit Beifall heischendem Blicke an ihre Umgebung.

„Ich kann es aber beschwören," fiel hier Petronilla ein, die bisher mit dem Rittmeister, ohne sich um ihre Umgebung zu bekümmern, angelegentlich geflüstert hatte, „daß sich die freundliche Beziehung Sabinen's zu Meister Jan von länger her datirt, als die Anwesenheit des Grafen."

Dieses unerwartete Geständniß war dazu angethan die Ueberzeugung der wackeren Dame einiger Massen zu erschüttern.

„Wenn nur der Zettel nicht wäre," rief sie zwei-

felnd aus, „ich wollte den Herrn recht gerne für unschuldig halten. Der Zettel kam aber unstreitig von des Grafen Feinden auf der Kleinseite und von der Kleinseite kommt ja auch Ihr her.“

„So laßt doch sehen,“ sprach der Rittmeister, „vielleicht gelingt es mir, der ich doch auch in die Reihe der Gegner gehörte.“

„Gehört,“ unterbrach ihn Meister Hummel.

„Gehörte,“ wiederholte Prendl, nachdrucksvoll. Er hatte kaum einen Blick auf das ihm dargebotene Papier geworfen, so rief er schon:

„Das ist Ramée's Hand!“

„Was die Hand des Passauer Obristen?“ frug Katharina Brigitte.

„O ich kenne diese Züge so gut, wie meine eigenen“, erwiederte der Officier.

„Mag ihn der Teufel holen,“ schaltete der Meister ein, „der Kerl hätte mir bei einem Haar zwei meiner besten Arbeiten verdorben, glücklicher Weise bewilligte mir Se. Majestät eine Schutzwehr, die gerade noch zur rechten Zeit anlangte, um ihre Kameraden aus der Stube zu treiben.“

„Woraus aber keineswegs folgt, daß sie im Auftrag Ramée's erschienen“, bemerkte Prendl, der trotz

seiner geheimen Abneigung gegen Ramée, doch nichts auf seinem Obristen sitzen lassen mochte.

„Ganz gut," versetzte der Maler, „die Dragoner konnten also ohne besonderen Auftrag ihres Herrn und Meisters stürzen und wenden! Zufällig erfuhr ich aber, daß sie auf Bestellung arbeiteten, der Obrist hatte wahrscheinlich Lust sich auf die wohlfeilste Art von der Welt eine Kunstgallerie anzulegen, denn er schickte die Kerle mit dem ausdrücklichen Befehl in meine Wohnung, alle Gemälde, die sie dort finden würden, sorgfältig zusammen zu packen und nach Schärding zu senden."

„Das haben Euch die Lumpenkerle aus Furcht vor allfälliger Züchtigung weiß gemacht," wandte der Rittmeister ein.

Dieser wiederholte Zweifel an seinem Worte regte in dem Künstler die Galle, von der er doch nur eine sehr bescheidene Dosis besaß.

„Hol' der Teufel den ganzen Passauerkehricht," rief er aus, „ich hab's von dem Henkl, einem braven Bürger, der mit eigenen Ohren hörte, wie die alte Zunderbüchse, der Ramée, den Befehl zur Wegnahme meiner Bilder ertheilte!"

Keine Schutzrede in der Welt wäre mehr geeignet

gewesen, die letzten Zweifel der Hausfrau und des Grafen, wenn dieser noch welche hegte, zu zerstreuen, als der Wortwechsel mit dem gefangenen Rittmeister.

„Nun, ich will Euere Schuldlosigkeit glauben," sagte die Dame vom Hause ohne Uebergang oder Einleitung, „aber die Geschichte mit meinem Kinde da, schlagt Euch aus dem Kopfe. Ein Maler gibt einen schlechten Ehemann, überdieß ist Sabine noch ein pures Kind."

„Das aber seine Sache sehr mannhaft vertheidigte", ließ sich Graf Thurn vernehmen.

Sabine warf dem Grafen einen dankbaren Blick zu.

„Und dann," setzte ihr gutmüthiger Vater hinzu, „ist Meister Jan kein gewöhnlicher Maler."

„Wie Du kein gewöhnlicher Caspar," versetzte die schlagfertige Hausfrau.

„Ganz recht," entgegnete Hummel, „ich bin ebenso wenig ein gewöhnlicher Caspar, als Johann von Aachen ein gewöhnlicher Maler ist. Hätte mich sonst der Cardinal auf der letzten Stufe des Lobkowitz'schen Palastes verhaftet, hätte sich seine Majestät herabgelassen höchst eigenhändig mit mir an einer Ordenskette zu arbeiten? He, bin ich noch ein gewöhnlicher Caspar?"

Dabei blickte der alte Mann triumphirend um sich, als wollte er die Bestätigung seiner Ansprüche von jedem Einzelnen einsammeln.

„Ich gestehe, daß ich des Meisters Ansicht in Beziehung auf diesen Herrn theile," sagte Prendl, welcher es nicht versäumen wollte, sich einen günstigen Präcedenzfall zu schaffen.

„Und ich", antwortete Frau Katharina Brigitta, parodirend, „gestehe, daß mich das Alles wenig kümmert, meinetwillen sei der Herr der ungewöhnlichste Maler auf Gottes Erdboden, ich weiß nur, daß der Mutter gewöhnlich das Recht zusteht, über die Hand der Tochter zu verfügen."

„Dann," nahm der Rittmeister muthvoll das Wort, „dürfte wohl ein kaiserlicher Officier vor Eueren Augen eben so wenig Gnade finden, als ein kaiserlicher Maler?"

„Ihr wollt damit doch nicht sagen," versetzte Frau Hummel, „daß Ihr eben so närrisch geworden seid, wie der gute Maler."

„Und wenn es so wäre?"

„Aber das arme Kind kann doch nicht auf einmal zwei Männer heirathen?"

„Das soll sie auch nicht, ich wollte Euch vielmehr um die Hand Petronilla's bitten."

„Da kommt Ihr recht an," lachte die Mutter, „meine Tochter hat eine angeborene Abneigung gegen jede Art von Kriegsleute."

Die beiden Verliebten wechselten heimliche Blicke.

„Es ist noch nicht ein Vierteljahr her, so erklärte sie, nicht begreifen zu können, wie ein gut geartetes Frauenzimmer sich in so garstige Schnautzbärte vergaffen könne."

„O, in mehr als einen, das hoffe ich, wird auch noch heute ihre Meinung sein," fügte Graf Thurn, den die ganze Scene höchlich zu erlustigen anfing, lachend bei.

„Rede selbst Petronilla, rede ungescheut," wandte sich nun die Mutter an ihre Aelteste, „der Herr Rittmeister kann Dir ein aufrichtiges Wort zur rechten Zeit nicht übel deuten."

Die Angeredete wurde bald roth und bald blaß und vermochte keine Silbe hervorzubringen.

„Was soll das heißen?" begann die Mutter, „warst doch sonst nicht so verzagt, heraus mit der

Sprache, sage dem Herrn Rittmeister, daß es gegen Deine Neigung verstoße, unter das Kriegsvolk zu heiraten."

Petronilla rief statt jeder Antwort:

„Ach Mutter! liebste Mutter!"

„Ich habe genug gesagt," versetzte diese, „und will nun, daß er sein Schicksal aus Deinem eigenen Munde erfährt, es soll einmal nicht heißen, daß Frau Katharina Brigitta Hummel, weil sie selbst das Kriegsvolk nicht ausstehen konnte, ihre Töchter von anständigen Parthien abhielt."

„Ihr hieltet also die Parthie mit dem Rittmeister für anständig?" schaltete der Graf Thurn ein.

„Warum denn nicht, gnädigster Herr," erwiederte die Hausfrau, „er hat seine geraden Glieder und ist höflicher als Andere seines Gleichen, aber was hilft das Alles, wenn das Mädel nicht will."

„Aber es will ja Frau Mutter," sagte die Tochter leise und dann lauter, da sie die Mutter nicht zu verstehen schien. „Es will ja, wenn nur Ihr nichts dagegen habt."

Die sonst so kluge Frau Katharina Brigitta war wie aus den Wolken gefallen, ihre Hand zitterte, die Stimme versagte ihr und sie würde vielleicht in Ohn-

macht gefallen sein, wenn es damals Mode gewesen wäre.

Endlich sprach sie träumerisch, als ob sie aus einem langen und tiefen Schlafe erwacht wäre:

„Was man nicht zuletzt Alles erleben kann? Ich frage mich ob das meine gute, folgsame Tochter Petronilla sei. Sie hat zwar alle Züge meines einzig geliebten Kindes, auch ihre Sprache, aber was sie spricht — O, hätte ich es lieber nicht gehört!“

Die starke eisenfeste Frau fing zu weinen an, das konnte ihr Gatte, der guthmüthige Bramarbas nicht ertragen, er eilte auf sie zu, schloß sie in die Arme und flüsterte unaufhörlich:

„Es wird ja noch Alles gut.“

„Nichts wird gut,“ schluchzte die tief betrübte Frau, „wenn man von seinen Kindern so getäuscht wird.“

„Sagt das nicht meine Liebe,“ entgegnete Graf Thurn, dem es darum zu thun schien, Alles zu einem freundlichen Abschluß zu bringen, „nicht die Kinder haben ihre Mutter, die Mutter hat sich selbst getäuscht.“

Und als ihn Katharina Brigitta mit thränenfeuchten Augen anblickte, fuhr er fort:

„Was wollt' Ihr auch? Jungfrau Petronilla konnte vor einem Vierteljahre der Mutter mit dem aufrichtigsten Herzen von der Welt von ihrem Haße gegen

die Schnautzbärte erzählen, sie waren ihr zu jener Zeit wirklich verhaßt. Dann aber kam eine Zeit, wo sie Euch gute Dame diese Versicherung nicht mehr ertheilen konnte, aber Ihr habt sie auch nicht mehr gefordert. Der Rittmeister da, hat alle seine verschmähten Kameraden dadurch gerächt, daß er dieses widerstrebende Herzchen einnahm, nur war der Sieg theuer erkauft, weil der Rittmeister während dieses Angriffes sein eigenes Herz verlor und so kommt es, daß in dem Herzen der Jungfer deutsche, und in dem des werthen Rittmeisters böhmische Besatzung liegt. Das Beste unter diesen Umständen, da Keines von beiden mehr sein eigenes Herz besitzt, kann nur eine Vereinigung der beiden Personen sein. Meint Ihr nicht auch Vater Hummel?"

„Von mir aus," entgegnete der Ehrenmann, „können sie sich noch heute haben, wenn es ihnen Freude macht."

„Der thörichte, unverbesserliche Mann!" rief hier die Mutter, „glaubt, daß ein gesittetes Bürgerkind von gutem Haus, wie eine Dirne vom Tanz gehen könne. Vor sechs Wochen keine Idee. Ich brauchte gar eben so viele Monate, wie der zerstreute Mann recht gut wissen könnte, wenn er nachdenken wollte. Ich würde auch bei meiner Tochter Petronilla auf einer halbjährigen Frist bestehen, wenn nicht zum Glück oder Unglück — ich weiß

selbst nicht, wie ich sagen soll, — ihre Ausstattung vollendet wäre. —“

„Nun?“ brummte der alte Mann.

„Nun“, widerholte seine Ehehälfte, „kann man sogleich zur Kirche gehen. Nein, da wird nichts daraus. Eine Humm’lische soll nicht im kurzen Kleidchen ohne Sang und Klang, Hochzeitsschmaus und Tanz getraut werden. Ich mag nicht, daß sich die Leute in die Ohren zischeln; muß seine Ursache haben, daß die hochnasigen Eltern mit dem Mädel so eilen, als ob es auf der Post ginge, nein, das will ich nicht. Die ganze Altstadt mag kommen und die Neustadt oben d’rein und auch die Kleinseite und der Hradschin und die Leute von Bidol und Bublenz, ich habe nichts dagegen, und meine Tochter muß dastehen wie ihre Mutter einst dastand. Weißt Du noch Caspar, wie der alte Gewürzkrämer laut sagte:

„Ganz wie eine Prinzessin,“ ich wurde zinnoberroth und Du warfst einen Blick umher als wolltest Du sagen: „Warum nicht“, meine selige Mutter aber, flüsterte dem Vater Gewürzkrämer zu: „Jedes Mädchen, das nicht zur alten Jungfer wird, hat ihren Prinzessinnen-Tag entweder mit dem Myrthenkranz auf dem Haupte vor dem Altare oder dem Rosmarinkranz in den Locken

im Todtengesang!“ Meine Mutter! — O was waren das für gute Zeiten! — konnte sich gar keinen dritten Fall denken.“

Hier wandte die Meisterin die Augen von der Gesellschaft ab, „und gerade dieser dritte Fall kommt so häufig vor, nicht bei uns im Bürgerstande, Gott behüthe, aber bei den armen Leuten und Handwerkern.“

Frau Katharina Brigitta hielt sich des „steinernen Rössels“ willen und weil ihr Gatte einmal vor sechzig Jahren das Innere einer lateinischen Schule gesehen hatte, für berechtigt, auf das Handwerk von Oben herabzusehen.

„Wir hätten darum sechs Wochen — O es ist fast zu wenig, sechs Wochen fleißig zu thun, wollten wir das Mädel da —“ fixirte Petronilla mit einem halb ernsten, halb freundlichem Blicke — „verheiraten, indeß scheint es ja doch nicht, daß ihr so sehr darum zu thun ist.“

Petronilla stürzte in demselben Augenblicke ihrer Mutter an den Hals, während Rittmeister Prendl seine langen mageren Arme aus dem Bette emporstreckte und unausgesetzt rief:

„Bitte Frau Mutter, bitte, der Schnautzbart wird

fein artig sein und die Leute aus den gesammten Pra-
gerstädten sollen nur Gutes hören."

„So hat der da," — sie wies auf ihren Gatten,
— „auch gesagt, aber, aber, —" das Uebrige verschluckte
sie mit einem Kuß, den sie dem Mädchen auf die Wange
drückte.

3.

Das war von der Dame Katharina Brigitte sehr schön, daß sie sich durch die Bitten Petronilla's und des Rittmeisters, durch die Fürsprache ihres Gatten und des Grafen Thurn, erweichen ließ, es war so schön, sagen wir, daß kein Auge trocken oder doch mindestens kein Herz ungerührt blieb. Trotz all' dieser moralischen Schönheit waren aber Johann von Aachen und Sabine nicht einen Schritt von der Stelle gekommen. Der Maler mußte sich im Geiste gestehen, daß die Soldaten vor dem Civil doch Vieles voraus hätten, da ja selbst eine so gewiegte Frau, wie Dame Hummel, trotz ihrer Abneigung gegen den Kriegerstand zuletzt doch noch einen Reitersmann begünstigte, während er, der friedliche Künstler, dem es nicht im Schlafe einfiel die Ruhe irgend eines Landes, einer Stadt oder eines Hauses zu

trüben, unbeachtet unerhört und abgewiesen in einem Winkel der Stube der Zeuge von Anderer Glück sein sollte. Sabine, welche von derselben Seelenstimmung wie ihr Geliebter ergriffen war, hielt ihr Taschentuch vor die nassen Augen, während sie dem Meister die brennend heiße Hand überließ.

Das Glück macht gut und veredelt die menschlichen Herzen, es regt zu Mitgefühl und Theilnahme auf und befähigt sonst ziemlich eigensüchtige Menschen Opfer zu bringen und den Schwachen beizustehen. Petronilla ahnte, daß die Thränen der Schwester nicht bloß aus Theilname ihrem eigenen Glück flößen, Rittmeister Prendl dachte, wie unbequem es doch sein müßte an des Malers Stelle, als unnütze, halb abgefertigte und nichts weniger als liebenswürdig behandelte Person dazustehen, er strich sich den Schnurbart, was stets einen aufkeimenden Entschluß andeutete, richtete sich dann im Bette auf und sagte:

„Wenn ich es genau überlege so ist der Kriegsstand für einen Ehekandidaten der schlimmste, den es überhaupt geben kann.“

„Der Herr will doch nicht zurück,“ unterbrach ihn die Brautmutter zwischen Erstaunen und Entrüstung schwankend.

„Ach nein, es geschieht einzig um der mütterlichen

Einsicht, nachdem ich nunmehr gesichert bin, Gerechtigkeit zu zollen."

Die in ihrer Eitelkeit geschmeichelte Matrone lächelte dem Rittmeister zu, während ihn Hummel mit einem halb ironischen Gesichte anblickte, als wollte er sagen:

„Nur so fort, Ihr seid auf gutem Wege, Schwiegersohn!"

Prendl jedoch, dessen letzter Zweck es keineswegs war, seiner Schwiegermutter ein unnützes Compliment zu machen, fuhr fort:

„Ja, ich halte die Künstlerschaft noch für einen wahren Schäfer- und Hirtenstand im Vergleich mit dem traurigen Waffenhandwerk. Der Künstler strebt wohlthuend auf Sinn und Geist des Menschen zu wirken; sind zufällig die Farben des Malers so grell, daß sie dem Kunstliebhaber die Augen auszubrennen drohen, spielt der Geiger so falsch und schrill, daß er die Zuhörer um ihr Trommelfell besorgt macht, dichtet der Poet so hinkende und sinnlose Verse daß wir meinen einer Jesuitenkomödie beizuwohnen, nun so sind wir ja nicht gezwungen alle diese Folterqualen zu ertragen, wir laufen ganz einfach auf und davon, athmen tief auf und sind gerettet, — dann gibt es aber auch Künstler und ich habe deren in Niederland und Italien kennen gelernt,

die noch etwas Anderes verstehen, als durch ihren Zinnober einen Stier in Wuth zu versetzen; es gibt anständige Maler, wie Meister Johann einer ist, welche uns beweisen, wie groß die Macht des menschlichen Geistes über die Natur ist, sie fassen nicht nur das Unbegränzte außer ihnen, in die enge Grenze eines Bildes, sondern thun auch noch einen Funken ihres eigenen Geistes dazu, der das Todte beseelt, die Natur veredelt und Alles von göttlichem Athem durchhaucht erscheinen läßt. Ich habe oben im Pragerschloß ein Paar Bilder des Herrn da, zu Gesichte bekommen und kann versichern, daß ich in diesem Augenblicke meinen Sturmhut und Küraß verwünscht habe. Ich weiß, meine Kameraden würden in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen, wenn sie mich so reden hörten, dennoch schwöre ich, daß ich den Pinsel für ein ganz ebenso ehrenvolles Instrument halte als meinen langen Degen, im Gegentheile für noch besser, denn der Pinsel hat Zeitlebens Niemanden getödtet, mein Schwert dagegen, das mir der lange Vetter abgenommen, bei der jüngsten Affaire am Stadthore, hat allein schon einem Dutzend der kräftigsten Männer das Lebenslicht ausgeblasen. Nein, wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich ein Künstler und zwar ein Maler, da male ich mir so viele Schlachten und so viel geronnenes Blut, als mich eben freut,

ohne daß es Jemandem weh zu thun braucht, da male ich mir oben darein ein Lorbeerreis um die Schläfe und wenn man mir das Mädel meiner Wahl verweigert, dem Mädel und der Mutter auch etwas!"

„Man sollte fast denken, daß Ihr Euer Leben unter Künstlern zugebracht," sagte Johann von Aachen mit verklärtem Gesicht.

„Vielleicht macht das, daß der „Screta" mein Vetter ist," gab der Rittmeister gleichmüthig zur Antwort.

„Wie, der „Screta" wäre Euer Vetter? Wisset Ihr, daß Ihr da den besten böhmischen Maler aller Zeiten zum Vetter habt?"

„Das weiß ich nun allerdings nicht, indeß malt der Bursche nicht übel."

„Nicht übel? wie könnet Ihr nur so einfältig reden, Screta nicht übel? Verzeih' ihm Apollo und ihr Musen werdet nicht ungeduldig, denn der Mann versteht es nicht besser. Screta, der dem Caracci bis an den Scheitel reicht, den Dominichino übertrifft und mit Guido Reni wetteifert, nicht übel!"

„O, werdet mir nur nicht böse," versetzte Prendl, der sich im Grunde seines Herzens durch das Lob seines jungen Vetters geschmeichelt fühlte, „ich will ja zugeben, daß der junge Mann Talent hat."

„Nun, wenn Ihr nur so gnädig seid, das zuzugeben,“ entgegnete Johann fast höhnisch.

„Ich gebe es zu, aber behaupte deßungeachtet, daß er noch weit hin hat, um einen „Bartholomäus Spranger“ oder „Johann von Aachen“ zu erreichen.“

Der letztgenannte Meister drohte mit dem Finger und sagte:

„Habt Ihr das auch von dem kleinen Karl Screta, der einst der große Screta heißen wird, gehört?“

„Ja,“ sagte Prendl, „ich habe es auch von meinem Vetter, welcher von den besagten Malern stets mit hoher Begeisterung spricht, ich habe es aber auch von daher,“ — er deutete auf seine Augen, — „und endlich von noch einem Manne, der sich auf die Kunst versteht, von dem Erzherzog, der Euere Gemälde in Gegenwart eben des Obristen Namée, der Euch plündern wollte, bis zu den Sternen erhob.“

Das große Lob, das der Rittmeister dem Maler spendete, verfehlte seine Wirkung nicht ganz, die Dame vom Haus seufzte wiederholt und trommelte verlegen gegen die Fensterscheiben, doch war die bereits geschossene Bresche keineswegs weit genug, um eine Bestürmung zuzulassen, Graf Thurn, welcher bemerkte, daß das Feuer der einen Batterie matter zu werden schien, be-

maskirte mit einem Male eine hübsche Anzahl Feuerschlünde, die er bereit gehalten hatte.

„Eines“, hub der Graf an, „muß man dem Kaiser zugestehen, daß er, wenn er sich auf das Regieren blutwenig versteht, doch der beste Kunstrichter ist, den es vielleicht zur Zeit in Europa gibt; was die Welt an geistvollen Künstlern zählt, die ihr Vaterland zu verlassen geneigt waren, hat der Kaiser um sich versammelt. Da habt Ihr den Schüler des berühmten Baladio, des größten Baumeisters von der Welt, den „Vincenzio Scamozzi“, dann den uralten „Ferrabosco“, da habt Ihr den „Savery“ und den „Sammtbrughel“, den „Spranger“ und vor Allen aus unsern „Johann von Aachen“, dem ich, Graf Thurn, meine Tochter freudig zur Ehe geben würde, wenn ich Eine mein zu nennen das Glück hätte, weil ich dann wüßte, daß der Name meines Kindes an die Unsterblichkeit der Werke meines Eidam's geknüpft wäre. Nach meiner Ansicht ist Pinsel oder Grabstichel mit Ausnahme des Schwertes, das einzige Mittel um adelig zu werden oder sich wenigstens ohne allzugroßen Nachtheil den Adeligen an die Seite zu stellen.“

„Also Euere Gnaden würden Ihr eigenes Kind einem Maler zur Gattin geben?“ frug die Hausfrau betroffen.

„Nicht Jedem,“ versetzte der Graf, „es gibt darunter auch unrühmliche Pfuscher, Leute, welche Farbe und Pinsel verderben, aber einem Johann von Aachen, der morgen Reichsbaron werden kann, würde ich sie, wenn ihm darnach gelüstet, ohne Zaudern geben!“

„Das wäre Euer Ernst?“ frug Katharina Brigitte weiter, indem sie ihre lebhaften Augen, auf den Grafen heftete.

„Mit um so größerem Vergnügen,“ bekräftigte der Gefragte, „als dieß der Weg wäre, von Sr. Majestät Alles zu verlangen; ich glaube der Kaiser würde Türke, wenn es unser Freund wünschte und Sr. Majestät verspräche, sie im türkischen Costüme malen zu wollen. — Ist es nicht so?“

Diese Frage wurde an Johann gerichtet, der die großen Uebertreibungen genau kennend, deren sich der Graf schuldig machte, mit der Antwort zögerte.

„O, der jungfräulichen Bescheidenheit!“ begann jetzt wieder der Rittmeister, des Grafen Frage wie einen ihm zugeworfenen Ballon auffangend.

„Glaubt Ihr denn, wir kennen die Gnade der Vertraulichkeit nicht, mit welcher Euch Sr. Majestät beehrt?“

„Ja, ich kann das beschwören,“ rief der Vater Hummel dazwischen, „daß der Kaiser wenigstens zehn-

mal in einer Viertelstunde des lieben „Langen“ erwähnt hat.“

Der ehrliche Meister wollte gerade mit der Wahrheit herausplatzen, daß der Kaiser damit nicht ihn, sondern den Kammerdiener Lang gemeint habe, doch hielt ihn der Rittmeister noch zur rechten Zeit durch verständliches Augenzwinkern zurück.

„Hast Du das wirklich gehört?“ inquirirte Frau Hummel ihren Gatten.

„So gewiß, als ich noch selig zu werden hoffe.“

Als ob sie gerade diese Zuversicht nicht vollkommen theilte, schüttelte die Matrone das Haupt, sah ihre jüngere Tochter an, die schier in Thränen zerfloß, dann den Maler, dessen Gesicht in Folge der Aufregung, die Farbe eines gesottenen Krebses angenommen hatte und sagte dann halb unwillig, halb gutmüthig:

„Ich sehe schon, daß die Mutter und Frau in diesem Hause nichts gilt.“

Die Zeugen dieses Auftrittes, die im Gegentheil sahen, daß die Mutter und Frau Alles galt, mußten ihre Gesichter abwenden, um nicht die Sache die auf so guten Weg gebracht worden war, durch voreiliges Lächeln zu verderben.

„Ich sehe,“ fuhr die Mutter fort, „daß alte Gefühle und Neigungen dem Wechsel unterworfen sind,

daß selbst Pflichten, ja Kindespflichten, dem Reiz der Neuheit nachgesetzt werden, ich sehe, daß die alte Ehrfurcht vor dem Willen der Eltern —“

Hummel meinte brummend, die Rednerin solle sich nur auf ihre Person beschränken, — „aus der Welt geschwunden ist, je nun —“ dieses „je nun“ begleitete die Sittenpredigerin mit einem gewichtigen Achselzucken, — „wer vermag es zu ändern! am wenigsten die unveränderliche Zärtlichkeit der immer nur zu schwachen Eltern, am allerwenigsten eine liebende Mutter, deren Herz eine unerschöpfliche Quelle der Fürsorge, Zärtlichkeit und Verzeihung ist. Ich will es auch nicht ändern, sondern alle meine Lieblingspläne,“ — Frau Hummel mußte solche in tiefster Verborgenheit gehegt und gepflegt haben, denn Niemand wußte davon, was ein heftiges Kopfschütteln des Alten bestätigte, — „alle jene Entwürfe, die meinem Herzen so theuer waren, aufgeben, wie Asche in den Wind streuen,“ hier machte sie die Geberde des Streuens, — „ich will mich bescheiden, obgleich ich Mutter und Gattin bin; Ihr solltet einst nicht sagen meine Töchter, daß Standesvorurtheile, obschon ich sie für keine halte, Eurem Glück hindernd in dem Weg gestanden seien. Ich hoffe und erwarte dagegen von Euch, daß Ihr meine alten Tage nicht mit Vorwürfen stören werdet, wenn Graf Thurn, —“ dieses Wort betonte sie,

— „vor der Verschwägerung mit einem simplen Maler nicht zurückscheute, wenn der Kaiser ihm seine Hand zu reichen sich herabläßt, wenn sich der erhabene Monarch seiner, binnen einer Viertelstunde zehnmal unter dem Namen des Langen — wie vertraulich! — erinnert, habe ich da nicht meine Schuldigkeit gethan, wenn ich wiederhole, die Künstler sind in der Regel sammt und sonders ein Lumpenvolk, arme Schlucker, haus- und heimatlose Vagabunde, und dann, meine Hände in Unschuld waschend, ausrufe: Meine Tochter kennt meine geheimen Gedanken über die Künstlerwirthschaft, sie weiß wie blutwenig ich davon halte, dennoch will sie einen Maler zum Manne haben? Er der Künstler, der Maler, der doch gescheiter sein sollte als so ein Mädchen, er, dem es besser anstünde allein durch die Welt zu fahren, ohne sein Gewissen mit dem Unglücke eines armen Geschöpfes zu belasten, will das eingebildete, alberne Kind durchaus zur Gattin! Wohlan! nehmt Euch, habt Euch! Ja, ich habe meine Schuldigkeit erfüllt und Niemand wird mir mit Recht vorwerfen können mit der Wahrheit hinter dem Berge gehalten oder aus Feigheit geschont zu haben!“

„Gott und die Umstehenden sind Zeugen, daß Du es nicht gethan hast,“ fiel ihr Caspar Hummel in's Wort.

„Desto besser,“ sagte die ehrliche Meisterin „ich werde mich solcher Dummheiten schämen, ich weiß wohl mein künftiger Schwiegersohn sieht mich curios an, aber nur Geduld, ich bin nicht ungerecht und der Andere soll es auch noch kriegen. Ja, ich wollte keinen Künstler zum Schwiegersohn, aber einen Soldaten auch nicht, sind die Einen nicht drei Kreuzer werth, so stehen die Andern nicht für einen Groschen. Unsere Mutter versteckte uns, wie die Henne ihre Küchlein beim Anblick des Sperbers, vor dem leidigen Kriegsvolke, sie bekreuzte sich eben so gut, wenn sie das Wort „Soldaten“ aussprach, als wenn sie von dem „Gott sei bei uns“ redete. Warum heißt es doch, „er flucht wie ein Lanzknecht,“ wahrscheinlich nicht wegen der guten Sitten, die dem Kriegsvolke eigen sind. Nein, meine Tochter Petronilla, in Rücksicht auf die gute Erziehung, die Du genossen, hätten wir Eltern eine vernünftigere Wahl, — O, laßt Euere Augen herum schießen so viel Ihr wollt, Herr Rittmeister, das beirrt mich durchaus nicht, — eine vernünftigere Wahl erwarten dürfen. Es gibt anständige Kaufleute, ruhige Bürger, ehrsame Zunftmeister, die sich keinen Augenblick bedacht hätten, eine Hummel'sche Tochter als Braut heimzuführen, da muß der dumme Krieg und Deines Vaters Geschäftigkeit den Unglücksmann,“ — sie

deutete mit dem Finger auf den Officier, der sich vor Zorn kaum mehr halten konnte, — „herbeiführen. Nun, er hätte auch etwas Besseres thun können, als in seinen schmerzfreien Stunden mit der soldatenscheuen Jungfer — denn soldatenscheu war sie, das kann ich beschwören, — so lange zu tändeln und zu flüstern, bis die billige Scheu zum Henker war."

„Wohin Ihr bald nachfolgen möget," schrie jetzt Prendl auf, dessen Geduldsfaden in Stücke ging.

„Wenn ich mich nicht irre," nahm die Matrone wieder das Wort, „wünscht mich mein künftiger Schwiegersohn bereits zum Henker, — ganz natürlich, ist er doch ein Kriegsmann, die Kriegsleute wünschen Alles zum Henker, bisweilen sich selbst und glauben dabei noch besonders artig zu sein, daß sie Henker statt Teufel sprechen. Du weinst mein Kind, — welcher Einfall? Du denkst doch nicht, daß ich Deinem Auserwählten darüber gram bin, ich wundere mich vielmehr, daß er nicht schon vor einer Stunde vor mir hingetreten, — aber er kann ja nicht gehen und das war höchst wahrscheinlich der Grund, warum es nicht geschehen ist, — und mich mit den Worten angeredet hat: „Zum Henker geben Sie mir Ihre Tochter Madame, sonst möge Sie zum Henker insgesammt der Henker holen." Aber er hat es nicht gethan, was von unglaublicher Mäßigung zeigt.

„Nein, lieber Prendl,“ — hier wandte sich die Hausfrau an den Gefangenen, — „ich darf sie wohl so nennen, ich bin Ihnen darum nicht böse, weder Ihnen noch dem Maler da, auch war es gar nicht meine Absicht Ihnen Beiden wehe zu thun, aber diese einfältigen Mädchen haben eine Lektion verdient, an die sie die Zeit ihres Lebens denken sollen, wenn ihnen einst ihre Töchter gegen alle Vernunft die schlimmsten Parthien im Lande wählen, — und das müssen die Herren gestehen, daß es gegen alle Vernunft ist, — dann mögen sie wie ich thun, ebenso mütterlich wohlmeinend und gütig wie ich.“

Hatte Prendl überlegt, daß Streit zu nichts führen würde oder hatte er seiner noch immer weinenden Braut zu Liebe von jeder Entgegnung abgestanden, genug er beantwortete die Catilinarische Rede der wackeren Meisterin mit keiner Silbe, eben so wenig, oder noch weniger fiel es dem glücklichen Maler ein, der Sabinen's Hand in der seinigen hielt, anders als mit einem beifälligen Nicken des Kopfes zu antworten.

Frau Hummel, welche das feierliche Schweigen für eitle Bewunderung und Erstaunen, Ehrfurcht und Anerkennung ihrer mütterlichen Würde auslegte, ging nun mit thränenfeuchten Augen, — die gute Frau war innerlich wirklich gerührt, — auf Petronilla zu, nahm

sie bei der Hand, führte oder zog sie vielmehr an das Bett des Verwundeten und sagte:

„Nun reicht Euch die Hand, meine Meinung wisset Ihr, Gott im Himmel möge Euch segnen," und dann sich an das andere Paar wendend: „Und Euch Beide nicht minder."

Die Töchter fielen nun der Mutter, wie es schon bei derlei Familienscenen nicht anders zu gehen pflegt, schluchzend in die Arme.

Es gibt nichts ansteckenderes als Rührung, der breitschulterige alte Mann, der gewöhnlich den Kopf so hoch trug, konnte seine Gefühle nicht länger bemeistern und brach in lautes Gestöhn aus, während Graf Thurn, für welchen die ganze Scene etwas unendlich Komisches hatte, sich nicht länger eines dröhnenden Gelächters zu erwehren vermochte.

Es klang wirklich höchst seltsam aus einem Winkel das verhaltene Gekicher des Rittmeisters, der nun wieder vollkommen guter Laune geworden war, aus dem Anderen das laute Lachen des Grafen, vom Fenster her das Schluchzen der beiden Bräute und das mühevoll bezwungene und immer wieder hervorbrechende Weinen der Dame Katharina Brigitte, das Seufzen des Malers; es klang höchst seltsam, sagen wir, aber noch seltsamer sahen die Gesichter der Leute aus, welche diesen

Wirrwar von Klängen verursachten. Der wackere Kupferschmied verzerrte sein Gesicht, Prendl zog über seinen Anfall von Lachkrampf in einem so ernsten Augenblicke unwillig die Augenbrauen und Lippen fest zusammen, daß Graf Thurn darüber in eine neue Phase des Lachen trat.

„Er hat“, so erzählte der Graf später von dem Rittmeister, — „dabei ein solches Gesicht geschnitten, als ob er das Brauchgrimmen der ganzen Welt zu tragen hätte.“

Die Hausfrau, welche es anständiger gefunden hatte, stille zu weinen, stopfte ihr Sacktuch bis auf einen kleinen Zipfel in den Mund und erhielt so das Ansehen einer von ruchlosen Händen geknebelten Frauensperson, nicht minder komisch nahm sich der Maler aus, der in seiner Verzweiflung die Augen gegen die Zimmerdecke aufschlug, als erwarte er von der kleinen lichtlosen Laterne, die dort angebracht war, Erleuchtung.

Glücklicherweise dauerte der Paroxismus nur so lange bis ihn eine äußere Einwirkung beendete, und diese äußere Einwirkung nahm im gegenwärtigen Falle, die Gestalt und Person des würdigen Bader-Friseurs Widtmann an.

Der ehrsame Bürger war es gewöhnt, nach Tische seinen Besuch abzustatten, er hatte vor zwei Stunden

zwölf schlagen gehört und konnte daher nicht zweifeln, daß der Mittagstisch vorüber sei. Das lodernde Feuer am Herd, der schnurrende Bratspieß, die qualmende Pastete bewiesen ihm jedoch, daß er sich geirrt habe, er hielt daher seine Uhr gegen das Ohr um zu sehen, ob sie im Gange sei, schüttelte den Kopf, pochte endlich leise, dann stärker an und trat in die Stube.

Daß in der Familie etwas vorgefallen sein mußte, schien ihm klar, das bezeugten die verweinten Augen der Mädchen, die erhitzten Gesichter der Männer, die feierliche Stimmung, die im Momente seines Eintrittes, — denn Graf Thurn, mußte Athem schöpfen, um nicht am Lachen zu ersticken — herrschte.

Als er nun aber merkte, wie sich Petronilla an den Rittmeister und Sabine an den Maler schmiegten und Frau Hummel unter Thränen lächelte, während Meister Hummel noch von Rührung bemeistert, vergeblich seine hausväterliche Würde zu behaupten suchte, da wußte auch der langbeinige Friseur, wie viel es geschlagen, sein Bajazzogesicht mit der hohen, furchenbesäeten Stirne, der messerrückendünnen Nase, und dem spitzen Kinn verzog sich zu einem grinsenden Lächeln, seine unförmlich langen und mageren Arme durchkreuzten die Luft so rasch wie Feuerwerkskörper, seine weitspurigen Beine pflanzten sich, wie eine inprovisirte Tri=

umphpforte hin und der Mann selbst stotterte einen ziemlich unzusammenhängenden Glückwunsch, der das Humm'lische Haus mit dem Hause des Priamus verglich; von dieser eben so mystischen als unverständlichen Metapher kam er auf die Töchter, verglich sie mit verschiedenen Blumen und Kräutern, dann ging er von den Blumen auf Götter und Göttinnen über; er glaubte dem einen Paar kein sinnreicheres Compliment machen zu können, als wenn er es mit Vulcan und Venus verglich. Prendl, der so viel von der Götterlehre verstand, um zu wissen, Vulcan sei ein armer betrogener Ehemann gewesen, bedankte sich lächelnd, während Petronilla ihm schalkhaft und mit erheuchelter Wärme die Hände drückte. Von der ruhigen Glückseligkeit, in welcher der Maler und Sabine mit verschlungenen Händen dastanden, nahm der Nachbar Anlaß das junge Paar zum allgemeinen Gelächter mit Philemon und Baucis, die Mutter der Töchter aber, wieder mit Priamus Frau, mit der alten Hekuba zu vergleichen.

Zum Glück für des Friseurs ergrauende Schmachtlocken verstand Frau Hummel, die eine viel zu tüchtige Hausmutter war, um sich mit mythologischen Fragen zu beschäftigen, das Ungeheuerliche in den Vergleichen des Nachbars nicht ganz, obgleich des Grafen Thurn

Beifall, sie ahnen ließ, daß die Vergleiche nicht die Gelungensten sein mochten.

Indeß hatte der wackere Gratulant so viel erreicht, daß Vater Hummel ihn zur Stunde zu Hochzeit und Tanz einlud und die Einladung an die einzige Bedingung eines würdigen Hochzeitscarmens knüpfte.

Der Friseur schickte sich eben an, seinen Dank in den gewähltesten Worten und unter Beimischung der sonderbarsten Ingredienzien von Ambra, Rosenöhl, Lilienschnee u. s. w. auszudrücken, als Jan Kafka, der Pferdejunge, unangemeldet zur Thür hereinsprang.

4.

Der von dem Erzherzog so sehnsüchtig erwartete Morgen, welcher seine Wünsche mit Erfolg krönen und ihn zum Feldherrn und Eroberer einweihen sollte, war herangebrochen. —

Der Prinz hatte zu seinen Vertrauten bedeutungsvoll gesagt:

„Morgen“ und Hauptmann von Hornberg hatte sein Schwert geschliffen und vergnügt wiederholt:

„Nun gut, auf Morgen!“

Der ältere Graf von Sulz schüttelte den Kopf, daß die grauen Locken herumflogen und rief:

„Daß es Gott erbarm', Morgen wird es losgehen,“ sein Oberstlieutenant der junge Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Edelleute seines Corps zu einem Valettrunk zu versammeln, der bis zu dem verhängnißvollen Morgen unausgesetzt fortdauerte. Obrist

Ramée, dem der Erzherzog nur bedeuten ließ, er möchte sich bereit halten, pfiff einen Gassenhauer und murmelte:

„Ich wußte, daß es so kommen würde, in dem Augenblick, als mir der Erzherzog den schriftlichen Befehl zum Rückzug einhändigte.“

Tennagl zuckte die Achseln und sagte dem Erzherzog rund heraus, daß er etwas darum gäbe, wenn der erwartete Morgen ganz ausbliebe.

Alois Baldian, des General Althan Stellvertreter, schien entzückt und rieb sich die Hände, als ob er schon Victoria schiessen hörte.

Obrist Buchheim jubelte laut auf und meinte, daß es nun gleich über Oesterreich hergehen würde. Der überlaute Jubel wurde aber auf ein ganz bescheidenes Maß zurückgeführt, als ihm der Oberfeldherr bedeutete, daß zuvor die Geschäfte in Prag selbst noch bereinigt werden müßten, worauf der österreichische Ueberläufer mit ersterbender Stimme wiederholte:

„Also Morgen, Euere Durchlaucht.“

Es ist nach dem Gesagten kein Wunder, daß das Passauer Kriegsvolk an eben dem bezeichneten Morgen in voller Bereitschaft stand. — O es hatte gut stehen! — Die Sonne war aufgegangen — und im März geht sie noch ziemlich spät auf. — Leopold war ihr da-

rin wenigstens um zwei Stunden voraus, denn er hatte sich bereits um vier Uhr Morgens seinem Generalstabe, wenn man die Versammlung der von dem Erzherzoge besonders begünstigten Offiziere so nennen kann, gezeigt. Man geduldete sich ruhig bis Sonnenaufgang, um welche Zeit der Erzherzog äußerte, daß es verteufelt spät werde. Man bezähmte den stillen Unmuth bis acht Uhr, man tröstete sich, die kaiserliche Botschaft müsse jeden Augenblick erfolgen. Um neun Uhr murrte man schon laut, um halb zehn wurde man wüthend, um zehn Uhr bediente man sich nicht der schmeichelhaftesten Ausdrucke. Das Gesicht des Erzherzogs war bleifarben, er hatte wenig und schlecht geschlafen, sein Körper zitterte vor Aufregung und selbst die Stimme nahm etwas fremdartiges, fieberhaftes an. Nach halb eilf vermochte er sich nicht länger zu halten, er rief nach seinem Pferde und befahl den Obersten ihm zu folgen.

„Wir wollen Sr. Majestät einmal zeigen," sagte er, sich selbst Muth machend, „daß wir des Wartens, Zögerns und Schreckens müde sind, wir wollen ihm beweisen, das Anführer und Untergebene von einem Gedanken beseelt sind, und daß dieser eine Gedanke „Krieg" heißt; wir haben bis heute demüthig gebeten, daß uns die Ausübung unseres Handwerkes gestattet werde, laßt uns heute die Stimme etwas lauter erhe-

ben und im Namen zwölftausend tapferer Männer fordern, was man uns freiwillig nicht zu gewähren gedenkt. Ich will nicht bloß Euer Herr und Anführer sondern auch Euer Freund und Bruder sein."

Diese Worte des stolzen Erzherzogs übten ganz die Wirkung, welche der Prinz von ihnen erwartet hatte, ein donnerndes „Hurrah" des Offiziercorps drückte die Gesinnung der Leute aus. Hornberg und Buchheim schrieen am lautesten, Ramée, der dem Erzherzog als der Vornehmste unter den Obersten am Nächsten stand, riß den Mund weit auf, brachte aber keinen Ton hervor.

Henkl rief ebenfalls Hurrah, aber weniger aus Patriotismus als in der Hoffnung, den Rest seiner Habe durch den Abzug der Kriegsleute gerettet zu sehen; er rief also so laut Hurrah, daß es selbst die Baßstimme der Officiere übertönte.

Als der Erzherzog, gnädig lächelnd, frug, warum er so begeistert Hurrah rufe, sagte er den Blick senkend aber fest:

„Ich rief für mein weniges Geschirr, das noch unzerschlagen, für den wenigen Wein, der noch ungetrunken, für das wenige Silber, das noch unverkauft, für das wenige Geld, das noch ungestohlen und für

meine jüngste Tochter, die noch unverführt ist — Hurrah!"

Leopold erwiderte darauf mißmuthig:

„Du wärst wohl im Stande, Hurrah zu rufen, wenn Du hörtest, daß wir in'sgesammt gefallen sind?"

„Wenn's Gott gefiele, so würde ich's thun."

„Ein komischer Kerl das", rief der Erzherzog aus und blickte die Officiere der Reihe nach an, um aus ihren Gesichtern zu lesen, ob er die rauhe Sprache seines Hausherrn züchtigen oder verzeihen solle.

Als er bemerkte, daß nur Ramée die Zähne übereinanderbiß, die anderen Officiere aber keineswegs entrüstet waren, stimmte ihn gerade die Wuth seines Feldherrn zur Milde. Er sagte daher ungewöhnlich gnädig:

„Geht, Henkel, in die Kirche, Ihr seid, wie ich höre ein gar zu frommer Mann, und bethet für das Glück von Sr. Majestät Waffen."

Dann wandte er sich, ohne eine Antwort abzuwarten der Thüre zu, er hatte schon den Fuß an die Schwelle gesetzt, als ein Diener den Obersthofmeister des Kaisers, Grafen Carl Liechtenstein, ankündigte.

Der Erzherzog wollte deßungeachtet fort und der Graf mußte ihm in Gegenwart der anwesenden Officiere die ausdrückliche Versicherung geben, daß er eben in der

Angelegenheit von Seite des Kaisers zu ihm komme, in welcher der Erzherzog dem Kaiser aufsuchen wollte.

Der Erzherzog begab sich also von dem Oberst-hofmeister geleitet in seine Wohnung zurück.

Der Erzherzog setzte sich und ließ den Oberst-hofmeister stehend Bericht erstatten.

Graf Carl Lichtenstein, der nachmalige erste Fürst dieses Namens, war in jener Zeit noch ein ziemlich junger Herr, mit einem hübschen blassen Gesichte, das nicht ohne Geist war und das durch einen gewissen höhnischen Zug um die Mundwinkel einen besonders spöttischen Ausdruck hatte. Das Gesicht des Grafen war länglich, regelmäßig und zart, der Schnur- und Knebelbart so weich und biegsam, wie bei Vielen nicht einmal das Haupthaar zu sein pflegt. Die Haltung des schlanken wohlgeformten Mannes drückte Selbstgefühl und Hochmuth aus.

Der Erzherzog, der gegen den Grafen Liechtenstein einen ganz eigenthümlichen Widerwillen hegte, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, sagte kalt:

„Reden Sie, was hat Se. Majestät beschlossen? Ich gestehe, Ihre Miene sagt mir nicht viel Gutes, auch hätte der Kaiser wahrscheinlich einen Officier geschickt, wenn er militärischer Dienste bedürfte."

„Eurer Durchlaucht Scharfsinn," erwiderte der

Bote des Kaisers, „verläugnet sich doch niemals, der Krieg ist aus, noch ehe er recht begonnen. Se. Majestät entbiethet Eurer Durchlaucht sein gnädiges Wohlwollen und wünscht, daß jede Feindseligkeit bis auf Weiteres eingestellt bleibe.“

„Aber wir haben sie ja seit unserem Einrücken eingestellt,“ entgegnete der Erzherzog hitzig. „Von Feindseligkeiten ist keine Rede, vielmehr von einer Militäremeute, da die Truppen seit einem Vierteljahr vergebens auf ihren Sold warten; sagen Sie dem Kaiser, daß ich bereit bin, Stadt und Land zu verlassen, nur möge Se. Mäjestät für die Auszahlung des rückständigen Soldes Sorge tragen.

Der Graf hörte den Erzherzog erfurchtsvoll an, schüttelte den Kopf und erwiederte, daß der Befehl, zu seinem tiefen Bedauern buchstäblich dahin laute, „Se. Durchlaucht habe wie bisher in Prag zu verbleiben und sich für alle Fälle bereit zu halten.“

„Das heißt,“ fiel ihm der Erzherzog in die Rede, „der Kaiser gedenkt seinen letzten Freund und seine letzte Armee künstlich aber gründlich zu verderben.“

„Und was,“ fuhr er fort, „hat diese Aenderung in Sr. Majestät Gesinnung bewirkt, wenn man fragen darf?“

Der Graf hustete und sagte endlich:

„Ich weiß zwar nicht, ob ich zu confidentiellen Mittheilungen berechtigt bin, indeß will ich doch aus besonderer Anhänglichkeit an Eurer Durchlaucht Person das Wenige nicht vorenthalten, was mir gelegentlich zu Ohren gekommen.“

„Zur Sache, Herr Graf, wenn es beliebt.“

„Nun wohl zur Sache; heute Nacht kam ein reitender Bote in's Schloß gesprengt, der Sr. Majestät Depeschen überbrachte.“

„Woher kam der Bote?“

„Wenn ich nicht irre, vom Herzog von Braunschweig.“

„Weiter.“

„Diese Depeschen enthielten die Nachricht vom Abzug Sr. Würden des Königs von Ungarn.“

„Unmöglich!“

„Um Vergebung nicht nur möglich, sondern gewiß, ich habe die Depeschen gelesen.“

„Und was hat der Anzug des Königs von Ungarn mit meinem Kriegsvolke zu thun.“

„Noch nichts, aber er könnte unter gewissen Voraussetzungen damit sehr viel zu thun haben.“

„Hüllt Euch nicht in delphische Orakelsprüche, Graf!“

„Der König von Ungarn steht an der Spitze von zwanzig tausend Mann.“

„So heißt es schon seit einem Viertel Jahre.“

„Aber dießmal hat sich der König mit den zwanzig tausend Mann in Bewegung gesetzt.“

„Ja wohin?“

„Gegen Prag, Eure Durchlaucht, gegen Prag.“

„Und was will er in Prag?“

„Mein Gott, was kann er in Prag wollen? Seinen kaiserlichen Bruder wiedersehen, sich um den Zustand des Landes bekümmern, den gestörten Frieden herstellen, allenfalls den Friedensbruch bestrafen. Aber was wage ich es Euerer Durchlaucht Scharfsinn vorzugreifen, der gewiß das Richtige viel leichter und besser erkennen wird, als ich, der ich ein treuer Diener meines Herrn aber ein herzlich schlechter Diplomat bin.“

„Nein Graf, was Sie sagen, hat leider viel, sehr viel für sich.“

„Zu viele Ehre für mich. Es gibt sogar Stimmen, welche meinen, daß König Mathias noch ganz andere Dinge im Schilde führe.“

„Und was sagen diese Stimmen?“

„Diese Stimmen halten eine Abdankung Sr. Majestät des regierenden Kaisers für nicht unmöglich.“

„Eine freiwillige?“

„Ohne Zweifel.“

„Das wird der Kaiser nie.“

„So wenig Eure Durchlaucht freiwillig das Commando niederlegen werden.“

„Der Vergleich hinkt, bester Graf, denn ich habe mich bereit erklärt, Stadt und Land zu verlassen.“

„Und der Kaiser wird sich vielleicht ganz ebenso rücksichtlich des Thrones erklären.“

„Dann geschähe es freiwillig?“

„Ganz gewiß, wie ich vorhin zu behaupten die Ehre hatte.“

Der Erzherzog fühlte, daß der Obersthofmeister sein Spiel mit ihm treibe, doch geschah es so sehr innerhalb der Grenzen der schuldigen Ehrfurcht, daß der Erzherzog keine recht greifbare Ursache des Unmuthes auffinden konnte. Leopold bezwang daher seinen Zorn und frug anscheinend ganz zutraulich, was denn er als treuer Unterthan des Kaisers an seiner Stelle thun würde?“

Liechtenstein legte die Stirne in Falten, als ob er gründlich nachdächte und erwiderte nach einer Pause:

„Was ich thun würde? Wie kann Eure Durchlaucht das Urtheil eines so schlichten Mannes interessiren? — indeß will ich meine Ansicht mittheilen und wäre es nur um Eurer Durchlaucht in dieser trüben Zeit

Lachstoff zu geben. Ich würde also mit den bekannten Kaiserfeinden, mit dem Thurn, Schlick, Berka, Kinsky uud so fort um jeden Preis Frieden schließen, ich würde mich demüthigen, ihnen hinter dem Rücken des Kaisers die St. Veitskirche zur Abhaltung ihres Gottesdienstes einräumen, dem einen und dem Anderen das goldene Vließ zusagen, ich würde einige Protestanten zu den höchsten Aemtern befördern, ich ....“

Der Erzherzog, dessen Stirn sich mit jedem Wort des Grafen mehr und mehr verdüstert hatte, herrschte dem Redner, seine Worte mit einer abwehrenden Handbewegung begleitend, rauh zu, „es sei genug und mehr als genug, es begehre ihm nicht noch länger aus dem Born staatsmännischer Weisheit des Grafen zu schlür,fen er hätte gedacht, daß der Obersthofmeister des Kaisers ihm keine Unwürdigkeit zumuthen könne, dieß sei eine Täuschung gewesen, er der Graf entwickle da Gedanken, die nach Rebellion schmeckten, nach Rebellion gegen Gott und Kaiser, solche Aeußerungen länger anzuhören verbiete ihm seine Stellung als Erzherzog und sein priesterlicher Character.“

Mit dieser harten Zurechtweisung drehte sich der Erzherzog auf dem Absatz um und kehrte dem kaiserlichen Bothen den Rücken zu.

Graf Liechtenstein zuckte die Achsel, lächelte höhnisch und sagte sich:

„Das Mittel hat gewirkt, er wird nun Alles thun, nur nicht das, was die Umstände erheischen, der rechte Weg bleibt dem König offen."

In der That hätte Böhmen für den Kaiser auf die von Liechtenstein angegebene Weise gerettet werden können. Der Graf, welcher aber gerade fürchtete, daß der Erzherzog auf dieses einzige Rettungsmittel verfallen könnte, hatte seinen Rath so eingekleidet, daß er auf die Verwerfung desselben zählen konnte.

Vor Henkl's Hause begab sich der Graf, einen Parlamentair an der Seite, über die Brücke nach dem Thore der Altstadt und verlangte mit dem Grafen Thurn oder Colona zu sprechen.

Es war der wieder hergestellte Generallieutenant Graf Heinrich Mathias Thurn, der ihm entgegen trat.

Graf Liechtenstein händigte ihm ein mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Pergament ein; die Urkunde enthielt die Annahme des vor mehreren Tagen von Seite der Stände freiwillig gemachten Anerbiethens den Passauer Truppen unter der Bedingung ihres schleunigen Abzuges, den rückständigen Sold zu bezahlen. Der Kaiser erklärte das Anerbiethen der Stände

huldvoll entgegen nehmen zu wollen und versprach zugleich die unverzügliche Entlassung der fremden Kriegsvölker.

Die Augen des Obersthofmeisters hafteten ängstlich auf den Lippen des Grafen, fürchtete oder hoffte er, daß das kaiserliche Mandat angenommen werde?

Er befürchtete es und zwar darum, weil durch die Entlassung des Kriegsvolkes ein Hauptbeweggrund zu Mathias Rachezug hinwegfiel. Mathias, so sehr er auch mit sich über seine letzten Zwecke einig war, bedurfte doch rechtfertigender Umstände; die Welt mußte glauben, daß er zu dem Zuge nach Prag gezwungen, daß sein Bruder zur Fortführung des Scepters wirklich unfähig war.

Die Anwesenheit des Passauer Kriegsvolkes verwandelte den Bruderkrieg mindestens in den Augen Vieler in ein löbliches Befreiungswerk.

Die Böhmen hatten den Bruder ihres Königs zu ihrem Beistand herbei gerufen und er kam. Was lag da Böses darin?

Es handelte sich nur darum, daß der Grund des Nothschreies so lange fortdauerte, bis Mathias erschien.

Graf Thurn flog das kaiserliche Mandat durch, sah dann den Boten an und sagte endlich zu Liechtenstein's augenscheinlicher Erleichterung:

„Wollet Sr. Majestät vorstellen, daß die Pragerstädte nicht gesonnen sind mit sich spielen zu lassen, indem man ihnen heute bewilligt, stolz, was man ihnen vor wenigen Tagen wo sie es selbst angebeten, stolz abgelehnt. Wir, Sr. Majestät getreuen Stände, wissen recht wohl, daß Sr. Majestät in seinem väterlichen Herzen nicht daran denkt, irgend welchen Druck auszuüben, aber der Kaiser hat das Unglück von übelwollenden Räthen umgeben zu sein, deren eifrigstes Bestreben dahin geht Sr. Majestät die Gemüther ihrer Unterthanen abwendig zu machen. Es möge daher Sr. Majestät gefallen den rückständigen Sold zu bezahlen, das fremde Kriegsvolk zu entlassen und der Kaiser darf sich für versichert halten, daß sich die Stände, als treuanhängliche Unterthanen erzeigen werden."

„Darf ich um eine schriftliche Wiederholung des Gesprochenen ersuchen?" frug Liechtenstein mit großer Freundlichkeit.

„Nicht von Nöthen! Euerer Excellenz Gedächtniß ist als vortrefflich bekannt, so daß kein Gedächtnißfehlen zu besorgen steht."

„Nun gut" erwiederte der Obersthofmeister, „ich werde mich bemühen Euere Worte zu behalten, übrigens erlaubt, daß ich Euch über die treffliche Haltung der Stadt mein Compliment mache."

„Wie kommt Ihr dazu Graf Liechtenstein?"

„Ach, haltet Ihr mich für einen so alltäglichen Menschen, daß ich nicht die guten Eigenschaften eines Gegners zu würdigen wüßte?"

„Wenn auch das nicht, aber Euer Amt!"

„Mein Hofamt? Sollte es die Eigenschaft haben mich mit Blindheit zu schlagen?"

„Ihr steht auf Seite der Katholischen."

„Und was hat mein Religionsbekenntniß mit unwiderleglichen Thatsachen zu thun?"

„Ihr werdet doch zugeben, daß Unparteilichkeit eine zu seltene Tugend ist, um sie ohne Umstände bei unseren politischen Gegnern voraus zu setzen?"

„Mag sein, daß sie selten ist, doch ist sie nicht so selten, daß sich nicht in allerjüngster Zeit die katholischen und protestantischen Stände im Lande Unter der Enns vollkommen geeinigt hätten."

„Das ist richtig so, aber woher wissen Euere Excellenz?"

„Geduld! Von welchem Tag datirt Euere Nachricht?"

„Meine erhielt ich vor einer Stunde."

„Und die meinige ist drei Tage alt."

„Dann habt ihr sie nur um einen Tag später erhalten, als König Mathias in Ebersdorf."

„Vortrefflich gerechnet, denn die Nachricht rührt vom Könige selbst.“

Graf Thurn konnte trotz seiner ihm angebornen Verstellungskunst sein Erstaunen nicht verbergen; Liechtenstein gab sich den Anschein die Verwunderung des Grafen nicht zu bemerken und frug gleichgültig:

„Und von wem habt Ihr Euere Nachricht?“

„Ach nur von dem bekannten Tribun des Protestantismus in Oesterreich von Georg Erasmus Tschernembl.“

„Nun ich kann Euch nur zu diesem Correspondenten Glück wünschen, der Meinige ist in der Regel saumseliger.“

„Das will ich gerne glauben, König Mathias ist ein zu leidenschaftlicher Tänzer, Jäger, Ballschläger um gern und oft zu schreiben.“

„Aber sein Bischof Khlesl?“

„Steht Ihr auch mit dem in Briefwechsel?“

Die Excellenz nickte, Graf Thurn jedoch überlegte einen Moment und polterte dann lachend heraus:

„Da seid Ihr ja ein Hauptspitzbube.“

Graf Liechtenstein wich betroffen einige Schritte zurück, sprach aber, als er die vollkommen unschuldige Miene des Grafen gewahrte: „Ich habe in meinen Knabenjahren, als ich noch in den Irrthümern des

Protestantismus befangen war, an dem leutseligen Fürsten, der zu Linz in der Verbannung lebte, meine Freude gehabt, ich lernte den Melchior Khlesl als Offizialen des Bisthums Passau kennen, welchem jetzt der stolzeste Prinz des Hauses vorsteht.

„Der Khlesl nahm sich meiner Unerfahrenheit an und zerstreute durch die unwiderstehliche Sprache seines hohen Verstandes," — wir kennen diese Sprache, dachte der Generallieutenant und ich kann sie mittelst zweier Goldstücke auf das Unverkennbarste nachahmen.

„Durch den warmen Strahl seine Genies," fuhr der Obersthofmeister fort, „die Irrthümer, die sich wie Nebel um meinen Geist gelegt hatten; ich wurde in der Folge das Beichtkind des würdigen Bischofs, kein Wunder daher, wenn ich mit meinem Beichtiger in unausgesetztem Briefwechsel stehe. Ich kann Euch nur so viel mittheilen, daß der Bischof lebhaften Antheil an Euch nimmt und wiederholt die Ansicht ausgesprochen daß Graf Thurn eine ganz andere Stellung im Lande einzunehmen befähigt sei, als die eines einfachen Generallieutenants, die mit großen Sorgen und verflucht geringen Einkünften verbunden ist."

„Gehörte das auch zu den Gewissensfällen über die Euer Beichtvater zu schreiben nöthig findet?" frug

der Graf mit so unverändert unschuldiger Miene, daß Liechtenstein eben so freundlich fortfuhr:

„Ich gestehe, liebster General, daß mir das schöne Land und diese prächtige Stadt leid thut, die gegenwärtige Regierung ist nur zu sehr geeignet, Paläste in Trümmer und lachende Fluren in trostlose Wüsteneien zu verwandeln. Ich sollte das vielleicht gegen Euch, einen unserer Hauptgegner nicht aussprechen! Aber weßhalb denn nicht? „Fürchte Gott und scheue Niemand," hat schon einer meiner Ahnherren ausgerufen, dessen Güter von dem Erzherzoge von Oesterreich eingezogen wurden, weil — weil der Landesherr Geld brauchte. Gott weiß es," hier wischte sich der Graf die Thränen aus den Augen — und sie waren wirklich vorhanden, schwor der Generallieutenant hoch und theuer, — „ich bin der treueste Unterthan des Kaisers, ich wollte, könnte ich helfen, wie Georg Popel im Kerker langsam, ja täglich sterben, aber das hindert mich darum doch nicht den Jammer des Landes mitzufühlen, das durch einen Bedienten, einen Alchimisten, einen Stallmeister und ein Paar feiler Dirnen regiert wird. Der Kaiser ist der vortrefflichste Mann, — ich kenne ihn, — ein edles Herz, der Kaiser hat Verstand und Kenntnisse, Kenntnisse sage ich Euch, daß die Prager Hochschule dagegen eine Kinderstube ist. Er hätte Professor, Poeta laureatus oder

Cardinal werden sollen, zum Kaiser fehlen ihm einige untergeordnete Eigenschaften, die das Regieren schwer machen. Er hört auf den Kammerdiener mehr als auf seine Minister, beschäftigt sich angelegentlicher mit mechanischen als mit Regierungsarbeiten, ist schönen Weibern zugänglicher als fremden Gesandten, ist in seinem Laboratorium thätiger als im Kabinete, beendet schneller eine kabalistische Berechnung als ständische Vorlagen, bezahlt lieber seinen Maler, Sudelköche, Quacksalber, Unkenbrenner als die Armee, baut lieber Paläste, errichtet Statuen, als Festungen, und zeigt sich leichter den Troßbuben seiner Ställe als dem Volke. Ich verehre Se. Majestät wie es einem guten Diener zukommt, ich würde mein Haupt für den Kaiser auf den Block legen, besorge aber nur, daß der Kaiser, der sich selbst mißkennt, mit all' dieser Treue ein geringer Gefallen geschieht; wer des Kaisers verständiger Freund ist, muß wünschen, daß er von den Plakereien der Regierung befreit wird. Die Regierung ist für einen gewissenhaften Fürsten wie Rudolf eine wahre Last, besonders wenn sie in so traurige Zeitläufte fällt."

„Und Ihr seid wohl ein solch' verständiger Freund, der den Kaiser von der Regierungslast befreit sehen möchte?" fiel Graf Thurn dem Obersthofmeister in's Wort.

„Ihr seid ein Mann von seltener Fassungskraft,“ versetzte die Excellenz, „ich wünschte Sr. Majestät um so eifriger die Wohlthat der Ruhe des Privatstandes als sein königlicher Bruder —“

„Böhmen gern seinen übrigen Besitzungen zufügen möchte, —“ ergänzte Thurn.

„Ihr verfahrt zu unlogisch,“ bemerkte der Obersthofmeister lächelnd, „und streicht die Mittelglieder des Schlusses, ich wollte sagen: als sein königlicher Bruder einen kräftigeren Nacken und, ohne Umschweif zu reden, auch einen stärkeren Kopf mitbringt um den Druck einer Krone auszuhalten. Mathias ist eben so leutselig als der Kaiser leutschen, ebenso freudenvoll als der Kaiser schwermüthig, ebenso tapfer als der Kaiser allen Waffenübungen Feind, ebenso adelsfreundlich als der Kaiser tyrannisch und ebenso duldsam, als der Kaiser hart und unbeweglich.

„Daß der König Mathias nach der böhmischen Krone trachtet, was soll ich es einem Manne gegenüber läugnen, der das Alles von den Hoffkirchen, Tschernembl, Losenstein, Pollheim, ebenso gut, als ich von Sr. Gnaden, dem Erzbischof von Wien weiß? Nur der König ist der natürliche Erbe Rudolf's, das Haupt der Familie, die Krone rückt daher nur ein klein Wenig früher, als es im Laufe der Natur läge, auf einen anderen

Kopf. Machen wir, mein bester Graf, daß dieses Rücken auf so ruhige Weise als möglich geschehe, ersparen wir dem Lande die Schrecken eines gewaltsamen Ueberganges. Ich wenigstens liebe dieses Böhmen zu heiß, um es mit Mord und Brand zu erfüllen."

Der Graf erwiderte:

„Seid versichert, ich liebe es noch heißer und seid noch versicherterer, daß ich meinen Arm nicht erheben werde den König von Ungarn abzuhalten. Ich bin ein armer verfolgter Protestant, den man jüngst erst verrätherischer Weise überfallen und in einen öden finsteren Kerker schleppen wollte, ich bin ein geschworener und offener Feind des baptistischen Regimentes, ein Gegner der schleichenden Jesuiten, ein Unzufriedener mit der Bedientenwirthschaft und der Kammerdienerweisheit; ich glaube, daß Böhmen nicht unglückseliger regiert sein kann. Wäre ich Katholik, in Ansehen beim Kaiser, durch ein Hofamt geehrt, durch das Vertrauen Sr. Majestät ausgezeichnet, ich würde, — Bescheidenheit gebiethet mir dieses Geständniß, — vielleicht mit nicht eben so unpartheiischem Blicke den Lauf der Dinge ansehen und nicht eben so durchgreifende Entschlüsse wie Euere Excellenz fassen, übrigens sind das Nebendinge und ich schlage gerne ein. Wer gleiche Zwecke verfolgt, mögen

die Beweggründe, welche immer sein, der kann auf mein Bündniß zählen, und um Euch die Lauterkeit meiner Gesinnung desto besser zu beweisen, sage ich Euch, der König ist im Anzug."

„Was Ihr da sagt?"

Graf Thurn richtete einen so scharfen Blick auf den Obersthofmeister, daß sich dieser gezwungen fühlte, seine Augen zu Boden zu senken, dann fuhr er mit leichter Ironie fort:

„Excellenz, sollte nicht der Nachricht von der Aussöhnung der katholischen und lutherischen Stände zufällig auch eine Notiz von dem bevorstehenden Heereszuge des König beigelegen haben?"

Liechtenstein schüttelte den Kopf, Graf Thurn aber rief:

„Schüttelt immerhin den Kopf, ich erkläre, daß ich kein Wort von all' dem glaube, was Ihr zu meiner Widerlegung vorbringen könnet. Wenn ein Mann wie Ihr in den Scharlachrock des Obersthofmeisters gekleidet, mit einer Gnadenkette geziert, offen heraussagt: Ich erkläre mich für Mathias, da kann dieser Mathias mit seinem Heere nicht über eine Tagreise weit von Prag entfernt sein. — Nein, läugnet nicht, Ihr seid zu klug, zu

sehr Staatsmann, um einen solchen Schritt übereilt oder unüberlegt zu thun. Der Unterschied zwischen meiner und Euerer Nachricht läuft am Ende darauf hinaus, daß mir ein barfüssiger Troßbube die Neuigkeit überbrachte und Euch ein reitender Cavalier, daß ich meine Neuigkeit gerade aus dem königlichen Kabinete empfing, während Ihr auf Umwegen durch Vermittlung des Herzogs von Braunschweig und das Vertrauen des Kaisers dazu gelangtet."

„Und wenn Ihr Recht hättet, was dann?" frug die Excellenz, nachdem sie einige fruchtlose Anstrengungen gemacht hatte, den Grafen durch verschiedene Grimassen von dem gefährlichen Wahn abzubringen.

Graf Thurn verbeugte sich und erwiederte:

„Dann weiß ich nur um so bestimmter, weshalb Sr. Majestät das Passauer Kriegsvolk zu entlassen und sich mit der Zahlung des rückständigen Soldes von Seite der Stände zu begnügen gedenkt, dann weiß ich ferner, daß Se. Majestät den Sold aus eigenen Mitteln berichtigen und wenn noch ein Gran Weisheit in seinem Rathe herrscht, diese Truppen gegen die Grenzen vorschieben wird."

„Nein, das wird nicht geschehen, darf nicht ge=

schehen,“ rief der Obersthofmeister lebhaft, „es soll kein Blut vergossen werden!“

„Oder die Stadt soll vielmehr,“ versetzte der Generallieutenant höhnisch, „nicht zu Athem kommen, weil sich sonst doch noch so viele alte Freunde des Kaisers finden dürften, um einen ernsten Widerstand bereiten zu können. Ich bewundere Eueren Scharfsinn und gebe Euch mein Cavalierwort, daß ich Eueren Plan auf das Kräftigste unterstützen werde.“

„Gut, gut, vortrefflich!“ entgegnete die Excellenz, „Ich möchte Blutvergießen verhindern, — Ihr glaubt gar nicht, was für ein Feind von Gewaltthat ich bin — der Anblick eines Aderlasses verursacht mir Ueblichkeiten und Ihr seht lieber die Passauer hier als an der Grenze, weil dadurch der feindselige Sinn der Prager genährt wird. „C'est la même chose“.

Hier schwieg Liechtenstein einen Augenblick, aber nur um gleich darauf auszurufen:

„Wenn Ihr doch nur einen vertrauten Menschen hättet, der ohne Verdacht auf sich zu ziehen, die Verbindung der Altstadt mit der Kleinseite erhalten könnte!“

„Einen vertrauten Menschen sucht Ihr?“ erwiderte der Generallieutenant.

„Da ist er!“ — Thurn öffnete die Thüre eines Brückenthurmes, vor welchem Jan Kafka ruhig auf einem wackelnden Tische sitzend und mit den Füssen schlenkernd eine riesige Brotschnitte zum Morgenimbiß verzehrte. Graf Lichtenstein fixirte den Burschen von oben bis unten und flüsterte leise:

„Wie er von Pferdemist stinkt!“

„Ganz richtig“ versetzte der General „das kommt daher, weil er keinen Diener bei sich hatte, als Pferdejunge Tag und Nacht hindurch ritt und um Verdacht zu vermeiden sein Thier selbst besorgte, ich glaube — ich und Euere Excellenz würden an seiner Stelle auch nicht nach Rosen und Ambra duften.“

Der Obersthofmeister rümpfte die Nase, sagte: „Eh bien!“ und drückte dem Burschen ein Silberstück in die Hand. Graf Thurn rief: „Bei Gott, ein solches Silberstück und hundert dergleichen sind zu wenig, wir müssen für den Burschen mehr thun, wir, die Stadt, das Land, der König muß für ihn sorgen. Erzherzog Leopold ist ihm ein Pferd schuldig; billig daher, daß das Haupt der Familie die Schuld königlich begleiche.“

Lichtenstein, der denken mochte, welche Tollheiten der Graf um eines Pferdejungen willen sprach, ließ sich

von solchen Gedanken nichts merken, sondern preßte freundschaftlich des Grafen Hand, ließ einen glänzenden Blick der Herablassung an dem Jungen niedergleiten nnd begab sich in raschem Trabe nach der Kleinseite zurück.

5.

Am darauffolgenden Morgen sah man einen ältlichen Herrn von achtundvierzig bis fünfzig Jahren von einem einzigen Diener begleitet in das kaiserliche Schloß am Hradschin einreiten.

Der Reiter war einfach gekleidet, trug einen grauen Lodenrock, wie ihn noch heut' zu Tage das Landvolk in Steiermark und Tyrol trägt, einen breitkrämpigen Hut mit einer Straußfeder, Stulpstiefel an den Beinen und Stulphandschuhe an den Händen.

Unter dem Rock blitzte ein perlgraues Wams mit Silberstickerei hervor. In den Halftern stacken ein Paar Reiterpistolen und an der Seite trug der Fremde einen Stoßdegen.

Ueber das blasse, fein geschnittene Gesicht des Reiters verbreitete sich ein Zug sanfter Melancholie, der noch durch die von langen Wimpern halb verschleierten

Augen gehoben wurde. Der Mann wurde weder von der Thorwache noch von einem Burgtrabanten, noch selbst von dem Kammerdiener Lang, der sich vielmehr in ehrfurchtsvoller Entferung vor dem Ankömmling tief verbeugte, aufgehalten.

Der Reiter stieg vom Pferde und eilte, ohne an irgend Jemanden eine Frage zu richten, gerade auf die Wohnzimmer des Kaisers zu. Der dienstthuende Kammerherr Graf Lodron hatte eben noch Zeit in die Kammer des Kaisers hinein zu rufen: „Sr. Durchlaucht der Herzog von Braunschweig", als der Reitersmann auch bereits auf der Schwelle stand.

Man kann aber nicht behaupten, daß die Majestät über den unerwarteten Besuch des Herzogs entzückt war, eine solche Behauptung hätte der tiefe Seufzer, der sich des Monarchen Brust entwand, Lügen gestraft.

Man konnte aber noch viel weniger sagen, daß der Kaiser über den raschen Eintritt des Fremden empört gewesen wäre, das freundliche Lächeln und die ausgestreckte Rechte des Monarchen bewiesen das Gegentheil.

Je länger der Herzog sprach, desto getrösteter fühlte sich der Monarch über die lästige Unterbrechung, desto liebevoller wurde Rudolf's Benehmen, der seine Hand zwischen den Arm seines Gastes brachte und so mit ihm Arm in Arm das geräumige Zimmer durchwandelte.

Wer war dieser Herzog von Braunschweig, der an dem menschenscheuen Monarchen dieses Wunder bewirkte?

Eben derselbe Herzog Heinrich Julius, der durch die unverbrüchliche Treue, die er gegen den schwachen, vielfach hintergangenen, von seinen nächsten Verwandten auf das blutigste angefeindeten Kaiser, in allen Lagen seines Lebens bewahrte, eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte jener Zeit und besonders des Erzhauses Oesterreich verdient.

Rudolf verkannte oftmals seine wahren Freunde und warf sich nicht selten Betrügern und heimlichen Gegnern in die Arme, Rudolf schien etwas von dem Wahnsinne der Aeltermutter Johanna von Aragonien geerbt zu haben; diese stoßweisen Anfälle von Trübsinu zerstörten zuweilen das Erkenntnißvermögen des unglücklichen Fürsten, der in solchen Momenten auch weder Freund noch Feind, weder Orthodoxie noch Ketzerei, weder finstere Pfaffen noch aufgeklärte Priester von einander unterschied; er glich dann einem unheimlichen Wesen, das eben gewissermaßen zum Glücke der Menschen die Einsamkeit sucht. Alle diese Fehler hinderten nicht, daß Rudolf einige vortreffliche Anlagen besaß, die freilich unter dem Wust von Aberglauben, Widersinn und Menschenhaß erstickten; Rudolf war dankbar für eine

fröhliche Stunde, dankbar für ein angenehmes Geplauder, dankbar endlich für eine erprobte Freundschaft, wie sie Julius von Braunschweig stets erwiesen. Diese Dankbarkeit bewirkte, daß sich sein Menschenhaß nie auf den Herzog erstreckte. Er ließ die Gesandten seiner Brüder, die Agenten der Churfürsten, die Botschafter von Spanien und Frankreich, England und Dänemark, selbst den päpstlichen Nuntius Monathe lang vor seiner Thüre warten, er zog den einflußreichsten Cavalieren Böhmens einen bescheidenen Handwerker, einen Maler — bisweilen auch einen Beutelschneider vor, er verbarg sich nicht selten wie die morgenländischen Könige halbe Jahre lang in den inneren Räumen seines Prager-Schlosses, nur Julius von Braunschweig war stets willkommen, wurde stets liebevoll empfangen, stets mit Beweisen kaiserlicher Gewogenheit überhäuft, Julius von Braunschweig war der Einzige, der dem Kaiser stets in seiner Gemüthskrankheit furchtlos nahen durfte, ihn traf der Ausbruch blutigen Jähzornes nie und nimmer. Der Herzog hatte dieser unheimlichen Wuth mehr als ein Menschenleben, mehr als eine Frauenehre entrißen.

Auch jetzt hing der Kaiser, der seines kranken Beines willen, den Fuß etwas nachzog, am Arme des Herzogs und klagte ihm des Bruders Undank, der Vettern erbschleicherisches Wesen, des utraquistischen Adels böse

Stimmung, sein Fußleiden, den Ungestüm des Passauer Bischofes, die Mißhandlung seines geliebten Lang, mit einem Worte Rudolf schüttete gegen den getreuen Braunschweiger sein Herz so naiv und rückhaltslos aus, wie ein sechszehnjähriges Mädchen gegen den Liebhaber.

Je mehr der Kaiser klagte, desto finsterer wurden die Gesichtszüge des Herzogs; man sah es ihm an, er litt unter den Mittheilungen des Monarchen. Rudolf erwartete von ihm Billigung, Rath, Hülfe — er konnte aber weder billigen, noch rathen, noch helfen.

Herzog Julius war ein gerader, deutscher Mann, der, wiewohl selbst Protestant, an seinem Herrn und Kaiser so starr und fest hielt, daß er vielleicht eher seine religiöse als politische Ueberzeugung aufgegeben hätte. Als Staatsmann übertrafen ihn Wenige an Einsicht, Niemand aber an Fleiß und rastloser Thätigkeit. Die von ihm hinterlassenen Staatsschriften sind noch jetzt laut redende Zeugen der Rechtlichkeit und des loyalen Eifers, die jede seiner Handlungen auszeichneten.

Herzog Julius seufzte laut auf, als ihm der Kaiser die lange Reihe von Mißgriffen entwickelt hatte, die in möglichst kurzer Zeit begangen worden.

Rudolf sagte:

„Und auch jetzt, obgleich Mathias droht, mich auf dem Hradschin mit Heeresmacht heimzusuchen, habe ich

durchaus nicht Lust, den letzten Stab, den ich besitze, von mir zu werfen und mich zum unterthänigsten Diener meines rebellischen Bruders zu erklären. Nein, Euer Liebden, wir sind noch Kaiser und gedenken als Kaiser zu sterben."

„Indeß bleibt es doch wahr," erwiederte der Prinz, „daß der König mit einem großen Heere heranzieht —"

„Wir werden uns bis auf den letzten Mann vertheidigen."

„Und des Königreiches verlustig gehen —."

„Die Böhmen halten zu mir."

„Seid Ihr dessen so gewiß?"

„Zu wem sollten sie denn halten?"

„Vielleicht zu Mathias."

„Hat er ihnen den Majestätsbrief verliehen?"

„Nein, er wird ihnen denselben bestättigen."

„Als ob Schenken nicht mehr wäre als Lassen."

„Ach mein Gott, was geschenkt ist, gehört der Vergangenheit an."

„So läugnet Ihr die Pflicht der Dankbarkeit?"

„Die Pflicht? Gott behüthe, daß ich sie läugnete, die Dankbarkeit dagegen läugne ich allerdings."

„Ihr verläumdet meine guten Prager."

„Die Ihr dem Wolfe Ramée zur ergötzlichen Speise vorgesetzt habet."

„Ich hätte das gethan?“

„Ist das Passauer Kriegsvolk gegen den ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät in Prag?“

„O, das war ein sonderbarer Handel, ich schickte einen Herold an meinen Vetter den Erzherzog und ließ ihm den Eintritt in die Stadt verbiethen; ich that es widerwillig, aber der bärbeißige Cardinal zwang mich dazu. — Was geschah nun? Der Herold eröffnete meinen Auftrag dem Ramée, statt dem Erzherzoge. Leopold als oberster Befehlshaber kümmert sich des Teufels um die von Ramée empfangene Ordre, schreit „Vorwärts!“ und da waren sie nun.“

„Mir kommt dieser Handel wie vorher abgemacht vor.“

„Habe mir's auch schon gedacht und meinem Vetter im Geiste meine schönsten Complimente gemacht.“

„Für seinen Ungehorsam?“

„Zur rechten Zeit.“

„Aber am unrechten Orte.“

„Wie so am unrechten Orte?“

„Ich wünschte, Se. Durchlaucht wäre lieber Euerer Majestät damals ungehorsam gewesen, als Mathias noch kein Heer beisammen hatte und die Hagerischen Reiter allein die ganze Grenze gegen Oesterreich vertheidigten. Wäre der Erzherzog damals gegen Euerer Maje=

stät Abmahnung mit seinem Kriegsvolke über Ober- und Unterösterreich hergefallen, während die Böhmen von Norden aus eingedrungen, so stünden wir jetzt in Wien und dictirten dem ungarischen Könige Gesetze, während er sie nun binnen vier- und zwanzig Stunden hier dictiren wird."

„Zu dictiren versuchen wird," verbesserte der Kaiser.

„Nein, nein, er wird nicht erst versuchen, Euerer Majestät Wolf, Ramée, hat das Wild aufgescheucht und dem Feinde entgegen getrieben. Wir werden unseren Lockruf vergebens erschallen lassen, man kennt die Stimme schon. Böhmen ist verloren, wie König Mathias nach Prag kommt, sich die Krone zu holen."

„Euer Liebden sieht schwarz."

„Schwarz und richtig zugleich."

„Was erübriget zu thun?"

„Ich fürchte, aufrichtig gesagt, daß nicht mehr viel zu thun übrig bleibt, indeß kann man einen Versuch machen."

„Womit?"

„Das Kriegsvolk so schleunig als möglich zu entlassen."

„Das Kriegsvolk, das wir mit so viel Müh' und Kosten geworben."

„Und so schlecht verwendet haben,“ ergänzte der Herzog traurig.

„O, wir können sie noch nützlich genug verwenden; es bleiben uns, wie Ihr selbst gesteht, zum mindesten noch vier und zwanzig Stunden. Binnen vier und zwanzig Stunden ist die Altstadt über und die Soldaten bis auf den letzten Pfennig bezahlt.“

„Ich ahne.“

„Nun, es freut mich, wenn Euer Liebden ahnt! Mein Vetter Leopold wäre glücklich, wenn ich ihm die Eroberung der Prager-Städte gestattete. Erlaube ich den Kriegsknechten zu plündern, so tragen sie mich auf den Händen und stehen von jeder Soldforderung ab. Haben wir uns nun aber von dem widerspänstigen Gesindel befreit und sind in Wahrheit Herren der Stadt, dann mag unser durchlauchtigster Bruder kommen, die Köpfe solcher Rebellen, wie Thurn, — Vetter Leopold bezeichnet ihn als einen der Hauptaufwiegler, — Colonna und Schlick werden ihn von den Brücken- und Stadtthürmen aus als alte Bekannte begrüßen, ihr Grinsen mag ihm sagen, wo eigentlich die Stelle für seinen Schädel sein sollte. —

„Ich glaube wahrhaftig, wenn mein liebenswürdiger Bruder die Köpfe seiner Lieblinge von Raubvögeln angefressen und von der Todesangst noch verzerrt er-

blickt, so macht er Rechtsum. Sollte ihn aber dennoch die Lust anwandeln, sich an den Stadtwällen die Zähne auszubeissen, so werden wohl die so reich belohnten Passauer-Knechte ihr Bestes thun, um wenn nicht ihren Kaiser, so doch ihre Reichthümer zu erhalten."

So weit der Monarch; Herzog Julius aber rief: „O somnia vigilantium!" O Träume wachender Sterblicher! Ich will nicht davon reden, daß der Unterbau des ganzen Gebäudes tief in Blut steht, daß sich das Gewimmer Sterbender, der Jammer elternloser Waisen, die Verzweiflung geschändeter Frauen, zu einem furchtbaren Fluch einigt, zu einem einzigen Rachegedanken, zu einem letzten Gebet, das den Zorn Gottes herab ruft, ich will über dieses Meer von Blut und Verbrechen festen Fußes hinwegschreiten und nur das Eine fragen:

„Wie wenn die Altstadt binnen vier und zwanzig Stunden nicht über ist? Oder wenn man sich nach vier und zwanzig Stunden noch in den Straßen und Gassen der Stadt herum schlägt? Wie wenn selbst die Eroberung gelänge und König Mathias die Söhne der erschlagenen Väter, die Brüder der entehrten Jungfrauen und die Freier der hingemordeten Bräute zur Rache aufriefe? Wie wenn das ganze Land aufstünde, um die blutigen Gräuel an ihren Urhebern zu strafen?

Würde der Ueberrest des Kriegsvolkes, da doch Viele die Eroberung kaum überleben dürften, hinreichen, Prag gegen den anziehenden Befreier zu vertheidigen?"

Der Kaiser erwiderte, sich nur gewaltsam bezwingend:

„Wer Euer Liebden nicht so gut kennte, wie ich, müßte glauben, daß Ihr der größte Lobredner des Mathias und der Empörer seid. Ihr nennt ihn Befreier und wisset doch, wie herzlich ihm alle Freiheit, vor Allem aber die Religionsfreiheit, verhaßt ist."

„Ich nenne ihn Befreier, wenn er nach so blutigen Scenen, wie sie Euere Majestät in Aussicht stellen, als Befreier erschiene; wenn er heute, wenn er jetzt kommt, ist er in meinen Augen nichts als ein vom Glück begünstigter Rebell. Ich beschwöre darum Euere Majestät, den revolutionären Unternehmungen des durchlauchtigsten Bruders jeden Anhaltspunkt zu entziehen und jenes Kriegsvolk zu entlassen, dessen Hieherkunft ich als die Quelle aller Uebel betrachte, die Euere Majestät im Augenblick bedrohen und in der Folge noch erreichen können!"

„Was versteht Euer Liebden unter den gedachten Uebeln?"

„Wer weiß nicht, daß der König von Ungarn nach Allem strebt, was seine Macht und Herrschaft

vermehren kann, jeder Mißgriff der kaiserlichen Regierung bereitet dem König einen Festtag, jeder Beweis von Volksliebe, den Euere Majestät empfangen, schmerzt ihn tief und leider — leider hat der König an dieser letzteren Art Schmerzen nur mäßig zu leiden!"

„So meint Ihr, daß selbst Prag, das ich zum Mittelpunkt aller friedlichen Künste des Reiches gemacht und zur Nebenbuhlerin von Rom, Florenz und Mailand umgeschaffen habe, so glaubt Ihr also, daß jenes von mir heiß geliebte, meinem Herzen so thenere Prag, von mir abfallen, seinen Herrn und Gebieter verlassen könnte?"

„Aber die Intoleranz."

„Aber der Majestätsbrief."

„Aber das Passauer Kriegsvolk."

„Aber die unzähligen Wohlthaten, womit ich die Stadt überhäuft habe."

„Die durch eine Plünderung zehn für einmal aus dem Gedächtniße der Bewohner verlöscht würden."

„Man soll nicht plündern!"

„Euer Majestät verspricht es?"

„Ich verspreche es."

„So wird man stürmen, ohne Erlaubniß zu plündern, was auf dasselbe hinausläuft.

„Man soll auch nicht stürmen!“

„Eure Majestät wird also das fremde Kriegsvolk entfernen?“

„Ich werde es aus der Stadt zurückziehen.“

„Sagt aus dem Lande.“

„Kann sich Prag beschweren, wenn ich der Kaiser und König irgendwo in so unruhiger Zeit eine Handvoll Leute sammle um meine Feinde abzuwehren?“

„Es sollte freilich nicht, und doch wird Prag erst zur vollkommenen Zufriedenheit zurückkehren, wenn es sich von der gänzlichen Entfernung des Kriegsvolkes überzeugt hätte.“

„Gesteht, was Ihr da sagt ist nicht Euere persönliche Meinung? Denn woher vermöchtet Ihr die Stimmung von Prag so genau zu kennen?“

„Ich glaube Euere Majestät ist in so ferne im Irrthum, als ich mir die Stimmung der Stadt unter den gegenwärtigen Umständen recht wohl vorstellen kann und selbst eine Stadt mein nenne, die nicht zu den Zufriedensten Deutschlands zählt, übrigens leugne ich nicht, daß mir der Cardinal die Lage der Dinge düster genug ausmahlte, zugleich versichere ich Euere Majestät, daß Dietrichstein die Perle Ihres Cabinetes und Reiches ist.“

Rudolf schaute dem Herzog in's Gesicht und erwiderte verdrossen:

„Ich kann die Menschen nicht leiden, welche mich der Mühe des Denkens und, wenn es anginge, selbst des Regierens überheben möchten, ich werde deßhalb die Truppen, als Merkmal meiner Freundschaft für Euer Liebden, aus Prag entfernen, aus Böhmen aber nie. Wenn ich meinem Bruder weichen muß, soll es nur mit den Waffen in der Hand geschehen. Was habe ich durch meine Nachgiebigkeit vor zwei Jahren erreicht? Daß mein rebellischer Bruder, nachdem er sich eine Krone nach der Anderen geholt, sich nah't um mir die Letzte vom Haupte zu reißen. Aber nein! er soll es nicht, und müßte ich ihn mit eigenen Händen erwürgen."

Rudolf sprach dieß in so großer Aufregung, daß Lang, welcher den Kaiser so laut reden hörte auf der Schwelle erschien. Der Monarch beachtete die Gegenwart des Kammerdieners nicht und fuhr fort:

„Ich will Gewalt mit Gewalt vertreiben und sollte ich darüber unter den Trümmern meiner Kaiserburg begraben werden."

Der Herzog, welcher einsah, daß Gefahr im Verzuge und der Kaiser keinerlei Gründen zugängig sei, ließ sich, nachdem er sich überzeugt, daß Lang

seinen Platz verlassen habe, vor Rudolf auf ein Knie nieder und rief:

„Mir, Euere Majestät, nicht dem Dietrichstein, gebühren alle Vorwürfe, mir, der ich auf Entfernung der Truppen aus dem Lande beharre, mir, der nicht früher den Saal verlassen wird, bis die Entlassung des Kriegsvolkes bewilligt ist.

„Es ist nicht Prag, es ist der Kaiser den ich retten will; nicht die Stadt, sondern der Monarch für den ich meine Fürbitte einlege.“

Rudolf konnte nicht ohne Rührung den langjährigen, stets treu befundenen, Freund zu seinen Füssen sehen, er versuchte ihn aufzuheben und stellte sich unwillig, nichts half, der Herzog wiederholte immer auf's Neue:

„Nicht eher bis Euere Majestät in die gänzliche Entfernung des Kriegsvolkes gewilligt haben!“

Der Kaiser, dem die Lage mit jeder Secunde peinlicher wurde, hätte vielleicht seinen prächtigsten „Caracci“ darum gegeben, wenn der rasche Eintritt des Kammerdieners dieser Scene ein Ende gemacht hätte, und Philipp Lang war doch nahe, dem Kaiser fast mit den Händen erreichbar, er lauschte ja hinter der nicht fest klappenden Thüre, er lauschte und frohlockte über den Schabernack, welcher Herrn Ramée und

Sr. Durchlaucht dem Erzherzoge gespielt werden sollte. Lang war kein besonderer Freund des Herzog's, vielleicht schon darum nicht, weil Julius von Braunschweig zu den geradesten und ehrenhaftesten Characteren seiner Zeit gehörte, aber in diesem Augenblick hätte er den strengen melancholischen Herrn umarmen und küssen mögen.

Philipp Lang klaschte ganz leise in die Hände und rief eben so leise: „Bravo Herr Herzog!" während der Kaiser in namenloser Verlegenheit zu dem noch immer knieenden Fürsten sagte:

„Was soll das heißen Herzog?! Ich bitte Euer Liebden diesen Platz, der weit eher meinem schlimmen Bruder Mathias geziemte, zu verlassen." Dann wandte sich der Kaiser verwirrt von dem Knieenden ab, und sagte zu sich selbst, aber laut:

„Hol' mich der Teufel, wenn ich mich da auskenne!" und nach einer Pause. „Nun ich will das ganze Gesindel fortschicken, aber steht nur um Himmelswillen auf."

Der Herzog frug ohne sich von der Stelle zu rühren: „Ganz weg aus dem Lande?"

„Meinethalber aus Prag, aus Böhmen, aus allen Erblanden aber steht auf."

Der Herzog erfüllte nun den sehnsüchtigen Wunsch des Monarchen, und erhob sich.

„Ach warum konntet Ihr nicht mein Bruder sein!" rief der Kaiser gerührt aus, „wir würden vereint den Türken aus Ungarn herausgeschlagen haben."

„Euere Majestät waren gegen mich stets freundlich gesinnt" erwiderte der Herzog, „folglich kann ich mich über keinen neuen Beweis des kaiserlichen Zutrauens mehr wundern."

„O wundere Dich Julius, wundere Dich immerhin," versetzte der unglückliche Fürst „mir graut schon so vor Allem, was Mensch heißt, daß ich nicht mehr geglaubt hätte, für irgend Jemanden ob Herzog oder Bettler, noch einen Funken von Theilnahme oder Liebe zu empfinden."

Der Herzog beugte sich nieder und drückte die Hand des Monarchen an seine Lippen.

Der Kaiser war den ganzen übrigen Tag so wehmüthig gestimmt, daß beständig Thränen in seinen Augen standen, der Cardinal betrachtete diese feuchten Zeugnisse der Rührung mit freudiger Zuversicht, Graf Liechtenstein mit aufdämmerndem Argwohn, die ungezügelte Schadenfreude Lang's lüftete voreilig den Schleier. Der Kammerdiener äußerte noch am Abend desselben Tages boshaft gegen Herrn von Tennagl, daß

er ihm glückliche Reise wünsche. Der geheime Rath des Erzherzog's drang, durch den Wunsch des Kammerdieners überrascht, auf nähere Erklärung, welche Niemand bereitwilliger zu ertheilen war, als Herr Lang oder vielmehr Herr von Lang. Er sagte dem geheimen Rath mit stoischer Ruhe alle erdenklichen Unarten in's Gesicht, nannte das Passauer Kriegsvolk eine Räuberbande, den Ramée Räuberhauptmann, den Erzherzog einen armen betrogenen Mann, der Ruhm, Ehre und Reputation nutzlos in die Schanze geschlagen und nun leichter abziehen müsse, als er gekommen.

Ramée's Dazwischenkunft, der eben eintrat, als der Kammerdiener in Hitze gerathen war, begeisterte den Redner zu den kühnsten Ausdrücken und lebhaftesten Bildern, er zeichnete so einen Passauer Galgenstrick nach der Natur und zufällig dem Obersten Ramée zum Sprechen ähnlich. „Nichts scheut diese Barbarenhorde,“ klagte der Kammerdiener, „nicht den schlechten Ruf und nicht den Fluch der Bevölkerung —“ das hätte Lang am wenigsten bemerken sollen, da er ganz des gleichen Leumundes genoß, nichts zu scheuen, — „ihre Hauptleute verdienten durch die Bank enthauptet zu werden und ihre Obersten zu Oberst zu hangen, die Anführer führen den Kaiser an, und die Hackenschü-

tzen schützen nur ihre Hacken, um so schnell als möglich Reißaus zu nehmen. Was ist an so einem Führer, dessen rother Kopf Scheuer und Stadel in Brand zu setzen droht, während das griesgrämige Gesicht Bauchgrimmen verursacht und der insolente Ton seiner Stimme unseren Arm in's Zucken bringt? — er läuft wo es Streiche hagelt und bindet lieber mit wehrlosen Mädchen an, er zieht einen Stecken dem Schwert vor und bettelt lieber als er gibt, ist es da noch ein Wunder, wenn der Kaiser die Geduld verliert und so eine Soldateska hinwünscht, wo der Pfeffer wächst? Ist da etwas zu erstaunen, wenn er die Schlingel sammt und sonders mit Schimpf und Schande zurück schickt?

„Es bedurfte nur eines kleinen unbedeutenden Anstoßes um die Frage zur Entscheidung zu bringen und diesen Anstoß hat Einer gegeben, der bei Sr. Majestät mehr gilt als alle sieben Churfürsten zusammen, mehr als die ganze kaiserliche Vetterschaft und der heilige Vater in Person. — Ei was schaut ihr mich so zornig an Herr Obrist, als ob ihr mich zum Gabelfrühstück oder Abendmal verzehren wolltet, kann ich etwa dafür, daß Sr. Durchlaucht der Herzog Julius so warm für Eure Entfernung gesprochen hat? — Ja der Herzog von Braunschweig ist der wahre Schutzgeist des Kaisers!“—

Lang mochte aber in der Regel selbst von diesem Schutzgeist nichts wissen — „man kann sagen, er habe Böhmen von einer der großen Plagen, wie sie im Buche Mosis angedeutet sind, befreit.“

„Da Kerl!“ sagte der entrüstete Ramée, „da hast Du eine Plage, wie sie meines geringen Wissens im Buche Mosis nicht verzeichnet ist! —“ und versetzte dem Kammerdiener einen Faustschlag in's Gesicht, daß ein Fetzen Haut an der wuchtigen Hand des Obristen hängen blieb.

Dem Kammerdiener entfuhr ein kurzer Schrei, er brachte sein Tuch an die blutende Wange und eilte mit den Worten, die er mehr zischte als sprach:

„Mich könnt ihr schlagen, mit Füssen treten, aber schlagt doch den Herzog, tretet ihn mit Füssen!“ zur Thüre hinaus.

Ramée, dessen Mund vor Wuth schäumte, vermaß sich hoch und theuer, daß der Herzog seine Einmischung bereuen solle. „Ja ich will ihn schlagen,“ rief er, „nur soll der Schlag, wie ein Blitz auf ihn niederzucken dessen Urheber der Mensch vergebens sucht; ja ich will ihn schlagen, auf's Haupt schlagen, bis zur Vernichtung schlagen und Niemand soll auftreten und sprechen können, das war Ramée's Hand.“

Nachdem dieser Wuthausbruch vorüber war, schien

der Obrist seine Mittheilsamkeit gegen Tennagl zu bereuen, bemühte sich zu lächeln, sagte dann, sich die Schweißperlen von der Stirne streifend:

„Redet man doch etwas zusammen, wenn einem der Zorn überkömmt!“

Tennagl machte Miene, als ob er sich der Aeußerungen Ramée's gar nicht mehr erinnerte; nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Geht mir in Augenblicken großer Aufregung um kein Haar besser.“

„Dachte mir's gleich,“ versetzte der Obrist, „es ist das eine Eigenthümlichkeit aller guten Leute.“

Tennagl war zwar der Ansicht, daß Ramée, dann die vorzüglichste Ausnahme, der von ihm selbst aufgestellten Regel bilde, nickte aber wieder und sah nach der Uhr; als der Obrist diese Bewegung bemerkte, warf er gleicher Weise einen Blick nach dem Zifferblatte und sprang mit den Worten:

„Teufel! Teufel! Vier Uhr und mein Magen leer wie ein geplündertes Haus, lebt wohl, bester Tennagl!“ vom Sitz empor, rannte fort, aber nicht heimwärts, sondern spornstreichs zum Obersthofmeister des Kaisers, um sich Sicherheit zu verschaffen, da er bei dem Haße des

Kammerdieners eine Mystification für möglich hielt, zugleich wollte er dem Mißhandelten zuvorkommen und sein gutes Recht zur Beohrfeigung des Kammerdieners erweisen, ehe Lang noch Gelegenheit hätte, seine Klage anzubringen.

6.

Am folgenden Morgen war Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, noch ehe es tagte, von Tennagl gewarnt, mit Zurücklassung eines Briefes an Se. Majestät den Kaiser, nach Znaym, wo sich das Hauptquartier des Königs Mathias befand, entflohen, oder, wie Lang sagte, abgereist.

Das Schreiben an die kaiserliche Majestät enthielt eine peinliche Schilderung aller Mühen und Gefahren, denen sich der Prinz in Ansehung des Passauer Kriegsvolkes bereits ausgesetzt, so wie die Klage, daß man ihn Monate lang von Seite des kaiserlichen Hofes zum Besten gehalten, Auszahlung des rückständigen Soldes zugesagt, und nie Geld geschickt habe. Der Prinz malte die Scene auf der Donaubrücke von Passau, wo die Kriegsknechte auf ihn anschlugen, wie tausend Gewehrläufe auf ihn gerichtet waren, da er sich für die pünkt-

liche Auszahlung verbürgt habe, ohne, daß er doch seine Zusage aus Schuld des Hofes lösen konnte, lebhaft aus. Mit bewegten Worten, erinnerte er den Kaiser, daß er selbst aus uneigennütziger Anhänglichkeit an das Kaiserhaus hunderttausend Thaler von seinen eigenen Einkünften zur Bezahlung des Kriegsvolkes vorgestreckt und noch immer nicht zurück erhalten habe. „Sollte ich," schloß er, „hier noch abwarten bis mir einer der Schurken, welche das Netz über Eurer Majestät Haupt immer enger zusammen zu ziehen streben, das Lebenslicht ausbläst? Es ist mir zu Ohren gekommen, daß mir die Passauer, da ich an ihrem Abzuge Schuld bin, Tod und Verderben geschworen haben, ich habe der Welt hundertmal gezeigt, daß es mir nicht an Muth gebricht, dennoch trage ich gerechtes Bedenken, ob es vernünftig sei, Meuchelmördern blind in die Arme zu rennen, ich begebe mich deßhalb nach Znaym und hoffe dort für Euerer Majestät Nutz und Frommen viel mehr wirken zu können als in einer Stadt, wo der Kaiser mit eben so vielen Landesverräthern als aufrichtigen Freunden umgeben ist."

Der Kaiser schien über die Entfernung des Herzogs ungemein verdrießlich, dennoch arbeitete er, ganz gegen seine Gewohnheit zwei volle Stunden mit Haniwald, Hegemüller und Barvitius.

Nach diesen zwei Stunden wurde der Abzugsbe=

fehl veröffentlicht und der Soldateska durch den Reichspfennigmeister Welzer eine Abschlagzahlung von dreimalhunderttausend Gulden geleistet. Seit Rudolf's letzter Unterredung hatte sich plötzlich jene Summe gefunden, welche die kaiserlichen Räthe seit einem Vierteljahre jeden Tag mindestens einmal schworen, nicht herbeischaffen zu können. Man hatte gar nicht weit suchen dürfen, im Schatzgewölbe lag weitaus über eine Million an gemünztem Gelde, während außerdem ein märchenhafter Reichthum an Goldstangen und Silberbarren seiner Verwendung entgegen sah.

Trotz des vielen Goldes und Silbers setzte man den Kopf des ehrlichen Herzog's auf der Passauer Brücke der ernstesten Gefahr aus.

Die Passauer erhielten Befehl zum Abzug von Prag — aber nicht aus dem Königreich, wie Heinrich Julius gewünscht hatte.

Die unglücklichen Rathgeber des Monarchen glaubten sich bei den bevorstehenden Unterhandlungen mit Mathias, dem bereits Cardinal Dietrichstein entgegen gesandt worden war, um ihn, wenn möglich zur Umkehr zu bewegen, durch das Armeecorps des Erzherzogs einen Rückhalt zu bilden und ihren Wünschen Nachdruck zu verschaffen.

Diese unseligen Männer waren der Ansicht, ein

tüchtiges Armeecorps in einem nicht zu fernen Winkel des Landes, und nahe genug an den feindlichen Grenzen aufgestellt, müsse den glücklichen Erfolg der Unterhandlungen verbürgen.

Der Erzherzog wußte diese Meinung der Räthe so nachhältig zu unterstützen, daß sich Rudolf entschloß, den Abzug nach Budweis anzubefehlen. Die Marschordre sollte geheim gehalten werden.

Ramée vermaß sich laut und unvorsichtig binnen vierzehn Tagen wiederzukehren und die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden.

Die Prager wußten also, daß das Passauer Kriegsvolk abziehen würde, nur in der Stunde irrten sie sich, und zwar deßhalb, weil sie dem Kriegsobersten selbst erst unmittelbar von dem Abmarsch mitgetheilt wurde.

Das Kriegsvolk trat in drei Gewalthaufen — wie sich gleichzeitige Chronikanten ausdrücken — getheilt ihren Abzug so still, geheimnißvoll und ruhig an, daß erst die verlassenen Wälle der Kleinseite die Prager überzeugten, daß das erwartete Ereigniß bereits in Vollzug gesetzt sei.

Den ersten Haufen führte der Oberstlieutenant des Feldmarschalls Althan, Lazarus von Schwendi, den Zweiten der Graf von Sulz in eigener Person, und

den Dritten Aber der Oberstlieutenant Ramée's, der Oberst selbst führte den Nachtrab und verließ der Letzte die Stadt.

Der Erzherzog hatte noch in derselben Nacht, da der Beschluß des Abzuges gefaßt wurde, mit dem Obersten von Trautmannsdorf in einer Kutsche die Stadt verlassen. —

So kam der Morgen und die Kunde des Abmarsches, Trompeten klangen, Trommel wirbelten durch alle Gassen und Strassen der Alt- und Neustadt und riefen die Bürger zu den Waffen. Diese Trompetenstöße hatten nichts Beängstigendes, diese Wirbel nichts Beunruhigendes, die Bürger griffen wohl nach ihren Schwertern und Streitäxten, aber ihre Frauen und Kinder zagten nicht, es gab kein rührendes Abschiednehmen, kein Schluchzen und Weinen — höchstens eine kleine Aufmunterung, einen Ausruf des Vergnügens, der Schadenfreude, eine Mahnung an den bisherigen Drängern, Rache zu üben.

„Schlagt sie nieder," rief die Bräuerin am Vorschitz ihrem Manne und den Brauknechten zu, die sich zum Auszug rüsteten; „schlagt sie nieder die Passauer'schen Schweine, die sich mit unserem Blute gemästet."

„Man sagt, daß jeder Kriegsknecht die Finger voll Ringe von Prag weg zieht," bemerkte die vierzehn-

jährige Tochter des Kaufmann's Simeon Schuschitzky, gegen ihren Vater, „bring mir ein einzig Ringlein — doch nein, bringe mir zwei, Eines für mich und das Andere für den Kutnaur, von dem Du sagst, daß er ein so guter Mensch sei."

„Geh' mein Sohn," sagte der fünfundsiebenzigjährige Ritter von Kaplirz zu seinem Sohn; „geh' mit Gott und schlage diese Baalsdiener, wo Du sie antriffst; ihr Blut für unser Blut, ihre Köpfe für unsere Köpfe, so steht es in der heiligen Schrift."

„Fort mein Freund," rief der Friseur Widtmann seinem Neffen Michael Widtmann zu, „Du bist sonst ein leidenschaftlicher Jäger, so eine schöne Jagd wie heute, wirst Du Zeit Lebens nicht mehr haben, zwölftausend Hasen und nur ein Paar hundert Schützen, welcher Genuß!"

Am Leonardiplatz wimmelte es von Officieren und Ordonnanzen, Bürgern und Edelleuten. Vor dem Hause zum steinernen Rössel hielt ein Mann drei Reitpferde am Zaum, um diese Pferde stand gewiß die halbe Plattnergasse versammelt und gaffte die hübschen, wohl aufgezäumten Thiere an. Juden aus der benachbarten Judenstadt, Schmiedegesellen, Bäckerknechte und Höckerinnen stritten sich um den Werth der Thiere, um das Alter des Grafen Thurn, um den Preis, den die Frau,

Hummel für ihr scharlachrothes Feiertagskleid bezahlt, um die Haarfarbe Petronilla's und ob Sabine einen größeren oder kleineren Fuß als Schuschitzky's Agnes habe.

Eine halbe Stunde später öffnete sich die Thüre, es traten zwei Männer und ein Jüngling von vierzehn Jahren heraus. Sogleich flogen die Mützen der Umstehenden vom Kopfe, die Juden faßten den Rocksaum des einen Mannes und drückten ihn, ihre Ehrfurcht in orientalischer Weise bezeugend, an die Lippen, während die Uebrigen durcheinander Vivat und Hurrah schrieen.

Der Mann, dem diese Huldigung galt, grüßte anmuthig, indem er seinen Federhut schwenkte.

Es war Graf Thurn, der im Begriffe stand, sich an die Spitze der Mannschaft zu stellen, die zur Verfolgung des abziehenden Kriegsvolkes aufgebothen wurde.

Er sah noch etwas blaß aus, gefiel aber dem Volke dadurch um so mehr, da es diese Bläſſe mit Recht für die Folge des Blutverlustes ansah, den der geliebte Graf für Stadt und Land erlitten hatte.

Der Jüngling neben ihm, den kein Mensch für den barfüssigen Pferdejungen Jan Kafka angesehen hätte, war als Page gekleidet und trug ein, mit weißem Pelzwerk verbrämtes, Baret auf dem Kopf, von welchem zwei lange Federn nickten, so wie eine Schärpe um die

Schulter geschlungen, an welcher ein kleiner Degen befestigt war, endlich ein zimmtbraunes Wamms mit Silberstickerei und gelbe mit Sporen versehene Halbstiefel.

Niemand erkannte den Burschen, der mit einer Gravität auftrat, als ob er schon zehn Jahre Pagendienste gethan, Niemand als eine alte kupfernasige Höckerin, die sich Frau Eva nennen ließ.

„O Du mein Jesus," rief die Alte aus! „Ist das nicht Kafka's Bub'? Wenn das seine Mutter erlebt hätte, die Cordula, sie wäre vor Freude gestorben!"

Dann wandte sie sich nach dem metamorphosirten Pferdejungen und rief ihm zu:

„Kennst Du die Mutter Eva noch, die Dir manche Tracht Schläge ersparte, als Du noch in Deines Vaters Hause warst?"

Der Page des Grafen trat auf die alte Höckerin zu, gab ihr trotz der zersprungenen Lippen und rubinrothen Nase, einen derben, durch allgemeinen Beifall und donnerndes Hurrah belohnten Schmatz, drückte ihr einen Thaler in die Hand und sagte:

„Redet mir von den Schlägen nicht eher wieder bis ich selbst, welche ausgetheilt habe." Dabei schlug er auf seinen Degen und wies nach der Richtung, welche die Passauer eingeschlagen hatten.

Der Dritte war, wie es sich von selbst versteht, ein kurzer, dicker, graubärtiger Mann, der den Kopf viel höher trug als der Anführer und sehr rein Deutsch mit Anklängen des sächsischen Dialektes sprach; dieser Mann war vom Kopf bis zu den Zehen bewaffnet und trug statt eines Kürasses, der ihm seiner Beleibtheit wegen lästig fiel, ein büffelledernes Koller.

Auf einen erneueten Trompetenruf schwangen sich die drei Personen auf die Pferde.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß unser alter Freund Hummel in dem Bestreben gar anmuthig rechts und links zu grüssen und seiner Gattin noch ein Kußhändchen zuzuwerfen, bald vom Pferde gefallen wäre, nur ein Griff der ehernen Hand des Grafen bewahrte ihn vor dem Schicksal, der versammelten Menge zum Schauspiel zu dienen.

An der Gassenecke stieß der Friseur Widtmann mit seinem Neffen Michael zu unseren Reitern.

Am großen Ring, stand das Gros der ganzen Mannschaft, welche zur Verfolgung bestimmt war, während den Uebrigen die Obhut über die Stadt empfohlen blieb.

Graf Thurn setzte sich an die Spitze von fünfhundert Reitern und tausend Fußgängern, welche außerdem noch zwei Feldschlangen mit sich schleppten.

Ein Fähnlein Reiter, etwa hundert Mann stark, bestand bloß aus Edelleuten lutherischen Bekenntnisses, sie bildeten die Leibwache des Generallieutenants, unter ihnen konnte man einen Theil der ritterlichen Tafelgenossen des Kanzlers von Lobkowitz bemerken, den Grafen Joachim Andreas Schlick, den Urenkel des berühmten Kanzlers dreier Habsburgischer Kaiser, den alten Kaspar Kaplircz von Sulewitz mit seinem jungen Sohn, die Ritter von Berbisdorf und Ottersdorf, dann die Kinsky, Berka, Ruppa, Loß, Lobkowitz-Hassenstein, Smisczicky, Neuhaus, Colonna, Budowa, Harant, Dworzetsky von Obranowitz, Bjle, Konetz-Chlumsky u. s. w. die rüstigsten Vertheidiger der ständischen Privilegien und Religionsfreiheit, lauter Männer, welche noch der alte Hussitengeist zu beseelen schien.

Wie sie jetzt so fröhlich hinaus ritten, es sollte ein Tag kommen wo sie gealtert und um viele Hoffnungen ärmer von einem viel ernsteren Kriegszug heimreiten sollten, nicht um einen Sieg zu feiern, sondern sich zum Tod vorzubereiten, welchen ihnen der Sieger in Gestalt von Galgen und Schaffot brachte.

Aber auch unter den Bürgern gab es Manche, welche die Schlacht am weissen Berg und den Bluttag *)

---

*) 12. Juni 1622.

erlebten. Mancher aus Ihnen mischte an diesem Tage der Märtyrer sein Blut mit dem Blut der Edlen des Landes und half den „großen Ring“ roth färben.

Unter den Bürgern ragte der durch seine herkulische Gestalt ausgezeichnete Bräuer Habermann, der Glockengießer Netoliczka, und Kaufmann Wieser hervor, dann aus der Prager Neustadt einer der Directoren Valentin Kochan, der Bürger Tobias Steffek, Christoph Kober, Simeon Schuschitzky, mit einem jüngeren Bürger dem Rathsherrn Kutnaner, Nathanael Wodniansky, Wenzeslaus Gisbitzky, Heinrich Kosel, Andreas Kocauer, Simeon Wokatsch und Georg Rzetschitzky hervor.

Auf einem munteren kleinen Pferde saß ein schlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren, dessen kastanienbraunes Haar ungekünstelt um die Schläfe und die freie, offene und denkende Stirne flatterte, der Mann, welcher nun das Schwert führte, hatte noch weit öfter das Skalpel gehandhabt und viel zahlreichere Wunden geheilt als geschlagen, er war der große „Jessenius von Jessen,“ der Trost der Leidenden, die Hoffnung der Kranken, der berühmteste Arzt der Prager-Schwesterstädte, dessen blosses Erscheinen am Krankenbette schon beruhigend wirkte.

Obgleich dem Calvinismus zugethan, kannte Jessen, seinem Zeitalter weit voran schreitend keinen Unterschied des Bekenntnisses oder der Person, er behandelte protestantische Geistliche und Mönche der Gesellschaft Jesu, Bettler an der Heerstrasse und gräfliche Würdenträger des Reiches mit gleicher Sorgfalt und Menschenfreundlichkeit. — Er ging bei den Juden des Ghettos so gut ein und aus, als in den Häusern der Mächtigen und Großen und hatte die unermeßliche Kühnheit, zu behaupten, daß das Schenkelbein des armen, schmutzigen Schacherjuden um nichts schlechter, brüchiger oder werthloser sei, als das Sr. Majestät des großmächtigsten römisch-deutschen Kaisers. Rudolf, der von Sonderlingen, die er seiner Gunst werth hielt, Manches hören mochte, was sonst als Majestätsverbrechen mit Schwert und Strang bestraft worden wäre, ergötzte sich an den Paradoxen des Arztes, dessen Geschicklichkeit er gleichwohl hochschätzte. Jessen durfte dem Kaiser davon reden, daß es im ewigen Leben keinen besonderen Katholikenhimmel geben werde, wo die Bekenner der allein seligmachenden Kirche mit Extrawürsten gespeist würden, daß ferner Kaiser und Päpste vor Gott mit dem aussätzigen Betteljuden in ganz gleicher Linie stehen würden.

Rudolf duldete es, daß Jessen alle Tinkturen-

brauer, Alchimisten, und Astrologen des Kaisers, mit der einzigen Ausnahme Kepplers, Räuber und Diebe schimpfte, die den Galgen längst verdient hätten.

Der berühmte Arzt tummelte sein ungarisches Rößlein munter herum und ritt nun gerade auf den Grafen Thurn zu, sich um das Befinden seiner Schulter zu erkundigen.

Ihm folgten von ferne zwei ernste Männer, die zwar ebenfalls Doktoren, wenn auch nicht Aerzte waren. Haunschild und Rippel waren die deutschklingenden Namen der beiden Rechtsgelehrten, welche ihre Rechtskenntnisse einst nicht vom Schaffot bewahren sollten. Mit ihnen ritten die Sachwalter Bopetzky, Kubin und Schwehla, dann der Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers selbst, Borbonius, ein Mann, der weit entfernt, den Erfindungsgeist und das selbstständige Urtheil Jessens zu besitzen, doch den ganzen Reichthum medizinischen Wissens seiner Zeit in sich vereinigte und bis zu seiner letzten Stunde fortfuhr, neu Erfundenes und Erdachtes sich anzueignen. Er hätte damals auch nicht gedacht, daß er, das Schaffot nahe streifend, sein Leben in der Verbannung enden würde.

In dem Augenblicke, als sich Jessen von der Gruppe entfernte, näherte sich ihm einer der reichsten Männer Prags, um seinen ärztlichen Rath zu erbitten.

Martin Ernwein beklagte sich nämlich über Schlaflosigkeit und gestand gleichzeitig, daß er eine halbe Schoppgans oder einen gemästeten Kapaun im Magen, noch mit fetttriefenden Lippen, das Nachtlager suche. Borbonius erschöpfte sich eben in Herzählung von fünfzig bei Griechen und Römern, am Ganges und an der Seine üblichen Mittel gegen Schlaflosigkeit, hob den etwas gekrümmten Zeigefinger und untersagte dem bestürzten Manne alle abendliche Tafelfreude, als Jessen gerade beruhigt von dem Grafen zurückkehrte, so daß er noch die letzten Worte des kaiserlichen Leibarztes verstehen konnte.

Er lächelte über die verzweifelte Miene des reichen Mannes, der eilf Jahre später über ganz andere Dinge verzweifeln sollte und sagte:

„Mein College hat so Recht als das Ein mal Eins und wenn Ihr in der gewohnten Weise fortfährt, so geht Ihr unfehlbar zum Teufel. Aber — ich sehe es Euch an, Ihr möchtet weder zum Teufel gehen, noch Euer Abendmahl einstellen; nun, es gibt einen Mittelweg, der vielleicht auch zum Ziele führt.“

„Ihr meint schweißtreibende Mittel?“ fiel Borbonius ein.

„Nicht doch,“ versetzte Jessen, „ich bin in diesem Casus von ihrer Unzweckmäßigkeit so überzeugt, als

magnificentissimus. — Ich schreibe Euch folgendes Recept vor: Eßt eine halbe Schoppgans, trinkt Euer gewöhnliches Getränkmaß, aber verschafft Euch gute Gesellschaft und wenn zufällig ein Paar hübsche Mädchen darunter sind, wird es Euerer Gesundheit auch nicht schaden; lacht, scherzt, tollt mit Ihnen um, das wird Euer Blut erleichtern, und zwei Stunden nach dem Schmause, merket wohl, keine Sekunde früher, dürft Ihr das Bett aufsuchen.

Borbonius lächelte bei dieser Vorschrift, legte den krummen Finger an die Nase und sagte, als sich Fruwein entfernt hatte, zu Jessen:

„Aber, wie könnt Ihr den Mann so vexiren?“

Jessen blickte den Leibarzt fragend an, und dieser fuhr kopfschüttelnd fort:

„Als ob ein Uebel ohne Specificum geheilt werden könnte! Die Medizin ist das logische Correlat der Krankheit; Heilung kann ohne Medizin eben so wenig gedacht werden, als der Tod ohne Krankheit.“

Jessen zuckte die Achsel und erwiederte, er pflege es wenigstens so zu halten, wenn er an Schlaflosigkeit leide. —

Während dieser Unterredung hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt; Graf Thurn jagte in Sturmeseile dem Feinde nach, Jan Kafka, der sich als Page dicht

an seinen Gebieter halten zu müssen glaubte, folgte ihm auf den Fersen.

Kaspar Hummel versuchte es, einige Minuten mit dem Grafen gleichen Schritt zu halten, verlor aber dermaßen den Athem, daß er, um nicht zu ersticken, sein Pferd anhalten mußte.

Tobias Widtmann, blieb unter dem Vorwande zurück, seinem Nachbar, wenn es die Umstände erheischten, mit einem Aderlaß beizuspringen, in der That aber, da seine Knochen den Geschwindschritt des Pferdes eben so wenig vertrugen, als die Fleischmassen des alten Freundes.

Auch von den Cavalieren hatten nur wenige Lust, sich an der wilden Jagd des Generallieutenonts zu betheiligen, und so kam es, daß nur eine kleine Schaar dem ganzen Zuge weit voraus blieb. Diese kleine Schaar bestand aus Thurn, seinem Pagen, dem Neffen des alten Friseurs, Michael Widtman, aus dem Grafen Wilhelm Lobkowitz, Ulrich Kinsky, Wenzel von Raupova und Paul Ryiczan, denen sich etwas später noch Dr. Jessen, dessen feuriges Pferd die langsame Bewegung im Angesichte der vorauseilenden Reiter nicht dulden wollte, zugesellte.

Sie waren noch nicht eine Viertelstunde geritten, als Graf Thurn seinen Renner plötzlich anhielt und

etwas, das seine Begleiter nicht errathen konnten, zu beobachten schien.

Ungefähr eine Viertelstunde vor ihm glänzte etwas wie blanker Stahl; es war unstreitig das Blitzen von Waffen, Thurn theilte seiner Umgebung die gemachte Entdeckung mit.

Wilhelm Lobkowitz war der Meinung die nachfolgenden Scharen zu erwarten ehe man etwas unternahm, Kinsky wünschte sogar, daß ohne das nachrückende Fußvolk nichts unternommen werde, Rziczan und Raupowa stimmten dem Lobkowitz bei, Thurn blieb also mit seinem Pagen, der vor Lust zitterte, die ersten Proben seiner Tapferkeit abzulegen, in entschiedener Minorität, Jessen, welcher kein Wort gesprochen hatte, that nun den Vorschlag, dem kleinen Jungen Bewegung zu gönnen und auf Recognoscirung auszuschicken.

Kaum war dieser Vorschlag gemacht, als der Bursche, bei dem ersten billigenden Blick des Generallieutenant's, den er aufgefangen, seinem Pferde, einem der schönsten Thiere, die je von einer böhmischen Krippe Heu raufften, die Zügel schiessen ließ und pfeilschnell davon flog.

Als die Cavaliere heran kamen, brach Graf Thurn mit seinem Häuflein wieder auf, sie mochten kaum hun-

dert Schritte vorwärts gethan haben, so kam der kleine Page zurückgesprengt, und berichtete athemlos, daß er den Gaul bemerkte, den er, wie unsere Leser sich vielleicht noch erinnern, verloren hatte.

„Das arme Thier," setzte der gutherzige Junge hinzu, „ist gezwungen die schwersten Lasten zu tragen, während es früher höchstens mich zu tragen, oder einen mit Küchengewächsen befrachteten Karren zu ziehen hatte, Ormiczko! Aber ich will das arme Thier den Feinden abjagen so wahr ich lebe und Jan Kafka heiße."

Auf die Frage um die Zahl der Feinde, verzog der Page verächtlich den Mund und sagte, daß man den Leuten von der Stirne Bangigkeit und Furcht herablesen könnte, darum eilten sie auch mit übermenschlicher Anstrengung vorwärts um den Händen der Verfolger zu entgehen.

„Es ist nichts als der Troß," endete er seinen Bericht, einige arme betrunkene Bursche, die das Gepäck geleiten, sonst ist weit und breit kein Feind zu erblicken, ich hätte die Paar Mann mit eigener Faust erschlagen, wenn ich mich nicht für verpflichtet gehalten hätte, über das Resultat meiner Sendung Auskunft zu ertheilen."

Auf diese Nachricht eilte Graf Thurn durch einige Freiwillige, von der adeligen Brigade verstärkt, rasch

vorwärts. Es zeigte sich Alles, wie den Kundschafter mitgetheilt, die zehn, zwölf Männer, welche ein Dutzend Pulverkarren, Proviantwagen, und bepackte Pferde vor sich hertrieben und den Zug abwechselnd mit Flüchen und freundlicher Zurede zu fördern strebten, schienen jedes Widerstandes unfähig.

Es schien außerdem, daß sie große Angst hatten, denn sie wandten sich häufig um und schlugen dann nur um so eifriger auf die Zug- und Lastthiere los.

Als ihnen die Reiter bereits auf der Ferse waren, machte der Troß eine letzte Anstrengung.

Die Kriegsknechte faßten die Pferde am Zügel und rießen sie, zugleich mit den Kolben darein schlagend, unaufhaltsam vorwärts.

Jedermann, der schon einmal auf der Poststraße von Prag nach Budweis gefahren ist, wird sich erinnern, daß der Weg anderthalb Stunden außer der Stadt sanft ansteigt und eine kleine Strecke neben dichtem Gebüsch hinführt. Es sind Haselstauden, Hagebutsträucher und Wachholder, welche als Vorposten des nahen Waldes sich hart an die Strasse hinziehen und die Aussicht zur Rechten vollkommen maskiren. Dieses Gestrüpp krönt die Anhöhe und senkt sich mit der

Strasse an der entgegengesetzten Seite der Anhöhe nieder.

Diese Stelle war es, zu der sich die Bedeckung mit der letzten Anstrengung ihrer erschöpften Kräfte hinauf arbeitete, der Page des Grafen, welcher nur mehr einen Büchsenschuß von dem Mann entfernet war, welcher den abgemagerten, blutrünstigen Gaul seines Vaters unter beständigen Kolbenschlägen hinter sich herzog, drückte seinem Thier die Sporen in die Weichen und nöthigte es einige Sätze vorwärts zu thun, die ihn in gleiche Linie mit dem Kriegsknecht brachten, ein Hieb trennte die Hand des Soldaten so geschickt vom Gelenke ab, daß sie unter einem Strom nachrinnenden Blutes zur Erde fiel. Der zusammenbrechende Kriegsmann klammerte sich krampfhaft an die Muskette und berührte dabei den Hahn, daß das Gewehr sich mit einem Knall entlud und die Kugel in den nächsten Pulverkarren schlug. Einen Augenblick danach bebte der Boden unter einer furchtbaren Detonation, ein dichter Qualm umhüllte die ganze Gruppe wie mit einem undurchsichtbaren Schleier, ein gräßlicher Schrei erfüllte die Luft, einzelne Gliedmassen fiellen zehn bis zwanzig Schritt weit von dem Ort der Explosion zu Boden, die Verwirrung war allgemein.

Die Pferde des Generallieutenants und seiner Umgebung scheuten glücklicher Weise zurück, so daß Roß und Reiter außer einigen leichten Quetschungen keine weiteren Folgen zu beklagen hatten.

Gleich auf den Donner der gewaltigen Erschütterung knatterten einige Schüsse aus dem Gebüsch hervor, die immer rascher auf einander folgten.

Als sich die Rauchwolken von leisem Windhauch bewegt, zerstreueten, brachen aus dem Dickicht an zwei hundert Fußknechte hervor, die sich auf die wenigen Reiter stürzten, welche einen Büchsenschuß weit vor der schrecklichen Scene gehalten hatten.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage.

Die ziemlich enge Strasse bot auf dem höchsten Punkt der kleinen Anhöhe einen unentwirrbaren Knäuel von umgestürzten Wagen, gefallenen Zugpferden, mit dem Tod ringenden Fuhrleuten, verstümmelten Leichnamen und halbverbrannten zerbrochenen Geräthschaften der verschiedensten Art dar.

Neben einem hingestreckten schlecht aussehenden mageren Pferd saß ein junger Mensch ganz unbeschädigt, der seinen Arm mit vieler Zärtlichkeit um den Hals des getödteten Gaules geschlungen hatte.

Hundert Schritte von dem mit blutigen Gliedern bedeckten Schauplatz, dessen einziger unverletzter Bewohner der Page war, standen vierzig Reiter, während eine Viertelmeile hinter ihnen das Gros des kleinen Corps nachrückte.

11.

Der arme Jan Kafka mußte ohne Zweifel so betäubt oder gefährlich verwundet sein, daß er an der Flucht verhindert wurde, sonst wäre es unbegreiflich, warum er so regungslos neben dem todten Pferde saß.

Thatsache ist übrigens auch, daß ihn die Explosion des Pulverwagens wirklich betäubt, und daß ihn gleich darauf ein gewisser Blick und eine gewisse Stimme gleichsam festgebannt hatten, und daß sich, als dieser Bann endlich gelöst war, zweihundert Passauer zwischen ihn und die befreundeten Reiter warfen.

Wessen Schlangenblick hatte aber den Knaben so berückt? —

Leider kein anderer, als der des Obersten Ramée.

Dieser hatte nämlich für Haß und Rache ein nur allzutreues Gedächtniß. Als er den von den Seinigen abgeschnittenen Pagen erblickte, erkannte er ihn

nicht gleich. Das Sammtbarett, die Halbstiefeln, das pelzverbrämte Wamms und das Schwert hatten ja den armen Jan Kafka so vortheilhaft verändert.

Da tauchte plötzlich die Gestalt des Pferdejungen in den viel zu langen und viel zu weiten Kleidern des ehrlichen Kupferschmiedes in seinem Innern auf. — Er verglich diese Gestalt mit dem zierlichen Pagen und es fiel wie Schuppen von Lorenz Ramée's Augen; der Pferdejunge stand, wie er leibte und lebte, vor ihm. Es war derselbe Bursche, der mit dem Strom gekämpft, und ihn, den Ramée, der ihn für todt gehalten, so schmachvoll betrogen hatte.

Der Page hatte seinen alten Feind, welcher die Kriegsknechte anfeuerte, kein Quartier zu geben und insbesondere auf Thurn, Fels und Kinsky wies, augenblicklich erkannt.

So lange der Oberst ruhig blieb, machte auch der Knabe keine Miene zu entfliehen. Dieß dauerte aber nur einen Augenblick, dann rief ihm Ramée zu:

„Macht Euch fertig! Heute wird kein freundlicher Mahlknecht Euer Verderben ablenken!"

Mit diesen Worten hob er seine schwere Pistole auf, ließ den Hahn knacken und schoß nach der Richtung, in welcher sich der Page befand.

Dieser sprang, als er die Mimik des Obersten bemerkt hatte, wie von einer unsichtbaren Feder emporgeschnellt, auf und rannte nach der entgegengesetzten Seite, wo sich das Terrain allmälig senkte. Diese Senkung war indeß so sanft, daß sie, zumal kein Baum oder Fels den Blick begrenzte, von der Anhöhe vollkommen übersehen werden konnte.

Ramée erhob, ohne seinen Platz zu ändern oder eine Miene zu verziehen, eine zweite Pistol', sch ug an und feuerte.

Jan Kafka fühlte sich getroffen, rannte aber dessenungeachtet unaufhaltsam vorwärts, sprang über einen tiefen Wassergraben und lief einem mit Erlen, Waiden und allerlei Buschwerk bedecktem Dickicht zu.

Gelang es ihm, das Dickicht zu erreichen, so konnte er ruhig Athem schöpfen und den Abzug des feindlichen Kriegsvolkes abwarten.

Es konnte nämlich Niemanden zweifelhaft sein, daß Rameé in seiner eingenommenen und mit dem Rücken an den Wald gelehnten Stellung keine andere Absicht hege, als den Rückzug des Erzherzogs zu decken und die nachrückenden Böhmen ein Paar Stunden aufzuhalten. Lange konnte der Widerstand des Obersten nicht dauern.

Fand also der muthige Junge nur ein zeitweiliges

Versteck, so war er gerettet. Er achtete daher nicht auf die Kugel, die ihm in's Schulterblattt gedrungen, sondern eilte im rasenden Lauf vorwärts.

Ramée stieß einen unaussprechbaren Fluch aus, und rief einigen Burschen, die sich über die Taschen der todt auf der Straße niedergestreckten Bedeckung hergemacht hatten, zu, daß er ihnen zehnfach vergüten werde, was sie bei dem Aas finden könnten, wenn sie sich auf die Hetzjagd des flüchtigen Jungen machen wollten. Gleichzeitig bezeichnete er ihnen den Pagen, der anscheinend nur mehr wenige Schritte weit vom Gehölze entfernt war.

Drei Marodeurs erhoben bei dieser Anrede des Obersten zugleich ihre Köpfe.

Ramée lachte sie freundlich an und die Plünderer ließen die halbentkleideten Todten, deren Uniformen sie durchstöbert hatten, um zu sehen, ob sich nicht irgendwo ein vorsichtig eingenähter Thaler oder Ducaten der Vergessenheit entziehen liße, zurückfallen.

Die Marodeurs, welche bei Ramée's Signal zur Menschenjagd die Köpfe emporgehoben hatten, waren schwächliche, hagere Leute, deren Gesichter mehr Narben von Prügeleien, als ehrenvolle Wunden aufzuweisen hatten. Sie sahen zwar aus, wie wandelnde Zeughäuser, obgleich sie selten und nur im äußersten Nothfalle

gegen Andere, als wehrlose Greise und schwache Weiber von ihren Waffen Gebrauch machten, es rührte daher dieser große Vorrath an Pistolen, Dolchen und Säbeln von dem Plündern der Todten und dem Bestehlen der Lebendigen her.

Auch in diesem Augenblicke hatte jeder der drei Tapferen ein Paar Pistolen zur Verfügung.

Sie liefen etwa hundert Schritte in dem Rübenfelde fort, durch welches einige Zeit zuvor der Knabe gelaufen war, und schoßen dann fast gleichzeitig ihre Gewehre ab.

Sie mußten ihn verfehlt haben, denn er lief fort — leider aber nur noch eine Secunde, dann sank er zusammen. — Die Plünderer schrieen „Halloh!" und rannten, ihre Säbel und Pistolen wild schwingend, die Anhöhe hinab.

Da erhob sich der Flüchtling abermals und begann seinen verzweifelten Lauf von Neuem.

Die Menschenjäger kamen an die Stelle, wo das Wild gelegen hatte; einer der Soldaten, ein rothhaariger Bursche, auf dessen Brust sich zwei blutrothe Striemen abzeichneten, stieß seinen Säbel in den Boden und sagte:

„Das Thier hat stark geschweißt!"

In der That war eine Blutlache sichtbar, die von einer fürchterlichen Verwundung herrühren mußte.

Sein Camerad, ein Mann mit einer vollkommenen Kalmückenphysiognomie, kleinen, geschlitzten Augen und starken, hervorstehehenden Backenknochen, wendete den Kopf seitwärts, als ob er horchte.

Er hatte in der That am Saume des Gebüsches ein Rascheln gehört.

„He!" rief er, „das Wild ist nicht weit von uns durchgebrochen!" dann lief er vorwärts auf das Gebüsch zu.

Die beiden Anderen folgten rasch nach.

Da krachte es plötzlich und der Verfolger fiel, die noch jungen, spärlichen Blätter des Huflattichs mit seinem Blute färbend, zu Boden. Er lag nicht zehn Schritte weit von seinem Opfer.

Jan Kafka, der aus drei Wunden blutete, von denen aber keine einzige tödtlich war, hielt sich mühsam auf einem Knie, da ihm die Kugel des Rothkopfes den Fuß zerschossen hatte.

Als die zwei anderen Bursche herbeikamen, kümmerten sie sich sehr wenig um das Hilfegeschrei ihres Kameraden, sondern drangen auf den Pagen ein, der ihnen seine zweite Pistolole entgegenhielt.

Der Eine, ein Wallone, wollte ihm die Waffe mit

dem Säbel aus der Hand schlagen; der Rothkopf gab ihm einen Wink, den Versuch aufzugeben, er zog vielmehr eine weiße Halsbinde hervor, die er einem getödteten Kameraden vor fünf Minuten abgenommen hatte, pflanzte sie an die Spitze seines Säbels und forderte den verwundeten Jungen zur Uebergabe auf.

„Was wollt Ihr,“ begann er im singenden Tone, „Einer gegen Zwei, und obendrein ein Kind gegen Männer, und überdieß ein verwundetes Kind gegen zwei unverwundete Soldaten? Wäre verflucht wenig Ehre dabei,“ hier machte der Redner eine Geberde des Abscheues, „Euch unter's Knie zu bringen! Gebt Euch gutwillig, und ich will nicht selig werden, wenn Euch Jemand etwas zu Leide thut! Seid vermuthlich ordentlicher Leute Kind, die ein Paar Patzen nicht anschauen, wenn es gilt, ihres Sohnes Gefängnißthüre zu öffnen. Wollt Ihr? — Ach je, wie Ihr zittert, habt ja kaum Kraft genug, um die Pistole zu halten!“

Der arme Junge, dessen Blutverlust allein hingereicht hätte, ihn kampfunfähig zu machen, sah wohl ein, daß der rothköpfige Soldat Recht habe, und daß der Ausgang eines Kampfes gar nicht zweifelhaft sein könne, zauderte aber dennoch, das angebotene Quartier anzunehmen.

„He!“ sagte der eine Soldat mit dem rothen Haare, „wir wollen Euch zeigen, wer wir sind und wie wir es meinen,“ und warf die entladenen Pistolen sammt dem Säbel von sich, und nöthigte auch seinen Kameraden, das Gleiche zu thun.

Beide hatten ihre Waffen in der That so weit von sich geworfen, daß sie außer dem Bereich ihrer Hände waren; der Page, der nicht daran dachte, daß den beiden edelmüthigen Kriegern noch ihre Stöcke blieben, zögerte nun nicht länger und schleuderte sein noch geladenes Pistol in den Wassergraben, um es vor seinen Verfolgern sicher zu stellen.

Wie es nicht anders möglich war, entlud sich die Pistole im Wurf, der Wallone schrie nun „Verrath“ und warf sich über den waffenlosen Knaben; sein Kamerad, rührte keine Hand, rief ihm aber zu, nach dem Kopf zu schlagen.

Vergebens streckte der Unglückselige die Hände bittend gegen die Ungeheuer aus, vergebens verhieß er ihnen im Namen des Grafen Thurn hundertfältigen Lohn. —

„Weil Du dem Erzketzer angehörst,“ schrie der Wallone dem Knaben zu, „mußt Du jetzt erst recht sterben! Rühre Dich, Sepp,“ mahnte er den unthätigen Zuschauer und Rathgeber, „daß wir mit dem Teu-

felsbraten zu Ende kommen. Da oben“ — er deutete nach der Anhöhe — „will's mir nicht gefallen!“

Der mit Sepp Angeredete schien die Besorgnisse des Wallonen zu theilen, schwang seinen Stock, kehrte ihn dann um, daß er das dünnere Ende zur Hand bekam und holte zu einem Schlag aus, der dem am Boden Liegenden die Kinnlade spaltete.

Hier verlor das arme Kind die Besinnung.

Gott sei gelobt, daß er nichts mehr hörte, nichts mehr sah und vielleicht auch nichts mehr empfand, denn der rothhaarige Sepp, dem die Procedur mit den Stöcken zu langsam ging, raffte, während sein Kamerad fortfuhr, den Kopf des Unglücklichen langsam zu zertrümmern, einen kolossalen Stein auf, der nächst dem Wassergraben lag und zum Theil mit Erde und Moos bedeckt war, Diesen Block rollte er mühsam bis zu den Füßen seines Opfers, faßte ihn dann mühsam mit beiden Armen, und hob ihn in die Höhe, um ihn auf den Schädel des sterbenden Knaben niederzurollen. Der arme Page sah nichts mehr davon.

Sei es nun, daß Sepp den Stein vorschnell fallen ließ, sei es, daß er nicht die Kraft hatte, ihn länger schwebend zu halten, genug, der Block stürzte nieder, aber nicht auf den Kopf des Unseligen, sondern auf die Füsse eines der Mörder.

In demselben Augenblicke raschelte etwas zwischen den Erlen, Schüsse knallten, Hörner klangen und der Wallone machte Miene, ohne ein Wort zu sagen, die Flucht zu ergreifen.

Sepp, der mit zerschmetterten Füßen neben dem blutigen Schlachtopfer lag, beschwor seinen Gefährten, ihn fortzuschaffen.

Der Wallone machte aber eine jener unanständigen Geberden, welche der Volkswitz erfunden, um etwas schweigend, spöttisch und beleidigend zugleich abzulehnen.

Eine wahre Springflut von Flüchen, die eben so viele Gotteslästerungen enthielt, folgte dem treulosen Flüchtling und Mordgesellen auf der Ferse nach.

Er war noch nicht weit gekommen, gerade nur an den Rand des Blachfeldes, als es hinter ihm aufblitzte, und er, ehe noch der Büchsenknall zu seinen Ohren drang, am Boden lag.

Die Böhmen hatten sich des Gebüsches, in welchem sie Nachzügler des Passauer Volkes vermutheten, bemächtigt, sie fanden zwei verwundete Soldaten und einen sterbenden Knaben. Man legte das Kind, welches die Farben des Grafen Thurn und das Feldzeichen der Böhmen trug, auf eine aus Reisig geflochtene Baare und brachte es auf die Anhöhe, wo die Anführer der Böhmen versammelt waren.

Die Gefangenen wurden, je von zwei Soldaten unterstützt, eben dahin geschleppt.

Der Generallieutenant von Böhmen, Graf Thurn, stand von seinem, aus den Edelsten des Landes gebildetem Stabe umgeben, unter einer etwas abseits von der Straße einsam stehenden Linde.

Der Graf hatte wiederholt nach dem Knaben ausgeschickt er war nicht unter den Gebliebenen also mußte er in Gefangenschaft gerathen sein.

„Besser gefangen als todt," meinten die Freunde des Generals, welche ihn zu beruhigen strebten.

„Nein und tausendmal nein," versetzte der General; „Namée weiß, daß es der Knabe war, welcher die Eroberung der Altstadt hinderte, Namée weiß, daß derselbe Knabe diesen Kopf hier — ja staunen Sie so viel Sie wollen, — daß der Knabe das Leben des Grafen Thurn rettete, ich wollte lieber von zehn Kugeln durchbohrt, als in des Namée Hände fallen. Gebet dem Henker der Altstadt Prag ein Obristenpatent, und ihr könnt mit Sicherheit darauf rechnen, daß er sich gar sehr zu seinem Vortheil von Namée unterscheiden wird, kleidet dagegen den Günstling des würdigen Bischofs von Passau in Scharlachtuch, gebt ihm das breite Richtschwert in die Hand und stellt ihn neben unserem Gevater Hämmerlein und ihr werdet, auf Na=

mée deutend, bekennen müssen, er sei der echte, wahre, rechtmässige Henker. Wenn ihr übrigens an der wahren Natur des kaiserlichen Obristen zufällig zweifelt, so beseht Euch doch diese Blätter meine Herren, die unter Ramée's erbeuteteu Schriften gefunden wurden. Der Schuft setzte auf unsere Köpfe einen Preis, als ob wir Wölfe oder Füchse wären. Graf Kinsky, Freiherr Colona und ich, wir sind Diejenigen, welche der Obrist einer christlichen Armee seiner Meute vorwarf, als wären wir zum Thierkampf verurtheilte Missethäter."

Der Graf liess seinen Blick über die noch in seiner Hand befindlichen Blätter gleiten und frug dann abermals: „Noch nichts von dem armen Burschen? Ich sah ihn einen Augenblick durch den Rauchwirbel hindurch neben einem erschlagenen Pferd zusammen gekauert im Staub der Strasse sitzen, als ein gäher Luftzug den Rauch verwehte, war nichts mehr zu sehen, als diese eingefleischten Teufel, welche der Obrist uns an den Hals hetzte, und es war in der That die höchste Zeit, dass Ihr kamet," diese Worte richtete Thurn an den Freiherrn von Fels — „sonst wären wir sammt und sonders verloren."

Während der Generallieutenant so sprach, wurden noch immer Gefangene eingebracht, mancher gemeine Kriegsknecht trug an tausend Gulden Beute mit

sich, die er bei der theilweisen Plünderung der Kleinseite sich zugeeignet hatte, Officiere die todt oder verwundet aufgefunden wurden, trugen oft die Finger mit Ringen besteckt, deren Eigenthümer an den Wappen kennbar waren.

Schon hatten sich die in den Wald entsandten Plänkler wieder gesammelt, schon war die Beute in Sicherheit gebracht, schon wurde das Trompetenzeichen zum Aufbruch gegeben, als vier Männer aus den Reihen der Nationalmilitz eine Bahre vor der Generalität niedersetzen. „Es scheint guter Leute Kind,“ bemerkte Einer der Träger, „und trug die Farben des Generals.“

Graf Thurn warf einen Blick auf die Bahre, und sagte:

„Ruft mir augenblicklich den Jessen, es ist der brave Junge, dem wir Dreie“ — sein Auge suchte Kinsky und Fels — „unser Leben verdanken.“

Jessen sprengte herbei, verließ das Pferd und schritt auf die Bahre zu, über welche Thurn, Widtmann und Hummel geneigt standen.

Der von Blut und Wunden fürchterlich entstellte junge Mensch hatte die Augen geschlossen, so daß man ihn für todt halten konnte, Jessen betastete den Kopf des Unglücklichen, die Kinnlade war zerschmettert und der Schädel zwei Zoll über dem rechten Auge so furcht-

bar gespalten, daß die Gehirnmasse blos lag und hie und da zwischen den Knochensplittern hervor drang.

Jessen machte ein Zeichen, daß hier alle ärztliche Kunst vergebens sei.

„Aber an denen da, wird mindestens die Kunst des Scharfrichters nicht vergeblich sein,“ rief Hummel, dazwischen, indem er auf die Gefangenen zeigte, die von den Soldaten hinter dem todtwunden Knaben herbeigeschleppt wurden.

Der Mann mit dem Kalmückengesicht erzählte aufrichtig und ohne Auslassung des geringsten Umstandes, die Geschichte der letzten Stunden, es war derjenige Soldat, den ein Schuß des Pagen, von der Theilnahme an dem darauffolgenden Mord, abhielt.

Der Soldat, der stets nach Wasser schrie und sich nicht satt zu trinken vermochte, hatte die Kugel in den Unterleib empfangen, er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, und daß er vor keinem irdischen Richter mehr zu erscheinen haben werde. Er erzählte daher die grausige Wahrheit.

Graf Thurn und die andern Beschützer des armen Kindes bedeckten ihre Augen mit den Händen, als der Erzähler des ungeheueren Steines erwähnte, welchen der Marodeur auf das Haupt des Gefangenen zu wälzen im Begriffe stand.

Nachdem der Soldat seinen Bericht geendet hatte, rief Thurn mit lauter Stimme:

„Das Blut dieses jungen Märtyrers wird zum Himmel um Rache schreien, und der Urheber dieses unschuldig vergossenen Blutes, wenn es noch Gerechtigkeit auf und über der Erde gibt, durch das Schwert umkommen, daß er so ruchlos über Andere verhing.“

Dann neigte er sich so tief über den Knaben, daß die Umstehenden kaum die Thränen zu erblicken vermochten, die so reichlich auf das Antlitz des Sterbenden niederthauten.

Nochmals klangen Trompetenstöße, die zum Aufbruch mahnten.

Da schlug Jan Kafka plötzlich die blauen, ehrlichen Augen auf.

Habt Ihr schon Jemand sterben sehen? erinnert Ihr Euch jener unvergeßlichen, letzten Blicke seliger Verklärung, jenes Glanzes, der einer andern Welt abgeborgt scheint, und unser Herz mit heiliger Scheu und stiller Ehrfurcht erfüllt?

Dieser heilige Schimmer des Todes, dieses Abendroth des Lebens und Frühroth der Auferstehung lag in den Blicken, die der Knabe auf seine wirre Umge-

bung gerichtet hatte. Eine Sekunde später und die kleine Armee zählte um einen Braven weniger.

Die Trompete klang zum dritten Male und der Rachezug setzte sich in Bewegung, Graf Thurn befahl den Leichnahm des Knaben nach der Stadt zurück zu bringen, allein er langte dort niemals an, und da man gleichzeitig in der Umgebung von Sedlecz einen Karren mit einem völlig von Kleidern entblößten Leichnam auffand so besorgen wir, daß der zersplitterte Schädel des wackern Burschen dazu dienen mußte, einen jener Knochenziegel oder Schnörkel abzugeben, aus welchem die Säulen und Verzierungen der Todtenkapelle von Sedlecz bestehen. Wenigstens hielten wir bei unserem letzten Besuch der Grabkapelle, einen solchen von Alter gebräunten Schädel in der Hand, auf dessen Oberdecke die Jahreszahl 1611 mit einem scharfen Instrument eingeraspelt und mit schwarzer Farbe überzogen war.

Während Jan Kafka die treu ehrlichen Augen schloß, baumelte ein rothköpfiger Soldat an einem Ast derselben Linde, unter welcher der General noch vor wenigen Minuten gestanden.

Er starb als verstockter Sünder; dagegen müssen wir constatiren, daß der Kriegsknecht mit dem Kalmücken-

gesicht reuig starb und Tobias Widtmann, der sich als Feldscher gebrauchen ließ, beauftragte, seinen Beuteantheil im Betrage von etwa hundert Gulden zur Hälfte auf Messen zur Hälfte auf Armenbetheilung zu verwenden.

8.

Das Passauer Kriegsvolk hatte die Stadt verlassen, die Nationalmilitz war, nachdem sie dem Feind einen Theil der Beute wieder abgenommen, nach Prag zurückgekehrt. Die Bevölkerung athmete frisch auf, nachdem der sie so lange und schwer drückende Alp von ihrer Brust entfernt war; die Ankunft des Königs von Ungarn wurde stündlich erwartet, die Stände waren darauf vorbereitet, und wußten besser als irgend Jemand, daß das alte Regiment nur mehr nach Stunden zählte.

In der That bemächtigte sich der treuen aber unwissenden Räthe Sr. Majestät Rudolf II. eine Bangigkeit und Unruhe, wie sie oft Kranke kurze Zeit vor ihrem Tode befällt, sie fingen an, sich gegenseitig mit Vorwürfen zu überhäufen. Die Maßregeln, die sie mit beschliessen halfen, tadelten sie und lehnten ihre Theil-

nahme davon ab und wollten gefährliche Pläne Andern als Urheber zuschieben, wodurch die gerade jetzt, im entscheidenden Augenblick so höchst nothwendige Einigkeit vernichtet ward.

Die heimlichen und offenkundigen Gegner der Regierung hoben ihren Kopf höher und äußerten, daß es so nicht länger fort gehen könne.

Graf Liechtenstein, der bisher so demüthig auf jeden Wink des kaiserlichen Auges geachtet hatte, ließ in der Prager-Burg auf sich warten. Der Kaiser fand sich genöthigt ein, zwei Male nach dem Obersthofmeister zu senden, die Herren von „Michna, Slavata, Martinitz" u. s. w., welche sonst jedes Wort, jede Silbe von den kaiserlichen Lippen gelesen hatten, bevor sie noch ausgesprochen waren, schienen an chronischer Taubheit zu leiden, die zweifelhaften, deutsamen kaiserlichen Verfügungen fanden an ihnen noch zweifelhaftere Vollzieher.

Der Landgraf von Fürstenberg unterhandelte fast unter den Augen des Kaisers und seiner Räthe, über die Absetzung Rudolf's und Mathias Erhöhung. Herr von Wartenberg machte kein Hehl daraus, daß er den Monarchen zur Fortführung der Regierung undauglich halte, Adam Wallenstein, ließ dem anrückenten König sein Hotél am Hradschin zur Verfügung

stellen und Wok von Rosenberg erklärte öffentlich, daß Böhmen ein Wahlreich sei, das keinem aufgedrungenen Fürsten zu gehorchen brauche, selbst die österreichischen Ueberläufer, wie die Barone von Buchheim, Stahrenberg und Hoffirchen, begannen heimliche Unterhandlungen mit Mathias.

Georg Erasmus Tschernembl, der berühmte Adelstribun übernahm es, sie mit Mathias auszusöhnen.

Freiherr Georg Erasmus Tschernembl, Herr auf Windegg und Schwertberg war damals eines der Hauptwerkzeuge der österreichischen Reformation und Revolution.

König Mathias, der in seine glänzenden Talente, in seine Rednergabe und staatsmännischen Tact volles Vertrauen setzte, ließ durch ihn die böhmischen Stände für eine neue Königswahl bearbeiten, daher der unausgesetzte Briefwechsel des österreichischen Barons mit Thurn, Schlick, Fels, Kinsky und den anderen Häuptern der böhmischen Utraquisten.

Das Netz war über des Kaisers Haupt, wie Julius von Braunschweig richtig voraus sah, zusammen gezogen ohne, daß der Monarch das Geringste davon merkte, er mußte erst gegen die Spitze einer feindlichen Hellebarde anrennen, um das Unglaubliche glaublich zu finden.

Es ist dieß keine poetische Redefigur, der Kaiser rannte gegen eine Hellebarde an. Sehen wir, wie es zuging.

Der Kaiser erinnerte sich eines schönen Morgens, daß es wo in der Umgegend von Prag eine schöne Förstersfrau gebe, die als Mädchen Gnade vor seinen Augen gefunden hatte, die Erinnerung stattete das ehemalige Mädchen und die jetzige Frau mit Reizen aus, die sie vielleicht nie besessen; das Bild, welches sich Rudolf von der schönen Christel entwarf, ließ ihm weder Rast noch Ruhe, es trieb ihn hinaus in den dunklen Wald von Stern.

Rudolf drückte den Federhut in die Stirne, zog seinen Mantel über die Schulter, stützte sich auf seinen vom Papst geweihten Spazierstock und machte sich in Begleitung seines Kammerdieners auf den Weg nach dem Wald vom Stern, kam jedoch nur an die Seitenpforte des Hirschgrabens, welche dort, von Gebüsch maskirt, angebracht war, damit sich der Monarch unbemerkt aus der Burg entfernen könne. Hier stellte sich die Wache entgegen und streckte ihm die Picke vor.

Der Kammerdiener, welcher glaubte, daß der Monarch verkannt werde, rief: „Se. Majestät," der Soldat kehrte sich aber nicht an den Zuruf und blieb unbeweglich mit vorgehaltener Picke an seiner Stelle.

Der Kaiser warf nun seinen Mantel zurück, schob den Federhut aus der Stirne und stand im Begriff seinen Weg fortzusetzen, aber die vorgehaltene Picke wollte noch immer nicht weichen. Rudolf wandte sich an den Kammerdiener und sagte:

„Es scheint der Kerl ist betrunken, so daß man ihn an den Ohren ziehen muß.“

In dem Augenblick zeigte aber die Wache, daß sie vollkommen nüchtern sei, in dem sie den Kopf schüttelte und entgegnete, daß sie auf ausdrücklichen Befehl handle.

„Ich bin der Kaiser.“

„Ganz gut ich hatte das Glück Euere Majestät zu erkennen.“

„Nun?“

„Nun ist aber Euere Majestät gerade diejenige Person die ich nicht passiren lassen darf.“

Der Monarch wurde purpurroth, und da er nichts Anderes bei der Hand hatte, warf er der Wache den Hut in's Gesicht.

Augenblicklich schrie der Wachmann nach Ablösung, eine Schaar Fußknechte eilte flugs herbei, der Kaiser machte Miene an ihnen vorüber zu gehen, aber die Ordre war allen in gleicher Weise ertheilt worden, sie standen insgesammt unter dem Oberbefehle des Gene-

rallieutenants von Böhmen und hatten das Verbot, den Kaiser passiren zu lassen.

Rudolf sah sich genöthigt, in das Innere der Burg zurück zu kehren; er stieg hinauf zu seinem Wohn- und Arbeitskabinet, dessen Fenster auf den glänzenden Silberfaden des Moldauflusses gingen, welcher die Stadt in zwei, wenn auch ungleiche Hälften theilt.

Die große, reiche und berühmte Stadt mit ihren hundert Thürmen und Palästen, Thoren und Brücken, lag zu den Füßen des alten Mannes ausgebreitet, welcher soeben das Fenster mit hastigem Griff geöffnet hatte.

Neben ihm stand ein kleiner, dicker, alter Herr, welcher an einer Kupferplatte kunstvolle Zierrathen und Schnörkel angebracht hatte, die zum Sargdeckel am Grabe des heiligen Norbert bestimmt war.

Der Monarch hatte selbst die Zeichnung angefertigt und den Meister beauftragt, diese Kunstarbeit in seiner Gegenwart zu vollführen.

Kaspar Hummel war zu Tode erschrocken, als er den Fürsten keuchend und wie unter schweren Brustkrämpfen gebeugt, mit scharlachrothem Gesichte und hoch angeschwollenen Stirnadern eintreten sah. Der Kaiser ballte die Faust und drohte hinab auf die im

Frühlingssonnenschein glänzenden Gibel, Kreuze und Thürme.

„Möge Dich der Fluch des Herrn treffen,“ rief er wild, „undankbare, ehrlose Stadt, die ich mit Wohlthaten überhäuft, mit Gnaden übersättigt, mit Affenliebe umschlungen hielt; mögen dich die Blitze himmlischer Gerechtigkeit in den Staub schmettern, du gottloses Kind, das wider den zärtlichsten Vater den ruchlosen Arm erhebt! — Ich ein Gefangener! Wiederhole es mir, Bürger, daß ich daran glauben kann und es nicht für ein Gebilde irrer Phantasie und bangen Halbwachseins halte. Gefangen! und von wem? Von meinem Prag, das ich so sehr geliebt habe, von jenem Volke, dem ich, der erste katholische Monarch Europas, volle Religionsfreiheit zusicherte, von einem Adel, den ich mit meinem eigenen Gut bereicherte. — Gott im Himmel! schau auf meine blutigen Thränen, auf mein an's Kreuz des Undanks geschlagenes Herz, auf diese gekränkte, wimmernde Fürstenseele und schlage sie dann vom Auf- bis zum Niedergang, schicke Deinen Würgengel, daß er ihre Erstgeburt erstickc, sende alle Plagen Egyptens auf die lasterhafte Stadt, verwandle das Silberband der Moldau in blutigen Sumpf, ihre Häuser in Ruinen, ihre Paläste in Ställe, ihre Kirchen in Schutt. — Da Mann Gottes,“ dieß sagte der Monarch zum Bürger

gewendet, „da, siehe den Dank, welchen Fürsten ernten. Während jeder noch so niedere Knecht Hab' und Gut frei und nach seinem Belieben vererbt, während Jeder, falls er nicht ein Verbrecher, sich nach seinem Ermessen bewegt, bin ich, der Kaiser, ein gefesselter Sclave, gefesselt von Denen, die ich zu ewigem Danke verbunden. Aber ich sehe den Racheengel, wie er die Schale des göttlichen Zornes über die Verblendeten ausgießt, ich sehe die blutige Sense, wie sie rastlos niedermäht, ich sehe die Flammen des Bürgerkrieges auflodern. — Gottlob, ich werde dann nicht mehr sein!"

Der ehrenwerthe Meister Hummel dachte freilich, daß es gar nicht lange her sei, seit Rudolf selbst das Zeichen zum Bürgerkriege gegeben, dennoch fühlte er einiges Mitleid mit dem unglücklichen Monarchen. Er wußte unter diesen Umständen nichts Vernünftigeres zu thun, als seine Theilnahme durch einen sehr laut tönenden Seufzer auszudrücken und auf die Kupferplatte mit ganzer Leibesstärke loszuhämmern.

Der Kaiser, welcher um sein Trommelfell besorgt wurde, frug verdrießlich, weßhalb der Meister so ungefüg auf das arme Metall loshaue.

„Weil ich mir einbilde, daß es Euerer Majestät Feinde seien."

Diese Antwort nöthigte dem Monarchen ein bei-

fälliges Lächeln ab und er frug mit großer Herablassung:

„Nicht wahr, Du würdest das Schwert niemals gegen Deinen Herrn und Kaiser gezogen haben?"

„O, niemals; dafür hab' ich auch so manchem Passauer die Suppe versalzen!"

Der Kaiser, der wie versteinert blieb, sagte nach einer Pause:

„Wie ist es möglich, daß Du in einem Athem behauptest, niemals das Schwert gegen Deinen Kaiser gezogen und zugleich gegen das Passauer Kriegsvolk gestritten zu haben?"

„Freilich habe ich gegen die Passauer gekämpft und zwar, ohne Unbescheidenheit zu sagen, wie ein echter, africanischer Löwe; Euere Majestät würde ich dagegen eben so löwengrimmig vertheidigen!"

„Aber die Passauer waren ja meine, eine kaiserliche Armee!"

„Ein kaiserlicher Scherz!"

„Wirklich, die Umstände sind dazu angethan, mich scherzhaft zu stimmen."

„Aber die Passauer verwüsteten ja ringsum Stadt und Land, folglich müssen sie als Euerer Majestät Feinde gekommen sein?"

„Ist das nur Deine Meinung, Alter, oder wird sie von den andern Bürgeru der Stadt getheilt?“

„Alle guten Bürger denken wie ich.“

„So! — Und was sagen die schlechten Bürger?“

„Ah, die Feinde Euerer Majestät?“

„Ja, meine Feinde.“

„Die behaupten, was Euere Majestät behauptet.“

„Und das wäre?“

„Daß das Passauer Kriegsvolk von Euerer Majestät gedungen worden.“

Jetzt seufzte der Kaiser; es wurde ihm klar, daß die Anwesenheit des erzherzoglichen Armeekorps seine Lage nicht verbessert hatte.

In demselben Augenblicke trat der Kammerdiener Lang ein und schnitt ein so erbärmliches Gesicht, daß Rudolf, welcher stets eine unrühmliche Vorliebe für den Bedienten gehegt hatte, theilnehmend frug:

„Wo fehlts denn Bursche?“

Statt zu antworten, erhub der würdige Kammerdiener ein unarticulirtes Geheul, daß er nur unterbrach, um sich mit seinem Sacktuch die Thränen, die wahrscheinlich seine Augen nie befeuchtet hatten, abzutrocknen. Während des fortgesetzten Jammers arbeitete Herr Lang an seinen Augen, wie an einem, schwer in Thätigkeit zu setzenden Pumpwerke, allein es kamen keine

Thränen. Die vielen nutzlosen Versuche verdrossen ihn nachgerade und er fuhr höchst naiv fort:

„Ich kann nicht weinen, selbst diese, allen Menschen gemeinsame Wohlthat, entzieht mir die Natur.“

Der Kaiser tröstete den treuen Diener mit großer Huld und sagte, „er solle sich das Unglück seines kaiserlichen Herrn nicht allzusehr zu Herzen gehen lassen.“

Caspar Hummel, welcher den Eigennutz, Geiz und Hochmuth, die Hartherzigkeit und gemeine Gesinnung des Bedienten so gut wie jeder Prager kannte, war über diese Umwandlung erstaunt.

Unser Freund war nahe daran, den kaiserlichen Kammerdiener zu bewundern und überlegte bereits, ob nicht Nachbar Widtmann ein Gedicht unter dem Titel: „der treue Lakai,“ verfassen solle.

Zum Unglück für die Nachwelt wurde der brave Mann schmerzlich enttäuscht.

Herr Philipp Lang fuhr nämlich fort sich verzweifelnd zu geberden, bis der Kaiser nach einer schweren Rolle griff, die im Bereich seiner Hand lag und sie dem trauernden Kammerdiener „zu etwelcher Ergötzlichkeit“ reichte.

Neues unarticulirtes Geheul, neue unsichtbare Thränenströme, die Herr Lang in seinem Sacktuche auffing.

Der Kaiser wurde ungeduldig und Herr Lang fing an, mit der Farbe herauszurücken.

Er schwor, die Leiden seines kaiserlichen Herrn nicht länger ansehen zu können, und um diesen Entschluß auszuführen sei es natürlich nothwendig, den Hof zu verlassen.

Herr Philipp Lang kündigte also mit einem Wort den Dienst.

Man hätte eine solche Handlungsweise als den schnödesten Undank bezeichnen können, in den Augen des Kammerdieners war sie ein Act der Verzweiflung, eine von Liebe und Anhänglichkeit eingegebene That.

Der Kaiser war sehr geneigt, sie unter dem gleichen Gesichtspunkt mit seinem Kammerdiener aufzufassen. Anstatt die Reitpeitsche, die fast nie aus den Händen des Kaisers kam, auf dem Rücken des Herrn Lang tanzen zu lassen, seufzte der Monarch, blickte unseren Freund Hummel an und sagte zu Lang:

„Wir verbieten Dir uns zu verlassen."

Da kam es heraus, daß Herr Lang sein Silberzeug, und gemünztes Gold, so wie seine kleine Kunstsammlung, voraus nach München geschickt habe, er war nämlich gleichfalls Sammler wie der Kaiser, nur mit dem Unterschiede, daß der Monarch Alles theuer bezahlen mußte, während sein Diener nie etwas bezahlte.

Darüber entsetzte sich der Monarch noch mehr, als über den böswilligen Rückzug seines Kammerdiener, der wohl damit andeuten wollte, daß er nicht nur den Hof, sondern selbst das Land zu verlassen gedachte?

Hätte der Kaiser die erbarmungswürdige Physiognomie seines vielgetreuen Philipp Lang gesehen, als Se. Durchlaucht Erzherzog Leopold jene gehässigen Anspielungen, auf das Silberzeug des wackeren Dieners machte und darauf hindeutete, daß es ein Act des Patriotismus wäre, dasselbe zur Bezahlung der Soldateska beizutragen, so würde er vielleicht zur Einsicht gelangt sein, daß der eigentliche Grund des Entlassungsgesuches dieses erprobtesten Dieners nur in seinem schmutzigen Geiz und in seiner elenden Feigheit zu suchen sei, in der Furcht Gefahr zu laufen, den Lohn bewährter Diensttreue im Sturm der Zeiten zu verlieren; sollte das gestohlene Silber, die unterschlagenen Schmuckgegenstände, das erpreßte Geld, die geraubten Bilder, die zusammengeplünderten Münzen, sollten alle die Siebensächelchen einem noch stärkeren oder glücklicheren Diebe, Räuber, oder Plünderer zur Beute werden?!!

Herr Philipp Lang glaubte in dem Umstande, daß er den Launen des Erzherzogs und den diebischen Gelüsten des Passauer Kriegsvolkes glücklich entgangen,

einen Wink des Schicksals und eine heilsame Warnung, zu sehen, der er zu gehorchen entschlossen war.

Herr Philipp Lang war schlecht, aber nicht dumm. Er witterte den Sturm in der Luft und war deshalb besorgt sich und alle die vielen Kleinigkeiten, die er sich während seiner Dienstzeit erworben in ein sicheres und warmes Nest zu bringen.

Der Kaiser redete dem ehrlichen Lang zu und nahm als das Fluchen nicht helfen wollte zu sehr unkaiserlichen Bitten seine Zuflucht. Das Alles machte auf den treuen Diener, der nun einmal das Schauspiel so großer Undankbarkeit nicht mit ansehen wollte; sehr geringen Eindruck, er zuckte die Achsel und erklärte, daß er ein zu empfindliches Herz besitze.

Zufällig gerieth der Kaiser auf ein Mittel von welchem Hummel glaubte, daß es das Gemüth des treuen Dieners tödtlich verwunden würde; er bot dem Kammerdiener eine Gehaltserhöhung an und verband damit das Geschenk eines kleinen Zolles, an der sächsischen Grenze.

Dieses Anerbieten beschwichtigte das zärtliche Herz des Dieners und er beschloß seufzend an der Stelle auszuharren, wohin ihn eine höhere Fügung gesetzt hatte.

Sehr mit Unrecht, denn Herr Lang wurde, nach-

dem das Drama, in welchem er als eine sehr untergeordnete Person, eine Hauptrolle gespielt, zu Ende geführt war, eines schönen Tages vor die Schranken des Gerichtes geladen und aller jener theueren Andenken beraubt, die er so emsig gesammelt hatte.

Als der Kaiser sich auf's Neue seines Dieners versichert hatte, rief er aus: „Endlich doch eine dankbare Seele!"

„Und Meister Johann von Aachen?" wagte der Kupferschmied zu fragen.

„Johann von Aachen ist nicht um ein Haar besser, als all' die Andern, ich bekomme ihn so wenig zu Gesicht als den Hanywald, Hegemüller und Welzer."

„Ach mein Gott, daran ist Niemand schuld als die kleine Sabine."

„Wer ist die kleine Sabine?"

„Meine Tochter Euer Majestät zu dienen."

„Will er sie vielleicht gar heiraten?"

„Ich denke doch, da sie übermorgen schon Hochzeit halten wollen."

„Und der Schlingel sagte mir kein Wort davon."

„Er malt gerade jetzt ihr Bild."

„Das ist eine Entschuldigung, die sich hören läßt."

„Und meine andere Tochter. —"

„Nun die Andere"

„Hat das Unglück."

„Was für ein Unglück."

„Einen Officier der Passauer zum Mann zu bekommen."

„Sie sind ja abgezogen."

„Aber der Rittmeister Prendl ist da geblieben, da er doppelt verwundet ist, am Arm und im Herzen."

„Möge die letztere Wunde unter der Pflege seiner Braut bald vernarben."

Der Kaiser hätte sich wohl noch die einzelnen Details des ganzen Hochzeitsfestes mittheilen lassen, wenn nicht plötzlich ein Ehrenherold über den Schloßplatz geritten wäre, welcher die Ankunft des Königs von Ungarn zu melden hatte.

Der Kaiser begann zu zittern, sein Auge zuckte convulsivisch zusammen, er winkte dem Bürger mit der Hand ein Lebewohl zu.

Obgleich sich die Verhandlungen über seine Abdankung noch lange hinauszogen, war dieß doch der letzte Regierungstag des unglücklichen Monarchen gewesen. —

Der unglückliche Monarch sah sich nach wenigen Tagen von Allen — Allen verlassen, nur der biedere Herzog Heinrich Julius hielt auch noch während der

furchtbaren Katastrophe, welche Rudolf des letzten Thrones beraubte, fest zum Kaiser.

Rudolf, welcher sein Scepter über so viele Länder ausgestreckt hatte, mußte nun auch die böhmische Krone niederlegen und sich mit der unfruchtbaren Kaiserwürde begnügen.

„Hanywald, Hegemüller“ und der Reichspfennigmeister „Welzer“ konnten vor dem Kaiser nicht mehr erscheinen. Sie waren Gefangene und vermochten nur mit genauer Noth der Folterung zu entgehen, welche über den minder glücklichen „Tennagl“ verhängt wurde.

Der Erzherzog entrann dem Verderben, da er, ein Mitglied des erlauchten Hauses, nicht mit dem gemeinen Mann auf gleicher Linie stand und außerdem den Rückzugsbefehl vorweisen konnte, dessen Copie Ramée dem Strom anvertraut hatte.

Die Böhmen, deren Wahlrecht im Laufe der Jahrhunderte fast völlig vernichtet worden war, erhielten es nun aus der Hand des Prätendenten zurück.

Mathias lehrte sie, den rechtmässigen Fürsten absetzen und kraft ihres Wahlrechtes den Mann auf den Thron berufen, der sich gerade ihres Beifalls zu erfreuen hatte.

Die Böhmen wählten an Rudolf's Stelle Mathias zum König und machten sich zehn Jahre später

als sie Ferdinand II. absetzten und den Pfalzgrafen zum König ausriefen, die neue Theorie zu Nutze.

Rudolf überlebte Schmach und Demüthigung nur kurze Zeit und starb schon ein Jahr nach der Katastrophe seiner Absetzung, Heinrich Julius, der im Leben so treu und fest zu ihm gehalten folgte ihm bald in den Tod nach. Er starb am Genusse von Melonen. Ob diese Melonen durch Ramées Hand gegangen; wer weiß es?

Ebenso wenig bekannt ist es, ob Erzherzog Leopold, als er Ramée im gleichen Jahre hinrichten ließ, noch etwas Anderes zu bestrafen hatte als die in Budweis verübten Grausamkeiten.

Was wir als Dichter aber um so besser und genauer wissen, das sind alle Umstände der Doppelhochzeit, welche am zweiten Tag nach König Mathias Einzug gefeiert wurde.

9.

Wir sprachen von einer Doppelhochzeit. Dieselbe fand auch am zweiten Tag nach dem Einzuge des Königs von Ungarn statt.

Die Brautleute fuhren in Kutschen zur Trauung.

Die Kutschen waren damals eine noch ziemlich junge Erfindung, deren sich nur die reichsten Cavaliere bedienten.

Alle Fenster, welche auf den Leonardiplatz gingen, waren daher von Zuschauern besetzt, selbst unten zu ebener Erde im Bierhause zum „Frosch" und in jener anderen eben so alten Kneipe „zum Fasan" lugten die Gäste trotz der frühen Tageszeit, dicht gedrängt zwischen den eisernen Fensterstäben hervor. Trotzdem, daß der würdige Friseur Tobias Widtmann von den Gästen war, zeigten sich auch, an seinen Fenstern ein Paar du-

tzend wackelnder Köpfe, welche Neugierde und Klatsch-sucht zwischen ein paar Fensterstöcke zusammen gepreßt hatte.

Ohne Vergleich gedrängter standen aber die Leute um die Hausthüre herum. Mägde, die vor zehn Jahren im Hause des wackern Meisters gedient hatten, erinnerten sich plötzlich der rühmlichen Tugenden Madame Katharinen's und wie ihnen die Kinder stets so lieb und theuer waren und gingen hin den Flitterstaat der Bräute zu bewundern, zu tadeln, zu beschreiben, zu vergrößern und zu verkleinern.

Gesellen die einst Hummels Lehrjungen und Meister die ehemals seine Gesellen waren, entfernte Verwandte, die augenscheinlich in die größte Verlegenheit gerathen wären, wenn sie ihren Verwandtschaftsgrad hätten nachweisen sollen, Tauf und Firmpathen, welche weder vom Meister Hummel noch von dessen Frau über die Taufe gehalten, noch vor den Bischof geführt worden waren, Fleischhauer die in früherer Zeit den Lendenbraten, Gewürzkrämer, welche die Specereien, Müller die das Mehl und Schuster, welche die Stiefel geliefert hatten, fanden sich ein, um zu sehen und gesehen zu werden.

War denn aber die Hochzeit eines einfachen Pra-

ger=Bürgers etwas so Ungewöhnliches, daß die ganze Bevölkerung darüber in Bewegung kam?! —

War aber auch Meister Caspar Hummel der schlichte Bürger von ehedem? Das Schicksal und gestehen wir es aufrichtig, der gute Meister selbst hatten es anders gewollt.

Hummel's Volksthümlichkeit datirte von dem bösen Handel mit dem Pferde des armen Jan Kaffa.

Der wackere Bürger hatte damals den richtigen Weg eingeschlagen, um ein öffentlicher Charakter zu werden. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß sein Haus die Zufluchtsstätte des populärsten Mannes des ganzen Königreichs geworden, und daß er den, um das Vaterland so hoch verdienten, kleinen Pferdejungen, gleichsam entdeckt hatte.

Sein Haus beherbergte überdieß einen wichtigen Gefangenen und er selbst der Herr dieses merkwürdigen Hauses erwarb sich den Glorienschein eines politischen Märtyrerthums, weil ihn der Cardinal in dunkler Nacht verhaftete und — zu einem vortrefflichen Schmaus auf den Hradschin schleppte, wo er die Ehre hatte mit dem Kaiser zu sprechen und eine glänzende Medaille mit dem Brustbild der Majestät als Ehrensold mit nach Hause zu bringen, eine Medaille, die ihm mehr werth ist, als das Haus zum „steinernen Rössel.“

War eine so vielfach berühmte Persönlichkeit noch ein einfacher Bürger? Trug Meister Hummel nicht Sorge, seine Thaten, obgleich es damals in Prag noch keine Zeitungen gab, seinen guten Mitbürgern bekannt zu geben und war der würdige Mann nicht die Posaune seines eigenen Ruhmes und die leibhaftige Fama, welche ganz Prag verkündete, was er Großes gedacht und gethan?!! der würdige Meister ließ Vieles errathen, und noch mehr errathen, als er selbst wußte, er lächelte so schlau und spielte den Diskreten. Seine Collegen vom Hammer und Blasbalg hegten eine so günstige Meinung von Meister Hummel und von Frau Brigitte, daß sie ordentlich stolz auf diesen ihren Mitbürger wurden.

Aber auch die andern Mitbürger des wackeren Hummel, waren der Meinung, daß der wackere Mann einer der vortrefflichsten und erlauchtesten Bürger der Stadt sei, eine Meinung, welcher wir mit einigen unbedeutenden Einschränkungen selbst beizupflichten keinen Anstand nehmen.

Die Großen dieser Erde finden, leider so leicht Nachahmer und Nachbeter; der Umstand also, daß ihn Graf Thurn mit seiner Freundschaft beehrte, hatte viel mehr als Hummel's wirkliches Verdienst dazu beigetragen, ihn populär zu machen.

Die ehrlichen Bürger drückten viel wärmer und länger eine Hand, welche kurz zuvor in der eines Würdenträgers wie Graf Thurn geruhet hatte.

Nachdem Graf Thurn den Tag nach der Rückkehr vom Kriegszug den Kupferschmied in Gegenwart eines ganzen Freiwilligen-Bataillons umarmt hatte, mußte er wohl der würdigste Bürger Prags sein! Jetzt in diesem Augenblick stand sogar des Grafen Kutsche vor der Hausthür und hinter ihr noch eine zweite Kutsche, in welcher ein hochgerötheter Herr saß, der nach seiner Aussage der Abgesandte eines noch viel größeren Herren war, als Graf Thurn.

Das eine Brautpaar stieg in den Wagen des Grafen Thurn, das Andere in die Staatskarosse des fremden Herrn, in welcher auch noch die Brauteltern Platz fanden.

Herr Philipp Lang verbeugte sich, mit an ihm ungewohnter Artigkeit vor dem stattlichen Bürger, der prächtig herausgeputzt war und nach seiner Gattin Behauptung, wie ein Prinz aussah.

Hummel neigte den Kopf sehr geringschätzig, so daß sein Kinn kaum den gewaltigen Ringkragen berührte, der den dicken Hals umschloß.

Herr Lang stellte sich, als ob er den geringschätzigen Ausdruck, welcher in dem Benehmen des Kupfer-

schmiedes lag, gar nicht bemerkt hätte, sondern fuhr fort zu lächeln und lächelnd ein kleines Kästchen hervor zu ziehen.

Er wandte sich an Fräulein Sabine und überreichte ihr das Kästchen, auf welchem der Name „Sabine“ mit Messingbuchstaben, ausgedrückt stand, gleichzeitig zog er eine funkelnde Kette aus einem Etui und bemühte sich, dieselbe um den Hals des geehrten Bürgers zu legen, ein Beginnen, dem sich aber der ungeheu're Ringkragen so beharrlich widersetzte, daß der kaiserliche Kammerdiener sich begnügen mußte, sie dem wackeren Meister bloß so einzuhändigen.

„Sr. Majestät,“ hub der Hofdiener an, „haben geruht, sich dahin auszusprechen, daß der Meister wohl diese Arbeit wieder erkennen würde, indem es eine jener Ordensketten sei, an welcher Se. Majestät gemeinschaftlich mit dem ehrsamen Meister Hummel gearbeitet haben. Sr. Majestät wünscht, daß Ihr dieselbe zu seinem Andenken tragen möget.“

Meister Hummel, der nach dem Zeugniß der Frau Katharina Brigitte wie ein Prinz aussah, verbeugte sich wie ein König und sagte so trocken und kalt, als ob er vom Wetter oder vom Wind redete: „Ich bin durch so viele und so unverdiente Gnaden gerührt und behalte mir vor, meinen tiefgefühlten Dank Sr. Majestät zu Füssen zu legen.“

Was Hummel sagte, kam vom Herzen, kühlte sich aber auf dem Weg bis zu den Lippen, bedeutend ab; denn es war Herr Philipp Lang, der Verfolger des armen Jan Kafka, der Verkuppler seiner Dienstmagd, der Mann, der sein eigenes Kind die „Anna Liese" Balg gescholten hatte, zu dem er redete.

Gravitätisch langte daher der Kupferschmied, sodann in die Tiefe seines Hosensackes, die Hand blieb lange dort versenkt, bis sie einer Taucherglocke ähnlich aus der Tiefe empor stieg und einen Dukaten herauf holte, welcher in die Hand des Kammerdieners glitt und rasch in den Abgrund seiner Tasche verschwand.

Herr Philipp Lang, Herr Ritter von Lang, Besitzer eines Rittergutes, ritterlicher Einkünfte und eines ritterlichen Hausrathes war von so unritterlichen Gesinnungen beseelt, daß er von dem schlichten Bürger als Ueberbringer eines kaiserlichen Gnadengeschenkes Trinkgeld annahm.

In der Kirche überreichte er Fräulein Petronilla ein ganz gleiches Kästchen, das mit ihrem Namen bezeichnet war.

Greifen wir jedoch der Reihenfolge unseres Berichtes nicht vor, wir sind ja erst beim Einsteigen.

Als die Braut auf die Thürschwelle trat, flüsterten, und winkten die Mädchen mit den Augen die jungen Leute

schnalzten mit den Zungen, die Alten legten den Zeigefinger und den Daumen an den Mund und machten dabei die Pantomime des Küssens.

Die im ersten Stock gegenüber wohnende Pflegersfrau hielt mit von Neid und Zorn halberstickter Stimme eine Predigt über den sündhaften Hochmuth der Menschen und wendete sich dann, als ihr Niemand zuhörte, zu dem Rector Magnifikus der Universität, welcher ihr gegenüber an demselben Fenster saß und sagte:

„Ich glaube gar das Nickel trägt ein mit Silber gesticktes Brautkleid, meiner Sixt, es ist mit Silber eingearbeitet.“

„Beruhigen Sie sich,“ entgegnete der akademische Würdenträger. „Es ist nur mit Silber verbrämt, Mädchen von Stand trugen an der Stelle des edlen Metalls bei den Römern Purpurstreifen.“

„Mädchen von Stand?“ gab die richterliche Matrone seufzend zur Antwort:

„Ja Mädchen von Stand! aber kann man bei solchen Leuten von einem Anderen, als einem Oebstler- oder Pfefferkuchenstand reden, hat denn ein Kupferschmied überhaupt einen Stand? Unterstand wegen meiner, das gebe ich zu, den mögen sie haben, Aufstand hätten sie gern, Anstand kennen sie nicht und den Abstand müssen wir sie erst kennen lehren. Das ist meine Ansicht, Ma-

gnificenz, die Ansicht eines schlichten Weibes, vielleicht habe ich unrecht, aber ich weiß nur, daß ich meine Crescenz kein solches Kleid anziehen lasse!" „Wenn sie der Himmel — zu sich nimmt," ergänzte der Rector gedankenlos.

Die Pflegerin zuckte zusammen, als ob sie von einer Wespe gestochen worden wäre und schrie:

„Das wäre mein Tod."

„Der schmucke Officier, der eben einsteigt?" frug der akademische Würdenträger sanft.

„Wie Sie das Herz einer Mutter so grausam durchbohren können!"

„Sollte der Bräutigam so pflicht- und ehrvergessen gewesen sein?"

„Gegen mich?" Die Pflegersfrau lächelte wild.

„Gott behüthe! ich meinte —"

„Nun warum mich gerade Gott behüthen solle, das weiß ich nicht."

„Sie meinen alt genug zu sein, um sich selbst behüthen zu können, das ist auch wahr."

„Und daß Euere Magnificenz mich im Zuschauen stört ebenfalls."

Die Pflegersfrau verwendete kein Auge mehr vom Fenster und behauptete von Stunde an, daß der

Rector, der wegen seiner Gelehrsamkeit weltbekannt und weltberühmt war, nichts weiter als ein Esel sei.

So viel war übrigens ausgemacht, daß Petronilla wunderbar anzuschauen war.

Ihr rabenschwarzes Haar hing in langen Zöpfen nieder, die durch rothe flatternde Bänder zusammen gehalten wurden.

Das lichtblaue Kleid war nicht, wie die Magnificenz bemerkte, bloß mit Silber verbrämt, sondern durchwirkt, die pauschigen Aermel waren aufgeschlizt und mit rother Seide ausgenäht.

Freilich hatte die Pflegerin Recht, sich über den Luxus zu wundern, die alten Weiber behaupteten mindestens noch keine dem Bürgerstand angehörige Braut so reich gekleidet gesehen zu haben.

War aber das Petronillas Schuld? Oder war nicht der Brautführer die erste und eigentliche Ursache des großen Kummers so vieler alten Weiber, indem derselbe noch gestern Abends eine große mächtige Schachtel in's Haus geschickt hatte, in welcher ein Schreiben und das kostbare lichtblaue silberdurchwirkte Brautkleid lag.

Das Schreiben kam von der Gattin des Grafen, welche dem Mädchen und der ganzen Familie den herzlichsten Dank für die versorgliche Pflege ihres Gemahls

aussprach, und die schöne Petronilla bat, das Kleid als ein schwaches Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Hätte nun Petronilla dieser alten Klatschschwestern halber, die Gräfin und den Grafen selbst beleididen, und hätte sie als ein ungehorsames Kind gegen den ausdrücklichen Willen der Mutter das liebe, schöne Kleid in einen finstern öden Winkel des großen Familienschrankes hängen sollen?!

Nein, sie zog das prächtige Kleidungsstück an und war darin auch gar nicht entrüstet darüber, als sie, gesenkten Blickes zum Wagen schreitend die vielfachen Ausrufe der Bewunderung hörte, die ihre Toilette hervorrief.

Eben so wenig kränkte sie sich, als sie trotz des gesenkten Blickes, den Ausdruck des Neides, so wie die zornigen Geberden der alten, eingebildeten, stolzen Weiber an den Fenstern der Nachbarhäuser gewahrte.

Während der Fahrt zur Kirche hatte Graf Thurn, der Generallieutenant des Königreiches Böhmen seinen Platz neben Petronillen genommen; er strahlte von Gold und Juwelen, obgleich er eben nicht zu den reichen Cavalieren des Landes gehörte.

Er trug das Kleid, in dem er dem Einzug des Königs Mathias beigewohnt hatte. Der Braut gegen-

über saß Rittmeister Frendl, der sich seit heute Morgens im Dienste des Königs von Ungarn befand.

Da Rudolf keine Armee mehr hatte und das Passauer-Kriegsvolk abgezogen war, so konnte der Rittmeister ohne Gewissensvorwurf in den Dienst des Fürsten treten, von dem man wußte, daß er der neue Landesherr werden würde.

Der junge Officier sah und hörte nichts von all dem, was rings um ihn vorging, denn er hatte nur für seine Braut Aug' und Ohr.

Die Fahrt des anderen Brautpaares zur Kirche erregte einen nicht minder großen Andrang von Neugierigen und fiel gleichfalls zur allseitigen Befriedigung aus.

10.

Die Brautleute gelangten endlich in die Teynkirche, wo viele Freunde und Bekannte ihrer harrten, und zwar nicht bloß Katholiken, sondern auch Lutheraner und Calviner. Es war damals ein Moment, wo sich die Bekenner der verschiedenen Glaubensformen des reinen und wahren Christenthums ziemlich gut mit einander vertrugen. Dieser Moment dauerte aber leider auch nur so lange, bis die hellen Flammen des Zankes über die Kirchbauten von Klostergrab und Braunau aufloderten.

In diesem Augenblicke, wo der Majestätsbrief zur Wahrheit werden sollte, begegneten sich beiderlei Confessionen mit vieler Freundlichkeit.

Die Teynkirche bot an diesem Tag einen feierlich-stillen erbaulichen Anblick.

Die Sonne strahlte bei den Langfenstern der Em-

porkirche herein und beleuchtete die Köpfe der Katholiken und Protestanten mit demselben milden, freundlichen Lichte; der Canonicus Platteis, welcher die Brautpaare verband, hatte für den protestantischen Grafen Thurn und den katholischen Dionys Czernin einen gleich liebevollen Blick.

Die Kerzen am Hochaltar waren angezündet, die Stühle besetzt, die Brautpaare bereit die Trauungsformel zu vernehmen, während in dem Seitenschiff rechts vom Eingang ein Castrum doloris aufgestellt war, das in glänzendem Waffenschmuck prangte. An dem Katafalk hielten einige bewaffnete Bürger Wache, während ein Priester die Todenmesse las.

Es war ein alter Bekannter für den die glänzenden Schwerter und Helme, Lanzen und Kürasse paradirten, und der Geistliche das „Requiescat in pace" sprach.

Es galt den Manen des armen Pferdejungen, durch welchen die Humm'lischen Mädchen zu Männern, Meister Hummel zu seinem politischen Ruf, Graf Thurn zu seiner Freiheit, die Altstadt zu ihrer Rettung gelangt war.

Während der Priester im schwarzen Meß-Kleide das Requiescat sagte, sprach der Domherr sein „Conjungo vos."

Petronilla lispelte ein verschämtes „Ja," während ihre jüngere Schwester ganz laut ihre Zustimmung ausdrückte.

Diese jüngere Schwester war in der Kirche der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und zwar noch im höheren Grade als selbst Petronilla.

Man merkte, daß der Schönheitssinn eines Künstlers bei der Ausschmückung der Braut thätig gewesen war, doch würde der gute Geschmack des ehrlichen Johann von Aachen, ohne die Freigebigkeit seines kaiserlichen Herrn, der mitten in den Wirren des Bruderzwistes und einer bevorstehenden Thronentsagung, noch Zeit gewonnen hatte an seinen Liebling zu denken, wenig geholfen haben.

Kaiser Rudolf der ein halbes Jahr lang nicht hunderttausend Gulden zur à Conto-Zahlung des Truppensoldes aufzutreiben vermocht hatte und der dann plötzlich, als es zu spät war, viermalhunderttausend Gulden binnen wenigen Stunden gefunden. Kaiser Rudolf, der in Staatsangelegenheiten sich stets karg und geizig erwies und in allen Privatverhältnissen dagegen kaiserliche Verschwendung übte, hatte Tages zuvor den Maler Johann von Aachen zu sich bescheiden lassen und ihn gefragt, ob er ihn noch für

seinen Herrn und Kaiser halte, worauf der Künstler mit Aufrichtigkeit antwortete:

„Für mich wird Euere Majestät noch mein kaiserlicher Herr bleiben und wenn in der ganzen Welt keine Majestät mehr existiren sollte."

Diese Worte schienen dem von dem Undank seiner Umgebung hartgeprüften Fürsten zu gefallen, denn er lächelte zum ersten Male seit Mathias Einzug wieder freundlich und sagte:

„Weil Du redlich und treu zu mir hältst, will ich Dir auch ein gnädiger Kaiser sein, worauf er sich von Lang einen Sack mit Thalern bringen ließ, den Dieser vor dem Maler auf den Tisch stellen mußte, und sprach:

„Nimm Johann, Du wirst es brauchen können und wenn nicht Du — Künstler haben in der Regel geringe Bedürfnisse — so Deine Frau. Es ist doch dieselbe, die sich mit Dir in jener denkwürdigen Nacht mittelst geheimer Zeichensprache verständigte?"

Der Maler ließ sich auf ein Knie nieder, ergriff dankbar die Hand des huldvollen Monarchen und benetzte sie mit Thränen:

„Euere Majestät!" rief er begeistert, „hätten Einer der Unseren werden sollen, dann wäre Alles gut, ich kann mir gar keinen großmüthigeren Collegen denken als Euere Majestät."

Der Kaiser überließ dem Maler seine Hand und erwiderte gedankenvoll:

„Magst Recht haben Johann, mir scheint manchmal selbst, daß sich das Schicksal vergriffen hat, indem es mir einen Scepter statt des Pinsels in die Hand gedrückt.“

Dann frug er plötzlich, ob das Brautkleid schon im Hause sei, und als Johann von Aachen verlegen wurde und bekannte, „daß er gar nicht daran gedacht habe, schalt ihn der Monarch weidlich aus und schickte um Polixena Lobkowitz, von der er als Freundschaftsdienst die Besorgung eines stattlichen Brautkleides forderte.

Noch am Abend desselben Tages war das Kleid im Hause der Brauteltern.

Das Kleid war von rosenfarbem Stoffe und so leicht und luftig, daß es die zierliche Gestalt Sabinen's wie rosenrothe Wölkchen umwallte und umflatterte.

Als sie am Altar kniete war man sehr versucht, sie für ein engelhaftes Wesen zu halten.

Zu diesem engelhaften Aussehen trug jedoch der Umstand nicht wenig bei, daß die Braut ihren Kopf mit zahlreichen goldigen Löckchen aufgeputzt hatte.

Meister Johann, der in Sabinen längst seinen besten Engel erblickte, hatte ihren Anzug geordnet.

Johann von Aachen konnte keinen Blick, von dem herzigen Mädchen, das so schelmisch und doch zugleich so unendlich gutmüthig und ehrlich darein schauete wegwenden, Frau Hummel rauschte wie ein feierlicher Orkan, der sich in blutiges Roth gekleidet hatte, daher; die ehrenwerthe Bürgerin trug einen brennend rothen mit schwarzen Streifen verbrämten Rock, der weit, wie ein Talar über die etwas üppige Gestalt herunter wallte, um den Hals schmiegte sich, gleich dem neunfach gewundenen Styx, wie Bürger Widtmann höchst scharfsinnig bemerkte, eine Granatschnur, die sich neun Mal um den Hals schlang, der jedoch mit dem gleichen Körpertheil des Schwanes nichts gemein hatte.

Den etwas stark ausgeprägten Busen zierte ein goldenes Kreuz, das bei Moldauschiffen nöthigen Falls als Anker hätte dienen kennen, so schwer, dick und plump war das Kleinod.

Mit der ganzen athletischen Figur stand jedoch die Wehmuth, der sich Frau Hummel während der Trauungsfeierlichkeit hingab, in seltsamen, fast komischen Widerspruch und doch waren es heiße Thränen, Thränen elterlicher Liebe und Zärtlichkeit, welche über den in

brennendes Roth gehüllten mütterlichen Busen niederfielen.

Herr Caspar Hummel suchte seine dicke Figur nach Möglichkeit zu verlängern, indem er sich auf die Zehen stellte und den Kopf empor warf, als ob die Trauung an der Kirchdecke verrichtet werden sollte.

Widtmann, welcher als Beistand des Rittmeisters fungirte, machte sich auffallend viel mit der Braut zu schaffen und schien sich nicht wenig darauf zu gute zu thun.

Philipp Lang lehnte gedankenvoll an einem Pfeiler, und dachte — an die blöden Augen seines Herrn und Meisters, die auf die arme Christel gefallen waren, während es doch so ohne Vergleich liebenswürdigere Geschöpfe unter demselben Dach gab.

Die Trauungsceremonie war zu Ende und Herr Lang drängte sich an den glücklichen Bräutigam Petronilla's und zog ihn alles Sträubens ungeachtet in das Durchhaus, welches auf den großen Ring führt, bei Seite und sprach lange und eifrig mit ihm.

Die Gesellschaft wartete ungeduldig auf den Bräutigam, der so zur unrechten Zeit aufgehalten wurde.

Da erscholl plötzlich ein Knall, als ob ein blindgeladenes Gewehr abgeschossen würde.

Die Hochzeitsgäste blickten um sich und sahen nur

noch, wie der Herr Kammerdiener seine rechte Wange hielt und sich mit der anderen Hand stützte um nicht umzusinken.

Der Rittmeister sprang aber, als ob gar nichts vorgefallen wäre, in den Wagen, rief dem Kutscher zu „Vorwärts,“ worauf sich der Hochzeitzug in Bewegung setzte.

Herr Lang, der ein sehr practischer Mann war, glaubte vielleicht, daß es noch Zeit sei das Versäumte einzuholen und seinem Herrn eine so seltene Schönheit zuzuführen, um ihn der seit einigen Tagen so trübsinnig, so zusammen gebrochen war, ein Wenig zu zerstreuen und wieder aufzurichten.

Mit der guten Christel war es ja ohnedieß längst schon vorbei.

Hatte doch die Wache dem Kaiser insolent genug die fatale Picke an die Brust gehalten!!

Lang glaubte nun, einen herrlichen Ersatz für seinen melancholischen Gebieter gefunden zu haben.

Der Umstand, daß sie eben gerade durch die Hand des Priesters unauflöslich mit einem anderen Manne verbunden worden, machte ihm keinen großen Kummer, er habe sagte er sich Generäle gekannt, die es sich zur Ehre rechneten, zu den Privatvergnügungen hoher Her-

ren durch Schliessung eines oder selbst beider Augen beizutragen, und selbst mit Grafen hätte er gesprochen, die unter ganz leidlichen Bedingungen zu den größten Gefälligkeiten bereit waren. —

„Warum sollte also dieser gute bürgerliche Rittmeister Schwierigkeiten machen, wenn man ihm mit einem annehmbaren Offert käme?"

Lang war, wie gesagt kein Freund, von unpracschen Phantasmagorieen und da Gefahr im Verzuge war, nahm er den Rittmeister bei Seite und bot ihm Geld und ein Obristen-Patent, wenn er bereit sei, ein Auge zuzudrücken.

Er versprach ihm Beides noch im Lauf des Tages zu verschaffen, wenn er, sich gefällig erweisen werde.

Anfangs verstand der wackere Kriegsmann nicht, was man von ihm wolle, als er jedoch das schändliche Anerbieten richtig erfaßte, ließ er ihn kaum aussprechen, und seine breite Hand so kräftig auf die fleischige volle Wange des Lakaien herabfallen, daß der Abdruck seiner Finger, wie ein gelungenes Siegel auf derselben zurück blieb.

Es war des Kammerdieners zweite Ohrfeige.

Die Wagen waren längst davon gerollt, die Menge

hatte sich bereits verlaufen, als Herr Lang endlich mit hoch aufgeschwollener Backe den Rückzug in die Burg antrat.

Auf dem Kerbholz des Kammerdieners stand neben Ramée in unauslöschlichen Schriftzügen „Rittmeister Prendl.“

11.

Lassen wir den Kammerdiener mit der wohlverdienten Ohrfeige, von welcher der Volkswitz behauptet, daß sie selbst der Papst nicht wegzunehmen im Stande sei, friedlich heimwärts ziehen und richten wir unseren Blick auf das Hochzeitshaus.

Die Dichter haben so viel von Trauerhaus und Jammerstätte gesprochen, daß es uns fast wohl thut einmal von einem fröhlichen, freudenverklärten Ort reden zu können und das war „das steinerne Rössel" es schien diesen Beruf in seinen steinernen Knochen und hölzernem Kopf ordentlich mitzufühlen.

Das gute alte Haus hatte schon an manchem Christabend freundlich und behaglich mit schwer glänzendem, silberhaarigen weißem Haupt darein geblickt, es hatte, behauptete Meister Hummel, wenn er spät Nachts heimkehrte, vom Mondstrahl umspielt so

gar genickt und gelächelt, aber nie noch war es jugendlichfreudig wie heute.

Die Augen des alten Hauses blickten so klar frisch und rein, daß sie gewiß mit Wasser ausgewaschen sein mußten, die Sonne ließ es sich nicht nehmen an diesem Festtag an den geschwärzten Wänden. „Husche-Männchen“ zu spielen und bei dieser Gelegenheit manchen vorwitzigen, warmen Blick in die Stube zu werfen, die Sonnenstrahlen folgten damit nur einem verwandschaftlichen Zug zu den beiden Bräuten, die sonnig und heiter in der Wohnung herum glitten, als ob sie die Strahlen außen nachahmen möchten.

Die Brautmutter war gleich nach der Rückkehr von der Trauung verschwunden, um sich nicht früher wieder den Hochzeitsgästen zu zeigen bis die dampfenden Schüsseln auf den Tisch standen.

Ihr Posten war jetzt in der Küche, wo es für eine wackere Hausfrau noch gar viel zu schaffen gab.

Sie werden meine Leser die Bedeutung dieser Abwesenheit zu würdigen verstehen, sollten Sie es aber nicht so folgen Sie mir an jenen Ort, nach welchem Widtmann so oft sehnsüchtige Blicke geworfen hatte, zu jenem kleinen runden Fenster, dessen Glas halb erblindet war und dazu diente, um der Küche noch etwas mehr Licht zu verschaffen, was nebenbei gesagt unsinnig

war, da die Küchenfenster nach der Straße gingen oder noch gehen.

Wie die Enkel Alles besser wissen, denn ihre Vorfahren, verschwand auch im Lauf der Zeit das gewöhnliche, kleine, Gugelhupfförmige Fenster, auf dessen Poesie der kluge Nachkomm sich so wenig verstand.

Wie oft weidete sich der Herr des Hauses und so mancher vortreffliche Gastfreund durch das liebe, kleine Fenster hindurch an dem flackernden Feuer, den vielversprechenden Speisendämpfen, den sich bräunenden, unter der kühlen Butter aufzischenden Braten und blinkenden Kasserolen, Schüsseln und Tellern.

Jetzt hat der plumpe Enkel dieses Küchenauge exstirpirt und es wäre nöthig, daß der Freund und Bewunderer culinarischer Künste, das Heiligthum mit profanem Fuß betrete, wo die Bona Dea waltet.

Welcher Mann „Odi profanum Vulgus" der Hausfrauen und Köchinnen und so nahm denn auch das stille, ruhige Anschauen ein Ende und was hätte man heute zu Tage auch noch Besonderes in einer Küche anzustaunen.

Die entarteten Nachkommen jener tafelfreudigen Ahnen haben keinen Spieß mehr, der fröhlich schnarrt und summt und der Aente, die gebraten wird, ein Schlummerlied singt, sie haben auch jene mächtigen

Lendenbraten nicht mehr, welche unsere Vorfahren so sehr liebten, von den Wänden schauen dunkelfarbige Reinen, Becken und Häfen traurig nieder, wo ehemals ganze Zinnbergwerke aufgehäuft waren, welch die lustige Flamme, von ihren emsig gescheuerten Oberflächen wider spiegelten.

Noch ist aber das Rundfenster vorhanden, blicken Sie gefälligst hinein in die Küche.

Was sehen Sie da?

Ein Feuer, wobei ein Ochse gar werden könnte, ein brasselndes, singendes lustiges Feuer, das in alle Winkel Reflexe wirft und die unscheinbarsten Dinge für einen Augenblick verklärt.

Jetzt ist es ein alter grünspan zerfressener Kessel, welcher sich mit dem Roth kräftiger Jugend färbt, jetzt eine höchst prosaische Mehltruhe aus weichem Holz, die plötzlich inspirirt und zu höheren Dingen berufen scheint, und jetzt ein würdiges Seitenstück zu dem alten Kessel, die pockennarbige alte Magd Susanne, deren häßliches altes Gesicht durch einen milden Lichtreflex verjüngt scheint.

Mit dem rothen Feuer an Röthe wetteifernd steht Frau Katharina-Brigitte am Herd und beugt sich über einen brausenden, zischenden, brodelnden Topf, den sie abgedeckt hat.

Nur einen Augenblick Geduld, sie wird sich gleich umwenden, da ist's sie schon, wie nett, rein und apetitlich!

Die mittlerweile in der großartigen stattlichen Küche die letzten Befehle ertheilende Hausfrau sah in ihrer schönen weißen Schürze, ihrer eben so weißglänzenden Haube und den kurzen Aermeln, welche den fleischigen hübsch geformten Arm, bloß lassen, so rein und appetitlich aus, daß es eine Freude war, sie in ihrer Thätigkeit zu sehen. Auch jener spindeldürre, knochige Mann der sonst nur schüchterne Blicke durch das Küchenfenster geworfen hatte, war heute in diesem Heiligthume der Hausfrau vollauf beschäftigt und nahm bald dieses, bald jenes Gefäß zur Hand, um Getränke zu brauen, deren köstliche Mischung nur ihr allein bekannt war.

Wie es da rüstig zugeht, die schmorenden Gerichte scheinen sich zuzusummen, daß ihr Sieden, Schmoren und Dünsten einer Doppelhochzeit gelte.

Auf einmal öffnet sich die Küchenthüre und ein allerliebstes hochgeschürztes Mädchen oder junge Frau, wie wir eigentlich sagen sollten, tritt herein.

Sie wird zwar von der Mutter ausgescholten und ihr bedeutet, daß sie nicht mehr in's Haus gehöre und bei ihrem Haus und Herd bleiben solle, dessen un-

geachtet entwindet sie der Mutter den Rührlöffel und rührt, sprudelt und quirlet so wacker darauf los, daß es eine Freude ist, ihr zuzuschauen.

Die alte Frau zieht sich gegen das Fenster zurück und nimmt auf dem Staffel eine erhöhte Stellung ein um von hier aus die ganze Wahlstatt überblicken zu können. Frau Hummels Comandowort setzte das kleine Heer von Küchenmägden in Bewegung.

„Habt Acht“ rief sie, „daß sich der mürbe Teig nicht verbrennt!“

„Etwas Butter auf die Kapäune.“

„Vergiß den Zucker nicht zu bräunen mein Kind.“

„Nicht doch, Franzel, die Tunke ist schon gesalzen.“

„Noch ein Stäubchen Mehl an den Kuchen.“

„Aber so gehen Sie doch aus dem Weg, bester Nachbar, Susanne muß ja sonst Alles verschütten!!“

So ging es fort und die Tochter that ihr Bestes und die Mägde thaten ihr Bestes und der Nachbar wollte es ebenfalls thun, und die pockennarbige Susanne sah vom Feuer geröthet, so fröhlich darein, daß man die Narben gar nicht mehr sehen konnte, während Franzel mittlerweile ein kleines Liedchen summte, in welches Sabine mit heller Stimme einfiel, worüber die bucklige Margareth lachte und sich die Seiten hielt. Der

Nachbar lachte ebenfalls, Frau Katharina aber, obgleich sie nicht lachte, schien ganz selig und dachte daran, wie sie den Mägden die Freudigkeit an ihrer Töchter Ehrentag vergelten solle.

Und nun fragt meine lieben Leser, nachdem ich Euch durch das Guckglas in die Küche sehen ließ, den vorwitzigen Sonnenstrahl, was er in den Stuben erblickte.

Ach ich sehe diese lieben, alten freundlichen Zimmer vor mir, sie sind jetzt, wenn mich nicht Alles täuscht niedriger und dunkler und wehmüthiger geworden, wie das mit alten Menschen und Dingen schon zu geschehen pflegt, damals anno 1611 war Alles voll Sonnenschein, Helle und Licht. Die Tapeten — es sind nun schon längst nur mehr übertünchte oder wenn man lieber will gemahlte Wände vorhanden — schimmerten und glühten so lebenswarm, die Stühle und Lehnsessel streckten ihre Lehnen so behaglich und einladend entgegen, daß man gar nicht Lust hatte stehen zu bleiben, die Kästen schnitten so selbst genügsame Gesichter, daß man leicht errieth, daß sie voll Weißzeug waren. Ich habe noch einen, den einzig überlebenden Kasten aus jener Reihe würdiger Möbelgreise gesehen.

Sein eichenes Knochengerüste war noch stark und unverletzt, nur die äußere Oberfläche zeigte Runzeln

und kleine Verunstaltungen des Alters, ein Fuß wackelte, und der Andere mußte unterstützt werden.

Ein nichtswürdiger Möbelprosector bot für den Cadaver dieses ehrwürdigen alten Kastens ein schönes Stück Geld, ich warf den Holzanatomen zur Thüre hinaus und behielt den Zeitgenossen des ehrlichen wackeren Kupferschmiedes und seiner gestrengen Ehehälfte unter meinem Dach, bis es das Dach eines Anderen wurde.

Die hohen urgeschichtlichen Himmelbetten schienen arabische Mährchenerzähler zu sein, so anmuthig heimlich und gemüthvoll erzählten sie von Gattenliebe, Leid' und Freud' und wie das Gottesvertrauen doch stets überwog und die Taube mit dem Oehlzweig zur rechten Stunde in die Arche zurückkehrte und nach recht bösen Zeiten der Friedensbogen am Firmament sichtbar wurde, die nachgedunkelten alten Bilder mit ihren fadendünnen eckigen Figuren, mit den fleischlosen Heiligensceletten wiesen auf die Kindheit der Kunst und die Harmlosigkeit poetischer Auffassung zurück.

Kein Staubatom war zu erblicken, der Boden so rein, als ob er zum Speisetisch hätte dienen sollen.

In dem kleinen Stübchen rückwärts auf dem Hof hinaus stand mittlerweile Frau Prendl neben einem kleinen Mädchen von vier Jahren und war eben bemüht, ihm die neue Joppe anzupassen.

Das Kind sieht allerliebst aus, die ältere Schwester hat ihr die reichen blonden Locken geordnet, das bunte Röckchen gerade gezogen und hie und da eine farbige Schleife angebracht.

Das Aennchen ist glücklich, vielleicht noch glücklicher als die Bräute selbst.

Glückseliges Aennchen, das sich in einem kurzen steifen Rock, so außerordentlich gefällt, glückseliges Kind, das noch vor einer Viertelstunde weinte, als Petronilla gesagt hatte, daß sie nun das letzte Mal die hübschen blonden Zöpfchen flechte, und das jetzt wieder in die Händchen klatscht, wie toll in der Stube herum springt und fragt:

„Was wird Nachbar Tobias dazu sagen, wenn er mich so sieht?“

Während die junge Frau sich mit ihrer kleinen Schwester beschäftigte, saß Vater Hummel in seinem Hochzeitkleid, den Rosenmarinstrauß an der Brust, behaglich im hohen Lehnstuhl und sprach im professorlichen Tone mit seinen Schwiegersöhnen über die schweren Pflichten, die sie nun übernommen. Er sprach so lange und so feierlich, daß Rittmeister Prendl die Geduld verlor und sich unter dem Vorwand den Grafen Thurn zum Hochzeitmal abzuholen fortschlich.

Johann von Aachen dagegen sah sich durch seine längere Ausdauer belohnt, denn Meister Hummel sagte, sobald sich hinter dem Rittmeister die Thüre geschlossen hatte, herzlich lachend, indem er dem Maler mit seinen ungeheueren Händen über das Gesicht fuhr:

„Macht mir kein so ernstes Gesicht Schwiegersohn, wir wollen jetzt eine kleine Einleitung zum Mahle treffen. Ihr glaubt doch daß, ich eindringlich gesprochen?“

Der Mahler, der kein Wort von der ganzen väterlichen Predigt gehört hatte, bejahte ohne Anstand, daß es der gelehrteste Domprediger nicht besser machen könnte, wie es so eben Meister Hummel gemacht.

Der Meister rief nach Wein und die verlangte Flasche wurde auf den Tisch gestellt.

Aber der Klang der Gläser, war wie der Ton einer Kriegstrompete, welche den rüstigen Streiter zum Kampf auffordert, zu den Ohren eines gewissen alten Mannes gedrungen, der sich in der Küche wichtig machte und für sein Leben gern als unentbehrlich gegolten hätte.

Dieser Mann konnte dem befreundeten Klange der Gläser nicht widerstehen und huschte verstohlen zur Küche hinaus, was aber Frau Katharina Brigitta nicht hinderte, ihm zu seiner größten Beschämung nachzuru-

sen: „Tummelt Euch Nachbar! daß Ihr zurecht kommt, es wäre Sünd' und Schande, wenn ein Tröpflein ohne Euch getrunken würde."

Tobias Widtmann verschluckte die bittere Pille und saß eine Minute später seelenvergnügt zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn.

Wir wollen den drei würdigen Männern nicht nachrechnen, wie viele Flaschen sie leerten, wie viele Gesundheiten sie ausbrachten, wir wissen nur, daß sie alle drei in der redseligsten Laune von der Welt waren, als die Hochzeitsgäste heranrückten.

Der gute Friseur hatte in seiner menschenfreundlichen Thätigkeit, mit welcher er verschiedene Flaschen Melniker und Tschernoseker leeren half, ganz vergessen, daß seine Hochzeitstracht mehr für die Küche, als für das Prunkzimmer berechnet war.

Er trug nämlich eine weisse fleckenlose Schürze über diese einen modernen Pudermantel einen ähnlichen Ueberwurf und eine pyramidale Schlafmütze auf dem Kopf.

Erst die erstaunten Blicke der eintretenden Gäste veranlaßten unseren alten Bekannten, seine beiden Zechgenossen einer strengen Prüfung zu unterziehen, und als es sich zufällig traf, daß ein purpurner Weinfleck

den tadellosen Halskragen des Hausherrn verunstaltete, stimmte er gleichfalls in das Gelächter der Gäste munter ein und raunte dem Hausherrn in's Ohr, er möchte sich vorsehen, da sein Hemdkragen eine unfreiwillige Purpurverbrämung an sich trage.

Hummel dankte für den freundlichen Rath, fügte aber zur Vergeltung den Vorschlag hinzu, er möchte sich umkleiden, da sein Costüme noch mehr auffallen dürfte, als selbst der rothe Weinfleck; Tobias Widtmann beherzigte diesen freundlichen Rath und entfernte sich um seine Kleider zu wechseln.

Der erste unter den Eintretenden war ein würdevoller Mann, der in den Fünfzigen stand, aber wie ein siebenzigjähriger Greis aussah.

Die kurze Zeit des Besuches, welchen die Passauer Prag abstatteten, hatten die kastanienbraunen Haare des guten Mannes gebleicht; es war der Gevater „Henkl“ von der Kleinseite.

Aus dem runzligen pergamentartigen Gesicht des verarmten Bürgers, sprach der Hunger mit solcher Wahrheit, daß er das Anerbiethen ein Gläschen Wein zu trinken nur darum annahm, um diese Gabe mit einem tüchtigen Stück Weißbrot begleiten zu können.

Henkl, der Erzherzoge bewirthet hatte, war an feinem Ton gewöhnt und dennoch stopfte er sich den Mund

so voll, daß er in Verlegenheit gerathen wäre, ein Wort hervor zu bringen; daß der essende Erbürgermeister das Gespräch nicht sonderlich belebte wird man anstandlos glauben.

Gleich nach ihm erschien der junge „Michael Widtmann“ des alten Herrn Neffe, Derselbe der zehn Jahre später am großen Ring vor dem Rathhaus hingerichtet wurde, damals umschwebte ihn noch Glück, Jugend und Freude.

Der reiche Martin Ernwein erschien gefolgt von ein paar Lastträgern, welche Hochzeitsgeschenke schleppten. Das war nicht ein armseliges paar Ohrringe, ein dünner Silberbecher, oder ein schales Tüchlein, sondern ein vollständiger Hausrath war es, den der reiche Gastfreund schenkte.

Als die schwitzenden und keuchenden Bursche im Vorhause abluden da wurde selbst der weibliche Küchenfeldherr von der Wahlstatt herbei gelockt.

Da gab es Tischgeräthe und blanke Linnen, Teppiche und Seidenstoffe in Hülle und Fülle.

Die Danksagungen der Brauteltern wurden durch, den Eintritt des Bräuers „Habermann“ unterbrochen welcher eine Dame am Arm führte, neben welcher Frau Hammel als fleischloses Gerippe gelten konnte. —

Ihr kleines Haupt glich einem an einer Kugel klebenden Sandkörnchen.

Dennoch war dieses dicke umfangreiche Wesen erstaunlich munter und gut gelaunt.

Das Köpfchen drehte sich beständig hin und her, während die Gestalt langsam zu einem breiten Lehnstuhl vorrückte.

Der Bräuer führte den Hausherrn an's Fenster und deutete auf einen von vier Ochsen gezogenen Bierwagen, der vor dem Thore hielt.

„Ich dachte," sagte der Gast freundlich lächelnd, „ein paar Fäßchen könnten in einem neuen Haushalt nicht schaden und so habe ich denn für jede Braut so ein Stück von fünfundzwanzig Eimern bringen lassen."

Das Rasseln und Knarren der vom Wagen abrollenden Fässer bildete den vortrefflichsten Comentar zu den Worten des Bräuers, welchem Hummel mit einem warmen Händedruck dankte.

Nach und nach füllten sich die Räume des Hauses zum steinernen Rössel immer mehr mit Hochzeitgästen.

„Simeon Schuschitzky," einer der geachtetsten Bürger der Altstadt, mit seinem Töchterlein Helene, der „Advocat Hanenschild," der junge Rathsherr „Kutnauer," der katholische Eiferer „Wenzl Netoliczka," der aber trotzdem die Passauer verjagen half, „Thomas

Wieser," der sein Kaufgewölb in der Berggasse aufgethan hatte und ganz zuletzt „Graf Thurn," der am Arm des Rittmeisters eingetreten war.

Als die ganze Gesellschaft versammelt war, langte noch der würdige Domherr „Platteis" an.

„Platteis" war einer jener würdigen Gottesdiener, wie sie die Religion der Liebe, das Evangelium reiner Menschlichkeit und erhabener Tugenden vor Anderen heischt, er wich nicht ein Haar breit von den Satzungen seiner Kirche, er vertheidigte die päpstliche Infallibilität, die Ausschliessenheit des Katholicismus, aber im Leben und Wirken gab es keinen sanftmüthigeren Freund, keinen hülfreicheren Tröster, keinen liebenderen Bruder als ihn und als die große blutige Katastrophe hereinbrach, lag er vor den Mächtigen seines Standes so lange auf den Knieen bis er die paar Menschenleben erbettelte, ein paar Protestantenleben, an denen doch gar nichts lag, das Leben von ein paar Staatsbürgern, die sich weigerten selbst gegen Erlaß der Todesstrafe ihrer religiösen Ueberzeugung ungetreu zu werden.

Der seltsame Priester erwirkte ihnen Gnade und was das Merkwürdigste war, ohne die Bedingung eines Verrathes oder Uebrtrittes daran zu knüpfen.

Dieser Domherr Platteis war ein ziemlich kleiner, runder Mann, dem man keinerlei ascetische Strenge ab-

merken konnte. Er lachte viel, war meist heiterer Laune und wollte es nicht dulden, daß man sich seinethalben Zwang anthat.

Trotz dieses fröhlichen, gutmüthigen Wesens, fiel es Niemandem ein, die Gefühle des katholischen Priesters zu kränken, die Protestanten vermieden in seiner Gegenwart jede kirchliche Polemik und „Rhosatius“ der lutherische Prediger gab ihm wiederholt das Zeugniß, daß, wenn alle katholischen Priester dem Domherrn nacheiferten, Protestanten und Katholiken friedlich neben einander wohnen würden.

Sehen Sie sich diesen Kreis frohmüthiger Menschen recht wohl an, lieber Leser, wir kennen die Schicksale der Meisten dieser Hochzeitsgäste da sie größtentheils an der böhmischen Tragödie von 1622 theilgenommen haben.

So wissen wir z. B., daß dieser junge Mann mit dem geistvollen Lächeln auf den Lippen, gehängt, dieser würdevolle Mann mit dem eisgrauen Bart, geköpft, dieser glänzende Cavalier verbannt, dieser reiche Bürger durch eigene Hand getödtet werden wird.

Doch lassen wir die dunklen grausigen Schatten, welche sich hinter den Stühlen froher Gäste riesenhaft strecken, und kehren wir zu unseren von Wonne und Glück strahlenden Brautpaaren zurück.

Da sitzen sie im festlich erleuchteten Zimmer um den großen runden Tisch herum. Auf dem Tisch stehen gigantische Vasen mit gigantischen Blumensträußen. Das blendend weiße Tischzeug schimmert und glitzert und gleicht einem phosphorescirendem Meere, in welchem alle die reich befrachteten Behältnisse wie Schiffe schwimmen.

Die Zinnteller und Zinnschüsseln sind so blank gescheuert, als ob sie aus gediegenen Silber wären, das Bier in den mächtigen Steinkrügen schäumt und perlet, als ob es sich mit dem Hochzeitjubel einverstanden erklären wollte.

Herr Caspar Hummel hat sein weitestes bequemstes Wamms angelegt, dabei aber nicht vergessen es mit der kaiserlichen Friedens-Ordenskette zu schmücken; eine ohne Vergleich lieblichere Zierde scheint uns aber der behagliche gutmüthige Zug um den breiten Mund des Gastgebers und jener freundliche Blick, dem man es abmerkt, daß er sich einer warmen Bitte unmöglich hartherzig verschliessen könnte.

Tobias Widtmann ist trotz der zureichenden Bedienung damit beschäftigt, besonders begünstigten Personen die Gläser zu füllen, bei welchem Geschäft er natürlich des eigenen Glases nicht vergießt.

Es ist aufgetragen, man setzt Messer und Gabel

in Bewegung; doch wir wollen uns bei der Aufzählung der verschiedenen Speisen nur kurz fassen und bemerken, daß die gebratenen Elbeaalen und Lachse, so wie die Eier in der papierenen Rein, und die „süß gefüllte Gans" deren Inneres mit Gewürznäglein, Zucker, Zimmt, Muskatnuß u. s. w. vollgepfropft war, sehr schmackhaft gewesen, ebenso waren die zahlreichen Torten, und Pastetten, und die verschiedenen Weinsorten, die nach und nach auf den Tisch gesetzt wurden, bis auf den Korb mit Tokaier, welchen ein kaiserlicher Diener im Vorzimmer nieder stellte, sammt und sonders von vorzüglicher Qualität.

Das Erscheinen dieser Flaschen, welche flüssigen Topas zu enthalten schienen, begeisterte den wackeren Friseur zum Vortrag des versprochenen Hochzeitscarmens, das wie wir wissen die Bedingung bildete, an welche seine Einladung zum Hochzeitschmaus geknüpft war.

Der wackere Friseur bestieg einen Sessel, zog einen Papierstreifen, der mit einem Rosaband befestigt war, aus der Tasche, ließ sich von ein paar Hochzeitgästen auf seinem erhabenen Standpunkte leuchten und begann nachdem er sich feierlich geräuspert hatte in folgender Weise zu deklamiren:

„Hochzeitscarmen bei Gelegenheit der Prendl-

Hummlischen und Meister Johann Hummlischen-Vermählung gedichtet."

„Diana! Venus! Zeus! Apollo! Mars! Vulcan!
Ein kleines Flämmchen flammt an Cölus Flammen an
Tauch' Deinen spitzen Pfeil Cupido sachte ein
In Amber, Myrthenöhl und süssen Honigwein,
Daß er die Herzen nur ein ganz klein wenig ritze
Und weder all zu tief, noch zu beständig sitze."

„Ach wie wohlmeinend!" unterbrachen die jungen Gatten den Verfasser und Declamator „er fürchtet, daß unsere Liebe zu lange währen dürfte und ruft die Götter an, es zu verhindern."

„Ihr müßt in eurer Jugend ein schöner Schlingel gewesen sein," fügte der Rittmeister hinzu, „wenn ihr im Alter solche Sittenlosigkeit predigt."

Weit entfernt durch diesen Tadel beleidigt zu sein, lächelte Widtmann so holdselig als ob man ihm das aufrichtigste Lob gespendet hätte, dann leerte er sein Gläschen auf einen Zug und fuhr mit noch ungleich höherem Pathos und größerer Selbstzufriedenheit fort:

„Ein stetes Einerlei, den Göttern tief verhaßt
Ist Nymphen, Genien und Menschen selbst zur Last

Ließ Ariadnen nicht Theseus auf Naxos Flur?
Der Wechsel liegt einmal in menschlicher Natur
Die Bräute mög' darum ein Gott vor Langweil schützen
Ihr sollt nicht Einem nur, Ihr müßt dem Ganzen nützen."

„Schöne Maximen das, Herr Nachbar," bemerkte Frau Hummel, indem sie dem an Nichts Arges denkenden Reimschmied einen zornigen Blick zuschleuderte, „Ihr predigt ja offenbare Unzucht als ob Ihr kaiserlicher Poet am Hof des Königs von Sodoma und Gomora wäret."

„Ich! thäte das?" stotterte der Dichter ganz erstaunt, „ich glaube viel mehr, daß es keine keuschere Muse gibt, als die meine."

„Dann müssen die Musen ein sauberes Gesindel gewesen sein," versetzte die Hausfrau.

„Sauber," ich denke wohl, „denn die Eine war die Beschützerin des Tanzes, die Andere des Flötenspiels."

„Ich merke schon," fiel die Brautmutter ein, „daß es Bänkelsängerinnen waren."

Graf Thurn, der nicht um den Scherz kommen wollte, gab der Dame von Haus einen Wink, der den klassischen Streit endigte und dem Dichter Gelegenheit bot in seinem Hymnus fort zu fahren, was er auch nach

abermaligem geräuschvollem Räuspern und Schneuzen bewerkstelligte.

„Lucina rufet an, daß sie zur rechten Stund'
Wie Euer Herz es will, reich kröne Euren Bund
Der alte Amor wieg' ein Amorettchen ein
Das sprechend Amor'n soll und Psychen ähnlich sein
Dieweilen, Amor doch aus Venus Schooße stammet
So werd' das Liebesspiel auf's Neue jetzt entflammet."

„Genug, genug bester Nachbar!" rief ihm dir Hausfrau mit einer Stimme zu, die keinen Widerspruch duldete.

„Sieht er denn nicht, wie die Mädels krebsroth werden? Dichtet wegen meiner Gassenhauer so viel Ihr wollt und singt sie auch in den Kneipen Eueren Saufbrüdern vor, aber mich und meine Familie verschonet mit dem Unflath!"

Schon hatte der würdige Nachbar seinen Mund zur Abwehre geöffnet, als Frau Hummel dazwischen fuhr nud ausrief:

„Ei laß Er uns ungeschoren, ist es nicht eine wahre Schande, daß so viele Albernheiten in Gegenwart eines Gottesdieners wie der ehrenwerthe Canonicus Platteis ist, gesagt werden?"

Wir wissen nicht wie weit und wohin der Streit geführt haben würde, wenn nicht der Canonicus selbst sich des unglücklichen Poeten angenommen und zu Frau Hummel gesagt hätte:

„So geschieht es Jedem, der mit Pech umgeht, er besudelt sich ohne es selbst wissen, der wackere Mann da, hat viel zu viel heidnisches Zeug gelesen, als daß er noch für Unschicklichkeiten empfindlich bleiben könnte."

„O," bemerkte Widtmann schlau lächelnd, indem er dem Domherrn, zur nicht geringen Bestürzung von Frau Hummel sehr cordial auf die Achsel tippte.

„O Euer Hochwürden sind ein großer Pfifficus."

In der nächsten Strophe, welche mich die Hausfrau zu lesen verhindert, habe ich die Nachahmung der Alten noch viel weiter getrieben, soll ich Euch eine Exposition geben.

Der vortreffliche Canonicus hielt sich beide Ohren zu und rannte lachend hinweg, während sich die meisten Herrn um den Poeten sammelten und ungestüm nach der Exposition begehrten.

Tobias Widtmann zog sein Manuscript abermals aus der Tasche und bemerkte gerade, daß er die Einschläferungsscene auf dem Berge Gargaros nachgeahmt habe, als Frau Hummel windschnell herbeigeeilt kam und dem erstaunten Friseur das Papier entriß und die

geheime Vorlesung eben so energisch hinderte, als sie es mit der öffentlichen gethan hatt.

„Pfui," sagte sie auf die herumstehenden Männer deutend; „Wollet Ihr alter Sünder, so leicht feuerfangende Waare noch mit Spiritus tränken, damit sie von freien Stücken zu brennen anfängt?"

„Nein ich dulde solche Verführungskünste in meinem ehrsamen Hause nicht und muß Euch offen gestehen, daß ich Euch, wenn Ihr noch den geringsten Versuch macht, Euere Galgenpoesie an Mann zu bringen, bitten muß, dieses Haus zu verlassen."

Der erschrockene Mann, welcher sah, wie sich Jeder das Glas füllte und sein eigenes Gläschen so leer öde und verlassen da stand, stammelte tausend Entschuldigungen während die Gäste vor Lachen zu bersten drohten. Der Graf zog den verwirrten Dichter mittlerweile bei Seite und stellte ihm liebevoll vor, daß Frau Hummel der gänzlichen Mittheilung seines Gedichtes vollends unwürdig sei, dann schlug er, um die Ehrenkränkung des wackeren Poeten wieder gut zu machen, einen Toast auf den Moldauschwan vor, worunter natürlich Tobias Widtmann gemeint war. Der Vorschlag wurde von Allen gut geheissen und selbst von dem Domherrn mit Acclamation angenommen. Man trank also dem Dichter des preiswürdigen Hochzeitscarmens zu.

Der gefeierte Dichter erhob sich und machte den Tischgenossen in wohlgesetzter Rede begreiflich welch' mächtiger Unterschied zwischen ihm und einem gewöhnlichen Schwan Anas Olor bestehe.

Der gemeine Schwan, bemerkte Widtmann mit vieler Pfiffigkeit, singe nur in seiner Todesstunde, er dagegen, so oft man es haben wolle.

Sodann ertheilte er dem Grafen überschwängliches Lob dafür, daß er ihn Moldauschwan getauft, denn die Moldauschwäne seien selten, kämen — eine Anspielung auf die Badenden — nur in den heissen Sommermonaten auf Augenblicke zum Vorschein und sängen auch da nicht.

Er selbst ein singender Schwan, meine überdieß, wenn er den Versicherungen seiner Haushälterin glauben schenken dürfe — zur Classe von Anas nigra zu gehören.

Allgemeines Lachen unterbrach ihn, Widtmann sah dafür keinen Grund und fuhr fort:

„Ueber wen Sie auch immerhin lachen mögen, meine Herren und Damen über mich oder über meine Haushälterin, so glaube ich Ihnen doch versichern zu müssen, daß weder Einer noch die Andere diese Zeichen Ihrer spöttischen Heiterkeit verdienen.

„Meine Haushälterin meint nämlich ganz einfach,

daß ich zur Classe der Anas nigra zähle, weil ich einen natürlichen Abscheu gegen das Wasser hege; ist das aber etwas Schlechtes und bin ich etwa der Einzige der das Bier dem Wasser vorzieht?"

Unser Freund würde noch eine Stunde so fortgefahren haben, wenn in diesem Augenblick nicht eine reizende Tafel- und Tanzmusik erklungen wäre, welche die Hochzeitsgäste auf ganz andere Gedanken brachte.

Welches Land und welches Volk ist so reich an nationalen Tänzen wie Böhmen?

Böhmen könnte ganz Europa mit Geigern, Flötenspielern, Hornbläsern und Tänzen versehen, ohne darum zu verarmen.

Während aber die böhmischen Musikkanten weit und breit bekannt sind, fehlt doch noch viel, daß auch die unzähligen Nationaltänze eben so verbreitet wären.

Diese böhmischen Tänze sind zum Theil sehr alt und bestanden jedenfalls schon zur Zeit unseres Festes.

Den Anfang machte man mit der „Sousedska," an welcher sich auch die Brauteltern betheiligten.

Nur der ehemals reiche Henkel saß hinter seinem Bierkrug und vergoß ungesehen Thränen der Wehmuth über das wohlgeordnete glückliche Hauswesen, das sich

hier seinen Augen darbot, während sein eigenes so elend verkommen war.

Auf die Sousedska folgte der gemüthliche Hulan.

Daß sich der Moldauschwan im Sèdlàk und Zid besonders auszeichnete dagegen in der Bokycanská durchaus weder Schritt noch Tact hielt, da er stets ein schnelleres Tempo einschlug, wird keinen unserer Leser wundern.

Der Anstand und die Würde, mit welcher Caspar Hummel beim Spacir antrat, fand nicht ihres Gleichen, die beiden Bräute bezauberten ihre Gatten in der Zeczhulicka. — Es ist nur Schade, daß es damals kein Ballet gab, die beiden jungen Frauen hätten mit ihrem reizenden Kukukstanz den Koriphäen des Kärnthnerthortheaters den Rang ablaufen können.

Daß später noch Kolibavka, Placek, Chytava, Cukrabant und Motovidlo den Brautleuten zu Ehren getanzt wurde, wird jeder Kenner altböhmischer Familienfeste glauben, uns bleibt nur als einer Sonderbarkeit zu bemerken, daß der Reigen der Tänze mit der Skákavá geschlossen wurde.

Wie damals üblich wurde die rythmische Bewegung des Körpers mit einem choralartigen religiösen Lied begleitet, das Frau Katharina Brigitte anstimmte,

Während eines gewaltigen Toastes, welcher auf die Brautleute ausgebracht und von Trompetengeschmetter und Paukenwirbel begleitet wurde, hatten sich die Brautleute stille und unbeachtet entfernt.

Als Sabine daheim, in der Brautkammer das mit ihrem Namen bezeichnete Kästchen öffnete, fand sie daß es die Schenkungsurkunde eines großen königlichen Meierhofes in der Gegend von Schönlinde enthielt und als Petronilla fast gleichzeitig den Inhalt ihres Kästchens in Augenschein nahm, bemerkte sie nichts als ein zusammengefaltetes Pergament. Sie öffnete es, las es mit Thränen der Freude in den Augen durch und reichte es dann schweigend ihrem jungen Gatten, das Pergament enthielt die Ernennung des Rittmeisters zum Obersten eines Fähnleins Reiters.

Wir brauchen wohl nicht zu bemerken, das Lang's Haß keine Gelegenheit fand, dem Obristen des Königs Mathias, der nun auch König von Böhmen war, zu schaden. Rudolf hatte diese Beförderung bei seinem Bruder ausgewirkt aber dadurch auch jede Verwendung des von ihm so auffallend begünstigten Offiziers unmöglich gemacht.

Petronilla grämte sich über diese Zurücksetzung ihres Mannes sehr wenig und wurde erst ihres Lebens vollends froh, als Obrist Prendl seine Lanze in der

Himmelsfahrtskirche zu „Sedlecz“ aufhing und dem Dienst völlig entsagte.

Caspar Hummel wurde sehr alt, blieb aber bis auf den letzten Tag seines Lebens rührig und im Genuße seines vollen Verstandes, Frau Hummel überlebte ihren Mann nur eine Woche.

Die Familie hatte das seltene Glück, daß keines ihrer Mitglieder in die großen böhmischen Unruhen verflochten wurde, wie es mit dem zahlreichsten Theil der Hochzeitgäste der Fall war.

Tobias Widtmann erlebte den Tod seines Neffen nicht mehr. Er hatte lange vor dem berüchtigten Fenstersturz das Zeitliche mit dem Jenseits vertauscht.

Eine kleine Aufregung, die durch übermäßigen Genuß von besonders gut gebräutem Bier verursacht war, machte den alten Mann die Stufen verfehlen, er stürzte und brach das Genick.

Jan Kafka's Name wurde von den gleichzeitigen Chronisten nicht aufgezeichnet und verschwand im Sturme der Ereignisse völlig aus dem Gedächtnisse der Zeitgenossen. Wir selbst würden ihn nicht kennen, wenn ihn nicht Rittmeister Prendl ziemlich unleserlich in seinen Memorabilen des Jahres 1611 angemerkt hätte.

Von Graf Thurn ist es unnütz zu reden, die Geschichte hat seinen Nahmen der bloßen Romanschrei-

bung entrückt und uns der Mühe überhoben von seinen späteren Schicksalen zu reden.

Uebrigens nehme ich von Dir, lieber Leser, nicht förmlich Abschied, sondern rufe zusammt den Personen des Buches mit welchen Du Dich gelangweilt oder unterhalten hast: „Auf Wiedersehen, wenn nicht in einem besseren Leben, so doch, wenn Gott will, in einem besseren Buche.!!“

Berichtigungen.

Erster Theil.

Seite	22	statt	Del	soll	es	heißen	Dee.
"	26	"	Infante	"	"	"	Gesandte.
"	—	"	Luniga	"	"	"	Zuniga.
"	57	"	erschrecklichen	"	"	"	ansehentlichen.
"	70	"	Ganywald	"	"	"	Hanywald.
"	90	"	Laß	"	"	"	Loß.
"	95	"	reckte	"	"	"	wandte
"	113	"	„Er riß unfehlbar vom Brückenkopf los"	"	"	"	„Er muß unfehlbar am Brückenpfeiler zerschellen."
"	—	"	„Aber darin fehlt der, Schiffer das Ruder	"	"	"	„Oben darein fehlt dem Schiffer das Ruder.
"	125	"	Spornreiter	"	"	"	Speerreiter.
"	145	"	blasses	"	"	"	bloßes.
"	151	"	Haß	"	"	"	Gast.

Zweiter Theil.

Seite	7	statt	anzunehmen	soll	es	heißen	anzuhören.
"	10	"	ausgeführt	"	"	"	ausgesöhnt.
"	20	"	Gesandten	"	"	"	Jesuiten.
"	29	"	Mahler	"	"	"	Meister.
"	47	"	Todtengesang	"	"	"	Todtenfang.
"	70	"	Schreckens	"	"	"	Schwankens.

